Mörner / Schloß Byavälle

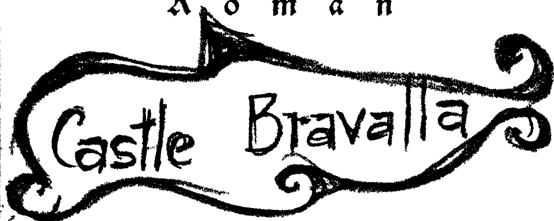
Deutsch von Magda Kahn



Birger Graf Mörner

Schloß Bravalla

Roman



München 1918 bei Georg Müller

Erstes Buch: Die Greife

I. Die eisenbeschlagene Truhe.

Die Brabucht war zugefroren, hoher Schnee deckte das Eis. Wie ein einziges großes weißes Feld lag sie da, im Norden durch das dunkle Kolmarden begrenzt. Hier und dort ragten ein paar Büsche und Klippen aus dem Schnee — die Schären.

Ein Kohlenschlitten, dessen Boden mit Stroh ausgelegt war, kam mit klingenden Schellen die Landstraße dahergefahren, die von Stockholm über das entlegene Kolmarden und Nyköping zum Strande bei Christinae Kapell hinunterlief. Zwei Reiter eskortierten ihn. Die kleinen Pferde waren weiß vom Rauhreif. Tief hatten die Reiter ihre Pelzmützen über die Ohren gezogen, und sie trugen lange Schwerter.

Nun glitten sie über das Eis dahin, in der Richtung nach Schloß Bravalla, das auf seinen Klippen im Sü-

den der Bucht weiß zwischen den winterkahlen Eichen aufleuchtete.

Im Schlitten ruhte, zwischen Wolf- und Luchsfelle hingebettet, ein Mann. Es war Mauritz Birgersson Grip. Er lag im Sterben.

Die Reiter waren seine Söhne. Sie ritten stumm, mit gesenkten Häuptern.

„Hat er sich nicht bewegt?“ fragte der Jüngere, Blondbärtige.

„Nein,“ antwortete der Fuhrknecht.

Wortlos ging es eine Weile fort.

Dann sagte der Ältere:

„Weißt du, ob er den Schlüssel noch unterm Wamse trägt?“

„Ja,“ gab der Blonde zurück.

Wieder Stillschweigen.

„Daß er sich gar nimmer einem von uns vertraut! Wo, meinst du, mag er die Truhe verschlossen halten?“

„Das weiß ich so wenig, wie du.“

„Denk — wenn Vater stürbe, ohn' uns erzählt zu haben, wo er den Schatz verborgen hat! Was glaubst du, daß der Schrein enthält?“

„Gold- und Silbermünze. Wenn er es gleich nit gesagt hat."

„Nein — ich glaube, es sind Perlen. Lange Perlenketten, angetan, einen weißen Hals zu schmücken. Und Handspiegel für schöne Frauen — Topase und Amethyste, vielleicht auch ein Splitter vom Kreuz des Heilands."

„Warum denkst du das?"

„Ich glaube nicht, daß es Geld ist. Denn das hätte Vater verbraucht. Das Einzige, was er mir einmal sagte, war, die Truhe enthalte etwas, das uns, recht angewandt, zum Glück verhelfen würde. Und damit dachte er wohl an Frauengunst."

„Nein, an Macht. Geld ist in dem Schrein."

„Laß drin sein, was mag. Für mich könnte die Truhe gern tief hier unter uns auf dem Grunde der Brabucht liegen, wollte nur Vater wieder genesen. Es wird so leer werden, wenn er geht. Hast du je einen Menschen lachen gehört wie ihn?"

Sie waren nun mitten über dem Wasser. Schwarz wie Tinte erglänzte das offene Meer zwischen den letzten Inseln fern im Osten. Ein Zug Krähen nahm

mit gespreizten Flügeln seinen Weg über die Bucht. Deutlicher als zuvor war Bravallahaus auf seiner Klippe zu unterscheiden. Aus einem der Schornsteine stieg Rauch empor.

Mauritz Birgersson Grip lag unbeweglich wie zuvor in seinen Raubtierfellen. Hin und wieder atmete er schwer, oder es entrang sich ein Röcheln seiner Brust. Die Lungen waren wund — Fieber hielt ihn gepackt.

Der Schlitten schwenkte zwischen dem festgefrorenen gelben Binsengesträuch ein. Nun den tannenbestandenen Berg hinauf, über den Bach und an der kleinen Mühle vorbei, gegen deren Mauer ein zertrümmerter Mühlstein lehnte. Endlich Schloß Bravalla. Ein paar große Hunde mit Eisenstacheln im Halsband kamen mit wütendem Gebell herausgestürzt, doch da sie die Ritter und den Kranken erkannten, wandelte sich der drohende Laut in freudige Begrüßung.

Auf dem Hof stand eine Strohgarbe um einen Pfahl geschichtet. Es war Vorweihnachtstag. Durch das Schellengeklingel erschreckt, flog ein Schwarm Gelbfinken auf, als der Zug vorüberkam.

Türen wurden geöffnet und zugeschlagen. Das Hofgesinde kam heraus.

Über der Treppe mit ihrer schweren, eisenbeschlagenen Eichentür hing das Wappen der Greife,*) ein raubvogelartiger Kopf.

Die Tür flog auf und heraus kam Anna Catherina. Sie hatte der Brüder Stimmen gehört und wollte sie jubelnd willkommen heißen. Ein kleines rotes Mützchen saß ihr im Nacken, und darunter quoll das Haar wie ein Strom flüssigen Goldes hervor. An den Füßen trug sie kleine Holzschuhe.

Sie sah die ernsten Gesichter der Brüder — ihrer Brüder, die sonst so gerne lachten. Sie sah den Kohlenschlitten und des Vaters Augen. Entsetzt blieb sie stehen, die gefalteten Hände gegen den Hals gepreßt. — —

Welch schwere Weihnacht.

Wohl brannte von der Dämmerstunde an die Fackel an der Wand des steingedielten Vorsaals. Sie beleuchtete die Elchgeweihe an den Wänden, an denen Wolfsschlingen und Fischereigeräte aufgehängt waren. Beleuchtete auch das Bild des Vaters, wie er dastand,

*) „Grip" bedeutet auf deutsch soviel wie „Greif".

streitbar, eine Hand in die Tasche versenkt, während die andere den Kommandostab umfaßte, neben ihm der Kopf eines großen Hundes mit eisernem Stachelhalsband.

Aber sonst war das ganze Haus dunkel. Nur in dem Eckzimmer nach der Brabucht hinaus, wo der Kranke lag, in einem Armleuchter ein Talglicht. Anna Catherina hatte es selbst gezogen.

Nein, hier war kein Zweifel mehr möglich — Mauritz Birgersson Grip lag in den letzten Zügen. Er hatte zwar die Sprache wiedererlangt, aber seine Seele war schon weit fort, seine Rede verwirrt. Das Fieber war sehr hoch.

Herr Mauritz, der früher Landeshauptmann in Abo gewesen, hatte sich nach König Karls Tode auf seinen Hof zurückgezogen. Hier wollte er altern und sterben, im Angedenken an seinen seligen Herrn, der ihm bei Lebzeiten soviel Gutes getan hatte. Nach Stockholm und an den Hof zog es ihn nicht mehr, zumal, wie er zu sagen pflegte, „der junge Fürst, Herr Gustav Adolf, guter Lehre nicht zugänglich war, sondern es mit jenen hielt, die ihm allen Willen in bezug auf Frauenzimmer,

Kartenspiel, Jagd und andere sotane Zerstreuungen ließen". In Abo hatten er und seine liebe Frau nie einen gesunden Tag gehabt. Im Glauben an ihren Erlöser war sie dann zu Gott eingegangen, und von Tag zu Tag verschlimmerte sich sein eigenes Leiden. Nun hatte er ein paar ruhige Jahre durchlebt, sich der Erziehung seiner Kinder gewidmet und, laut den nachmaligen Aufzeichnungen des jüngeren Sohnes in der Chronik des Hauses, „täglich und gar inniglich Gott gebeten, er möge ihm die Gesundheit wieder schenken, im Verein mit fleißiger Fürbitt um das Wohl des Landes und des jungen Herrn und Königs Gustav Adolf, dem der gütige Gott allerhand Glückseligkeit verleihen möge". Kürzlich war er indes von der Königinmutter, Frau Christina, an den Hof zurückberufen worden, und da, wie er erachtete, dem Begehr dieser hohen und edlen Dame zu widerstehen ihm nicht zukam, hatte er sich mit seinen beiden Söhnen auf den Weg begeben, war aber nicht weiter gekommen als bis Nyköping, allwo die tödliche Krankheit ihn ereilte.

Meister Isak, der reckenhafte Seelsorger von Bravalla, kniete betend neben dem Bett. Am Fußende saß

Anna Catherina und las halblaut aus dem Gebetbuch vor:

„Wenn einst mein Geist von dannen geht,
All' Menschenweisheit mir enträt,
So komm, Herr Jesu Christe mein,
Und nimm mich sänftlich zu Dir ein.
Verkürz in diesem Jammertal
Mir Todespein und Todesqual."

Auf der anderen Seite des Bettes mit seinen Eckpfeilern von gedrehtem Eichenholz standen gesenkten Hauptes die Brüder. Der Ältere hatte die Hand durch den Leibriemen aus gelbem Elchleder gesteckt. Stumm blickte auch der Blonde vor sich hin. Das Feuer in dem offenen Kamin warf flackernde Lichter und ließ Anna Catherinas Goldhaar aufleuchten.

Der Kranke spielte mit den Fingern auf der Bettdecke:

„Die bösen Geister von mir treib,
Mit deinem Geist du bei mir bleib,
Aus ihren Banden lös die Seele,
Die ganz ich deiner Huld empfehle.
Den Leib nun laß zur Erde gehn
Und froh am jüngsten Tag aufstehn."

Ein Röcheln drang aus der Brust des Kranken. Noch ein qualvolles Aufatmen, und er war tot.

Das grüne Gebetbuch war Anna Catherina entglitten. Seine silbernen Ecken und Beschläge blinkten zwischen dem Wachholderreis, das den Boden bedeckte. Anna Catherina war neben dem Toten auf die Knie gesunken und drückte das junge Antlitz in die Kissen.

Meister Isak hatte sich erhoben. Segnend breitete er die Hände über den Toten. Die beiden Brüder hielten die Stirn mit der Hand bedeckt.

Meister Isak beugte sich nieder und hob das Gebetbuch auf, es Mauritz Birgersson auf die Brust zu legen. Da merkte er, daß der Tote mit der linken Hand unter dem Gurt des Hemdes einen Schlüssel festhielt, der, von einer schmalen Goldkette gehalten, an seinem Halse hing. Und Meister Isak, der des Heimgegangenen Freund und der Lehrmeister der beiden jungen Greife gewesen, streifte die Kette über das Haupt des Toten und faltete ihm die Hände über dem Gebetbuch. Noch einen Augenblick wog er die Kette unschlüssig in der Hand, dann ging er auf den älteren der Brüder zu, dessen Name Eskil Mauritzson war, und hing sie ihm um den Hals.

Nun legte er sanft die Hand auf Anna Catherinas lichten Nacken und sagte mit seiner ruhigen, tiefen Stimme: „Und jetzt, meine Kinder, singen wir: Mein Jammer nun ein Ende hat, Ich kehr mich ab von dieser Statt!"

II. Anna Catherina.

In den Schluchten des Berges, der sich dicht bei Bravallas weißen Schloßmauern zum Wasser hinunterzieht, wachsen im Frühjahr dicke Büschel von Stiefmütterchen. Des Morgens wenden sie alle ohn' Ausnahme die Köpfchen der Ostsee zu, über der die Sonne aufgeht. Des Mittags strecken sie ihre kleinen Blumenhälse der hoch im Süden stehenden Sonne entgegen, des Abends blicken sie westwärts ins Land hinein — dorthin, wo sie versinkt. Und wenn die Dunkelheit kommt, rollen sie ihre Blütenblättlein zusammen und gehen zur Ruhe.

All dieser Dinge hatte Anna Catherina wohl geachtet in den Lenzzeiten, die kamen und gingen. Doch sie war sichern Glaubens voll, daß ihre Stiefmütterchen gleich ihr selbst nur deshalb dort standen und über das Wasser oder den Weg nach Stegeborg hinab spähten, um zu

sehen, ob nicht endlich die Brüder und der junge Kurck von Allond aus dem Kriege heimkehrten.

Es war so still in dem alten Hause geworden, seit die Brüder dem jungen König nach Polen gefolgt waren. Anna Catherina war froh, daß sie ihre Arbeit hatte. Sie pflegte den Garten, versorgte Kühe und Schafe, sie hatte die Milchwirtschaft unter sich und hielt die Webstühle im Gang. Und wenn es des Abends dämmerte, indes sie mit ihren Mägden beim Spinnrocken saß in dem Saal, der nach der Brabucht hinaus lag, geschah es mitunter, daß Brita Christina, des Waldhüters Tochter, die fröhlichste unter all den Mädchen, ein Lied anstimmte, weil sie fand, daß die Herrin traurig aussehe.

Ein Lenz nach dem andern ging hin, und noch immer standen Anna Catherinas Stiefmütterchen auf Ausguck, aber nimmer erschien das erwartete Segel auf dem Meere, nie kamen die Brüder den Stegeborger Weg heraufgeritten.

Immer bleicher wurde Anna Catherina. Sie begann zu husten.

Und als in Alland die Kunde eintraf, daß der junge

Herr Gabriel Kurck bei der Belagerung von Birse, der alten Feste der Radziwill, den Tod erlitten, wurde sie immer stiller, und nicht einmal mehr Brita Christina vermochte ihr ein Lächeln abzugewinnen. Sie wurde immer schmaler und wie durchsichtig; nur das Haar, ihr reiches Goldhaar, schien zu wachsen und zu wachsen, und zuletzt ward es so schwer, daß sie immer mit zurückgebogenem Haupte ging. Und als sie eines Lenzabends starb, meinten all ihre Mägde, schon ehe sie tot war, sei es gewesen, als habe nicht nur die Seele, sondern auch ihr junger Körper die Erde bereits verlassen. Sie legten sie in den Sarg und breiteten ihr Haar über die Decke. Sie ward ganz davon eingehüllt, und es war ein so schönes Bild, wie sie dalag und ihr bleiches Antlitz gleichsam aus einem Meer von goldenen Wogen erhob, daß selbst der streitbare Meister Isak, der jetzt Bischof in Linköping war, seine Hand an die Augen legte und weinen mußte. Als die Hofleute kamen, um den Sarg auf den Wagen zu heben, ließ er es nicht zu, daß sie ihn anrührten, sondern lud ihn sich selbst auf die Schultern und trug ihn an der Spitze all der Trauernden, die von nah und fern

herbeigeströmt waren, zur Kirche von Bravalla. Und als sie so weit von dem weißen Schloß an der See entfernt waren, daß die Kirchenglocken schon zu hören waren, stimmte der reckenhafte Bischof, der in breitem weißen Kragen, das Goldkreuz auf der Brust, dem Zuge mit dem Sarg auf seiner mächtigen Schulter voranschritt, ein Lied an, und alles Volk fiel ein, und unter Singen folgten sie zwischen Hag und Feld Anna Catherina, die zur ewigen Ruhe in der alten Grabstätte der Greife ging.

III. Der Schnee.

Als die jungen Greife endlich über die Ostsee in ihr heimatliches Nest auf der Klippe zurückgeflogen kamen, fanden sie es leer. Eskil, der Ältere, war noch düsterer geworden, der jüngere Stellan strahlte gleichsam lichter.

Doch lange hielt es sie nicht daheim. Der Krieg gegen den Kaiser und die Päpstlichen war entbrannt, Gustav Adolfs Würfel waren gefallen. Wieder stand Schloß Bravalla leer und tot. So vergingen Jahre.

Eicheln, die zur Zeit des Auszugs der Brüder in den Schoß der Erde um Bravallahaus gefallen waren, erwuchsen zu starken, jungen Eichbäumen, aus kleinen Mädchen, die, den Daumen im Mund, den jungen Rittern bei ihrem Auszug verwundert nachgestarrt hatten, waren junge Frauen geworden, die selbst wieder Kin-

der hatten, ehe endlich die Nachricht eintraf, daß sie nun auf dem Heimwege seien.

Zuerst langten große Fuhren mit Möbeln, Büchern und Kostbarkeiten an, und mit ihnen Erland Jonsson, der Ritter, dessen Wiege in Bravalla stand. Nun war er ein gewaltiger Kerl, der seine Befehle mit weithinschallender Stimme erteilte, sang und lachte und, weiß Gott, seine Muttersprache fast verlernt hatte! Dann kam der gnädige Herr selbst, der es mittlerweile im Kriege zu großen Ehren gebracht. Silbergrau schimmerte es an seinen Schläfen. Und zu seiner Rechten ritt eine junge, zierliche Dame mit großen Schwarzaugen. Schön war sie in ihrem dunklen Haargelock, doch sie machte einen verschüchterten Eindruck und schien zu frieren. Es war seine Frau, eine geborene Reichsgräfin, das reinste Kind noch. Sybilla von Dewitz hieß sie und kam von Schloß Falkenfels in Bayern. Die Leute sagten, er habe sie im Sattel durch Europa geführt.

Nun brach eine neue Zeit in Schloß Bravalla an. Oberst Eskil ließ dem Hause noch ein Stockwerk aufsetzen und zierte das Dach mit einem kupfergedeckten Turm. Auf dem Schloßplatz aber führte er in rechtem Winkel

zu dem Hauptgebäude zwei lange Seitenflügel auf, jeden mit zehn Zimmern, und verband sie durch eine niedrige Mauer, in die eine eiserne Gittertür eingelassen war.

Drinnen hingen an den Wänden schöne Gobelins, welche die Taten Alexanders des Großen und seiner Feldherren in natürlicher Größe zeigten. Mächtige geschnitzte Schränke hielten hinter dicken Türen schwere Kannen und Trinkgefäße aus Silber verborgen. In dem Gemach, das rechts der Treppe lag, richtete der Oberst eine Bibliothek und ein Naturalienkabinett ein, mit Erd- und Sterngloben und seltenen Bänden in Pergament oder Leder.

Es gab Leute, die wissen wollten, Oberst Eskil habe nach dem Tode seines Vaters einen großen Schatz gefunden, aber andere, die besser berichtet waren, erzählten, daß er sein Geld und Gut draußen im Kriege gewonnen habe, besonders unter Königsmarck in Prag.

Mit der Zeit kam auch der jüngere Grip zurück. Gott weiß, was für Abenteuern er bis dahin nachgegangen sein mochte! Im Kriegshandwerk hatte er es nicht weiter als bis zum Rittmeister gebracht, und war er

einmal zu Geld gekommen, so war er es ebenso schnell wieder los. Aber seine strahlende Gesundheit besaß er noch und sein frohes Lachen. Nun gab ihm der ältere Bruder Lönd zu bewirtschaften, den Hof, der nach Osten zu auf einer Halbinsel Schloß Bravalla zunächst lag. Jagen und Fischen war sein Leben. Dann verheiratete er sich mit Ingeborg Kurck von Allonö, deren Bruder sein Jugendfreund gewesen. Nun stand es gut um Haus und Hof. Sie versorgte nicht nur das Anwesen, sondern auch Stellan Grip selbst aufs beste.

Auf Schloß Bravalla ging es indes prächtig zu. Stattliche Karossen mit Lakaien auf dem Dienersitz fuhren vor, Tanz und Spiel herrschte. Hier trafen sich all die vornehmen Herrschaften, die Herzogspaare aus Stegeborg und Braborg, Reichsrat Graf Lillje von Lövstad — der mit dem Holzbein — und seine Frau Christina, die mit den Greifen verwandt war.

Doch die dunklen Augen der jungen Reichsgräfin Sybille wurden immer trauriger. Sie fror. Gewiß war ihr Mann gut. Er hätte sie auf Händen tragen mögen. Aber er war so still, so ernst. Und dann das mit der Religion. Nicht, daß ihr Mann etwas dagegen

gehabt hätte, daß sie so eigensinnig an ihrem katholischen Glauben festhielt. Obwohl es ja mancherlei Unwillen erwecken konnte, hatte er ihr sogar eine kleine Kapelle unterhalb des Schlosses gebaut, in den Tannen nahe am Wasser, und im Kavaliersflügel wohnte, wenn man den Leuten glauben durfte, ein verkleideter katholischer Priester, der im gewöhnlichen Leben als der Bibliothekar des Schlosses galt.

Wäre nur ihre Ehe mit einem Kinde gesegnet worden, so hätte sie gewiß anderes genug gefunden, an das sie denken konnte. Die kurzen Sommer ließen sich noch eher ertragen. Da machte sie sich mit ihren Blumen im Garten zu schaffen und freute sich an der Sonne, die so warm strahlte, wie an ihrer geliebten Isar. Aber selbst im Sommer konnte sie ihres Lebens nicht recht froh werden, denn die hellen Nächte peinigten sie. Und zur Winterszeit schloß sie sich ein. Mehr noch als unter dem hellen Dämmer der Sommernächte litt sie unter den endlos langen, dunklen Tagen.

So saß sie eines Tages im Frühling an ihrem Fenster.

Das Eis hatte zu tauen begonnen. Mit Donnergekrach war es in den letzten Nächten beim Ge-

sang des brausenden Sturmwindes geborsten. Knirschend hatten die Eisschollen sich gebäumt, wie eine Herde wilder junger Fohlen waren sie dem Meere zu gerast. Nun stand das Wasser schwarz bis an die schneebedeckten Ufer. Aber auf den dunklen Wogen wiegte sich eine riesige Schar von Möven, deren weiße Brust leuchtete.

Der Bibliothekar, ihr Beichtvater, stand neben ihrem Stuhl in der tiefen Fensternische. Er trug ein schwarzes Sammetbarett, das er nie ablegte, um seine Tonsur nicht unnütz zu entblößen. Die mageren Hände spielten mit einem Rosenkranz.

„Hu — sieh nur die Schneevögel im Wasser," sagte sie. „Wie ich sie hasse!"

„Hassest du sie?" fragte der Priester. „Was haben sie dir denn Böses getan, meine Tochter?"

„Ich hasse sie, weil sie so weiß sind. Ach diese Weiße, diese weiße Weiße, sie tötet mich! Weiß ist die Kälte, weiß ist der Tod. Seit Monaten hüllt mich dies Totenkleid ein. Wald und Feld sind weiß, weiß sind selbst die Stämme der Bäume. Die Luft geht weiß mit Schnee. Ich freute mich, daß die Bucht jetzt nicht mehr so weiß

aussah, und nun schwimmen diese Schneevögel da unten. Und du fragst, warum ich sie hasse!·

Gestern kam der Rittmeister aus Lönd herüber. Er war auf der Jagd gewesen. Auf der Treppe legte er einen erlegten Hasen und eine große Eule nieder. Beide waren weiß wie Schnee. Oh — in einem weißen Haus gefangen zu sitzen, in einem weißen Haus in weißem Schnee mitten in einem weißen Wald mit weißem Getier! Das ist grauenhaft, ist Hexerei."

Sie verstummte und stützte ihr bleiches Haupt in die Hand. Ihre Augen blickten müde. Süß ringelten sich die schwarzen Locken um die Spitzen an ihrem Hals.

Und es ward Frühling. Die Kraniche kamen trompetend angezogen und ließen sich auf der anderen Seite der See in den Moorbrüchen von Kolmarden nieder. Eine große deutsche Gesandtschaft, die auf der Reise nach Stockholm begriffen war, zog des Wegs vorbei. Sie blieb über Nacht in Bravalla, aber der Botschafter selbst und die Vornehmsten seiner Schar wurden im Schlosse aufgenommen. Als die Gesandtschaft nach wohlverrichteten Geschäften einige Monate danach auf dem Rückweg nach Ystad und dem Festlande Bravalla

wieder berührte, war Carl Grip auf einer Reise nach Orebo begriffen. Da er nach Hause zurückkehrte, war die Gräfin verschwunden, und mit ihr der alte Priester. Die Sehnsucht nach dem Lande, wo die Trauben reiften und Glockengeläut zur Messe lud, war zu übermächtig in ihr geworden.

Wäre nun der Oberst nicht so stolz gewesen, er hätte ohne Mühe die Gesandtschaft, die sehr langsam reiste, einholen können. Aber so etwas lag nicht in seinem Sinn. Wollte die kleine Gräfin nicht freiwillig bleiben — er hielt sie nicht gefangen. Von jenem Augenblick an wurde er jedoch ein anderer Mensch. Er zog sich von allen zurück, und Schloß Bravalla verfiel. Der Park, der zuvor ein Lustgarten mit allerlei seltenen Blumen und duftenden Rosenhecken gewesen, stand nun voll Unkraut. Er entließ fast all seine Diener. Die Prunkgemächer wurden abgeschlossen, eine dicke Staubschicht legte sich mit der Zeit auf die Fußböden. In den tiefen Fensternischen häuften sich tote Fliegen, zwischen Schränken und Wänden woben Spinnen ihre Netze.

IV. Die Kätnerhütte.

Zwei Elstern zogen kreischend ihre Kreise über dem seichten Strandwasser. Das Weiße unter ihren Flügeln leuchtete weiß und die langen roten Beine leuchteten rot, denn die volle Frühlingssonne fiel darauf.

Unter der Wasseroberfläche, die in der Nähe des Berges hellgrün war, war der Tang in braungelben Büscheln sichtbar.

Zuoberst auf dem Berge, der hier lotrecht in die Bra=bucht niederstürzte, lag die alte Waldhüterkate, grau, niedrig und torfgedeckt.

Rund um das Gehege ein moosbewachsener Zaun. Die Tür zu der kleinen Vorratsscheuer, die ein aus=gesägtes Herz aufwies, stand offen. Von drinnen ver=nahm man Geräusch. Ein barbeiniges Mädchen kam heraus. Sie trug eine Holzschüssel mit Milch. Während sie auf dem dunklen Wege unter den Obstbäumen dem

Hause zuschritt, blickte sie keinen Augenblick von ihrer Milch auf und biß sich in der Sorge, sie zu verschütten, auf die Unterlippe. Sie war zart und hatte braune Augen. Zwei Blütenblätter fielen in ihr schwarzes Haar und eines in die Milch, auf der es umherschwamm wie ein kleines rotgerändertes Segel.

Es raschelte am Gartenzaun, der in der Richtung des Moorbruchs lag und im Sommer über und über voll Sumpfbrombeeren hing. Es klang, als schlage jemand mit einer Stange ans Gitter.

Das Mädchen wandte den Kopf. „Sei ruhig, Petter," rief sie. „Merkst du nicht, daß ich zu tun habe?"

Damit ging sie ins Haus. Ununterbrochen rieselten die Apfelblüten hernieder. Um den Giebel der grauen Hütte surrten die Bienen, die dort ihre gelben Strohkörbe hatten. Das Mädchen kam mit einem Stück Brot in der Hand wieder heraus und trat an den Zaun. Draußen stand ein großer Elch mit weitausladendem braunen Geweih, das er dem Kinde wie einen Schaukelsitz darbot. Schnaubend scheuerte er mit seiner Krone an den Zaunpfählen. Als das Mädchen zu ihm trat, hob er schniefend den Kopf mit den großen Naslöchern

über das Staket, schob das Maul hin und her und schnappte nach dem Brot. Die Kleine zupfte ihn an seinem langen braunen Kinnbart. Auf der Höhe unter den Jungtannen zeigte sich ein Elchtier mit seinem Kalb, aber sie wagten nicht, näher zu kommen.

Petter knabberte an dem harten Brot, indes die Kleine ihn hinter den Gehören kraute. Als die Mahlzeit zu Ende war, sammelte sie die Krumen, die er hatte auf den Boden fallen lassen, hielt sie ihm auf der flachen Hand hin und versetzte ihm dann einen leichten Schlag auf die Schnauze. Der Elch bäumte sich schnaubend auf, machte kehrtum und verschwand in gelindem Trab mit seiner Familie im Waldesdämmer.

Das Mädchen strich sich die Schürze glatt, holte eine Harke herbei und begann, die Erde aufzulockern. Hier war Großmutters seltsamer Kräutergarten. Hier gediehen all die Pflanzen, mit denen sie Schmerzen und Krämpfe zu heilen verstand. Außerdem pflückten sie freilich auch welche, die wild wuchsen. Es war wirklich wunderbar, wie klug die Großmutter war! Selbst aus Nesselkraut konnte sie einen Trank brauen, der vierzig und eine gute Eigenschaft besaß. Und mit einem Auf-

guß aus Maiblumen, von denen das Kind immer geglaubt hatte, sie seien nur ihres süßen Duftes wegen da, konnte sie Vergiftungen und den Biß toller Hunde heilen. Ja die Großmutter, die war klug.

Die Schlingrosen rings um die Hütte begannen schon lange Triebe auszusenden. Ob sie wohl wieder so hoch emporschießen würden, wie im Vorjahre, und das ganze Dach umranken? Die kleine Stube war stets in einen rötlichen Schimmer getaucht gewesen, sobald die Sonne darauf geschienen hatte. Dann fiel ihr auf einmal die schwarze Ringelnatter mit den zwei gelben Stirnflecken ein. Dieses Jahr hatte sie sich noch nicht blicken lassen am Weiher. Wenn nur der Schweinigel ihr nichts getan hatte! Nun, es konnte für alle Fälle nichts schaden, wenn sie ihr schon jetzt ihre Milch hinstellte.

Eine Frau schob sich durch die Gartentür. Sie hatte den Kopf verbunden und eine geschwollene Backe: jemand Krankes, der zur Großmutter wollte.

Die Schwalben schossen durch die Luft. Ganz oben unter dem Dachfirst hatten sie ihre Nester. Wo sie wohl den langen Winter über gewesen sein mochten?

Es duftete Frühling und feuchtes Erdreich.

V Die Quadratur der Planeten.

Wie lange war es her, seit jemand in Schloß Bravalla gelacht. Der alte Greif hatte sich auf immer von der Welt zurückgezogen. Königin Christine hatte ihn, lange, ehe er Land und Krone verließ, zum Freiherrn gemacht, doch nie war es ihr gelungen, ihn an ihren Hof zu locken. Nun war er fünfundsiebzig Jahre, mager, knochig und frostig. Er lebte ganz allein oben im Schlosse in einer kleinen Kammer neben der Bibliothek. Die Leute behaupteten von ihm, daß er sich kaum das Essen gönne.

Seine meiste Zeit verbrachte er bei seinen Büchern im Turmzimmer, wo er sein Laboratorium und seine astronomischen Instrumente hatte. Nur selten tauchte er im Park unter den Eichen auf oder ließ sich im Sattel erblicken — allezeit, wenn nicht gerade die Hundstage waren, in seinen langen, grünlichen Fuchspelz gehüllt.

Seinen Bruder, den Rittmeister auf Lönd, besuchte er niemals mehr, obwohl sie so nahe Nachbarn waren. Vor zwei oder drei Jahren hatte der Rittmeister einen Sohnessohn bekommen. Da war der Alte, anstatt sich zu freuen, finster und noch zurückgezogener geworden. Er hatte dem Kleinen das Horoskop gestellt und es wenig günstig gefunden. Daher seine Kümmernis. Nun wurde wiederum ein Kind drüben erwartet. Was würden wohl diesmal die Sterne künden?

Und es kam eines Abends ein Bote von Lönd herübergerudert. Ein Knabe war eine Viertelstunde nach sechs Uhr zur Welt gekommen, Mutter und Kind befanden sich wohl.

Sechs und fünfzehn! Der Alte studierte seinen Sternenglobus und setzte den Zirkel an. Sechs und fünfzehn. Heute war der zweite Juni.

Am Spätabend, als die Sterne am Himmel aufgetaucht waren, stand der Alte in seinem Turm. Am Horizont über der Ostsee stand gleich einer leuchtenden Fackel Jupiter, der König unter den Planeten, der glückliche und starke Stern. Dann bemerkte er einen andern Stern im Süden, der über dem Waldesrand flimmerte.

Im Sternbild des Löwen sah er ihn stehen, und nun wußte er, daß die Sternenuhr diem horas anzeigte.

Er begab sich hinab in die Bibliothek und schlug einen schweren Folianten auf. Es waren Keplers „Tabulae Rudolphinae“; und nachdem er die Nacht über den Kreislauf der Planeten studiert, fand er Standort und Stellung der sieben Wandelsterne.

O seine Ahnung! Das Kind war im Zeichen des Skorpions geboren. Mars stand im Krebs, dem Totenhaus. Im Süden flackerte in ihrem unruhigen roten Schein Venus, der Morgenstern; tief am nördlichen Horizonte stand der düstere, bleigraue Saturnus. Bildete er nicht Quadratur mit Jupiter? Alle drei bildeten sie mit Jupiter Quadratur!

Tod und Teufel! Bedeutete das, daß die Greife aussterben sollten?

Er steckte die Hand in das Wams und tastete nach dem Schlüssel, der dort an seiner Goldkette hing.

Die Lampe auf dem Tisch warf ihren Schein auf seinen starren weißen Bart. Sein Käppchen hatte er neben dem Buche vor sich hingelegt, er preßte die knochige Hand gegen seinen kahlen Scheitel. Das Licht

spielte in dem Messingring der großen Erdkugel, die neben seinem abgenutzten Ledersessel stand. Auf den ehemals weißen Bücherborten hinter ihm standen und lagen Reihen von Büchern und Pergamenten, Flaschen und Retorten.

Das Licht begann zu flackern, aber noch immer saß er und starrte aus seinem harten runzlichen Gesicht vor sich hin. Sein nach innen gekehrter, gleichsam erloschener Blick wanderte zur Decke, von der eine große ausgebrannte Kupferlaterne herabhing. Auf dem Tische stand eine zinnerne Schüssel und sein noch unberührtes Mahl von Schwarzbrot und Fisch.

VI. Rosmarie.

Des alten Freiherrn Eskil hatte sich die Überzeugung bemächtigt, daß es bei der Ankunft des jüngsten Greif auf dieser Welt nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Wäre sie nur siebzehn Minuten eher eingetreten, des Kleinen Horoskop wäre ein ganz anderes gewesen. Dann hätte ein großer und lichter Stern über der Zukunft des Kindes und des ganzen Geschlechtes gestrahlt; alles würde glücklich und gut verlaufen sein. Als nun der Alte bei genauerer Nachforschung erfuhr, daß Mutter Brita Christina aus der Waldhüterkathe Wehmutter gewesen war, wuchs sein übler Verdacht immer mehr an. War sie nicht öfter schon Hexe genannt worden? Hatten nicht die Dorfleute allemal, wenn eine Kuh güste geworden oder ein anderes Mißgeschick eingetroffen war, deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Brita Christina der Sache wohl nicht so ganz fernstand? Gab

es doch sogar manche, die behaupteten, sie habe um die Osterzeit jene unheimliche Meeresinsel aufgesucht, die im Volk die „Blaue Jungfrau“ hieß!

Genug — der alte Grip sandte dem hochehrwürdigen Konsistorium zu Linköping ein Schreiben, in dem er ersuchte, das Konsistorium möge wegen der vorliegenden Tatsache eine Untersuchung des verbrecherischen Treibens der Witwe einleiten. Und der Bischof, der ein gewaltiger Diener seines Gottes war, hatte unverzüglich (zumal das Schreiben von einem so hohen Herrn wie dem Greif von Bravalla unterzeichnet war) bei einem der königlichen Befehlshaber die Gefangennahme der Witwe erwirkt.

Nun wollte es der Zufall, daß der Rittmeister gerade auf Gasterei beim Probst zu St. Annae in Herrdorum gewesen war. Heimreitend kam er die Stegeborger Straße entlang und hatte schon ein gutes Stück des Wegs zurückgelegt, der die Kirche von Bravalla mit Färjestad und Bravalla verband, als er einer Reiterschar ansichtig ward. Beim Näherkommen bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß es Soldaten waren, die in ihrer Mitte in hohem Saumsattel ein altes Weib

führten. Um den Leib der Frau war ein Seil geschlungen, an dem die Reiter sie von beiden Seiten festhielten. Nun erkannte der Rittmeister auch, daß es Brita Christina war.

Stellan Grip brachte sein Pferd mit hartem Griff zum Stehen. „Halt!" brüllte er.

Die Alte saß mit festgeschlossenen Lippen auf ihrem Gaul. Unmutig starrten die Reiter vor sich hin. Dann berichtete der Älteste unter ihnen, warum das Weib nach Linköping abgeführt werden sollte und wer es angeklagt.

In diesem Augenblicke ertönte Pferdegewieher im Rücken der Schar. Ein einzelner Reitersmann näherte sich auf der Landstraße. Es war der alte Sonderling von Bravallahaus in seinem grünen Fuchspelz. Er ritt sein altes Pferd, dessen verwilderte Mähne niemand pflegte und dessen Satteldecke in Fetzen herniederhing. Kerzengerade saß er im Sattel, und von den Seiten seines Baretts standen die Fuchsschwänze gleich ausgebreiteten Flügeln ab.

Der Rittmeister trabte ihm entgegen. Beide Brüder hielten zugleich ihre Pferde an. Der Rittmeister war sehr erregt und ganz rot im Gesicht.

„Ich glaube, du bist verrückt geworden, Eskil!“ sagte er.

„Guten Morgen,“ antwortete der andere.

„Ist es möglich, daß du Brita Christina der Hexerei angeklagt hast? Du — du?“

„Es scheint dir nahe zu gehen, wie ich sehe. Na ja, ist wohl begreiflich. Kann mich erinnern, daß ihr zwei in eurer Jugend manche Sommernacht zusammen scharmiertet. Da regt sich wohl der alte Kavalier.“

„Eskil!“ brauste der Rittmeister auf und zog seinen kurzen Hirschfänger.

„Sie soll vernommen werden, und ist sie eine Hexe, so gebührt ihr der Tod auf dem Scheiterhaufen!“

„Bist du rein von Sinnen, Eskil — sie war ja Anna Catherinas Freundin!“

Da zog Freiherr Eskil, der bis dahin wie ein Bild aus Erz dagesessen hatte, die Zügel so scharf an, daß der Gaul mit dem Kopf zurückzuckte. Einen Augenblick kreuzten sich die Blicke der Brüder. Dann rief der Alte den Reitern zu: „Kerls! In Jesu Namen laßt das Weib laufen. Ich nehme es auf mein Haupt!“

Darauf wandte er um und ritt langsam, ohne zurückzublicken, heimwärts.

Noch lange nach Sonnenaufgang saß er in seinem Stuhl beim Erdglobus, das Kinn in die magere Hand vergraben. Da hörte er plötzlich ein knarrendes Geräusch hinter sich. Es klang, als habe sich das Fenster geöffnet. Was war das — eine Spukgestalt? Das Fenster war von außen aufgestoßen worden, und ein barbeiniges Mägdlein, einen Busch Wiesenblumen in der Hand, saß auf der Fensterbank.

Grimmig fuhr der Alte in die Höhe.

„Wer bist du, Mädchen! Fort — hinaus!"

Die Kleine lachte.

„Bleib ruhig, alter Mann," sagte sie. „Ich will nur ein wenig mit dir plaudern. Sieh, was für schöne Blumen ich habe. Da, nimm sie."

Und sie streckte ihm den Blumenstrauß entgegen. Weiße Anemonen waren es und Tausendgüldenkraut. Das ganze Zimmer füllte sich mit ihrem Duft.

„Hinaus," wiederholte der Greis, aber er fand nicht das Herz, sie anzurühren.

Das Mädchen sah ihn an und öffnete den frischen Mund zum Lachen.

„Schämst du dich nicht, alter Mann," sagte es,

„schämst du dich gar nicht, solch häßliche Dinge zu schreiben?"

„Woher weißt du, was ich geschrieben?" fragte der Alte zögernd.

„Du hast an die Alten in Linköping geschrieben. Du hast Großmutter verklagt. Du glaubst, daß sie schuld daran ist, wenn deine Kühe güste werden. Und du glaubst, daß sie daran schuld ist, daß der kleine Grip unter einem schlimmen Stern geboren ist. Schämst du dich nicht?"

Freiherr Eskil war zu betroffen, um antworten zu können. Sein alter Kopf begann auf dem dünnen Halse hin und her zu wackeln, und er mußte sich an der Stuhllehne festhalten. Er wollte sprechen, vermochte aber nur zu schlucken.

„Wer bist du?" fragte er endlich.

„Ein Kind aus deinen Gauen," sagte sie. „Großmutter nennt mich Rosmarie, weil sie mich einst im blühenden Rosmarin fand. Sag, alter Mann, warum liebst du das Leben?"

„Ich? — Ich hasse und verfluche es ja, das Leben."

„Dein eigenes, ja," sagte das Mädchen und legte den

Kopf auf die Seite. „Und deshalb machst du es dir und den andern unerträglich. Du grämst dich, weil dir die Sterne gesagt haben, die Greife würden aussterben. Nun, und sollte das auch geschehen! Großmutter sagt, es bedeutet so wenig, wie lange ein Mensch oder ein Geschlecht lebt. Nur darauf kommt es an, welchen Inhalt sein Dasein hatte. Du tust mir leid, alter Mann. Die Ahne, die so weise ist, sagt, du habest es nie verstanden, zu leben. Deine Schuld war es, daß die kleine Gräfin nicht bei dir blieb, denn du hast sie von dir geschreckt. Du glaubst, daß du sie vergessen hast, und weißt selbst nicht, daß du noch heute um sie trauerst. Daß ein so weiser und hoher Herr wie du eine arme kleine Frau so ernst nehmen konnte! Geh, alter Mann — mach dein Fenster auf, damit der Sommer zu dir herein kann. Du bist ja gar nicht schlecht — das glaubst du nur."

Und bevor Freiherr Eskil Mauritzson Grip seines Erstaunens Herr geworden, war sie verschwunden. Das Fenster aber stand noch offen, und die ganze Stube war von dem Dufte des jungen Juni erfüllt.

VII. Das Kindelbier.

Herr Stellan Grip, der Rittmeister, kam von der Schäre Lindöja heimgesegelt, wo er mehrere Tage gejagt hatte. Im Vordersteven des Boots ein erlegter Seehund samt einem Bündel Eidergänsen und Tauchern.

Er selbst saß bequem zurückgelehnt am Steuer und sang. Er war ein wohlbeleibter Herr, dem das blonde Haar in Locken um die Ohren stand. Was er sang, waren just keine sonderlich schönen Lieder. Er pflegte sich im allgemeinen nur solcher pudelnärrischen Weisen zu entsinnen, wie er sie auf seinen Fahrten durch Deutschland oder im Kriege gehört haben mochte.

„Es ging ein Mönch am Wiesenrand,
Er führt sein Nönnchen an der Hand"

schmetterte er hinaus, daß es schallte, und vor lauter Verwunderung und Neugier kam die nächste Möve kopf-

über ins Boot geschossen, um zu sehen, was da wohl los sei.

Himmelherrgott — wenn man das nicht Weidmannsheil nannte! Nun war für den Taufbraten gesorgt. Sein Sohn war ja seit Monaten zur Admiralität einberufen, und da mußte doch der Großvater das Kindelbier ausrichten.

Er lenkte in die eirunde Löndbucht ein. Aus dem noch dünnen, hellgrünen Schilf erklang das Plantschen und Purren des Wasserhuhns. Er zog die Segel ein und ruderte nach der Brücke. Als er halbwegs in der Bucht war, gewahrte er seine Schwiegertochter, die junge Frau Ebba, die — ums Näschen noch ein wenig bleich — ihm von der Treppe aus ein fröhliches Willkomm zuwinkte.

„Ich bringe den Braten zum Kindelbier," rief er ihr entgegen.

„Wie lieb von dir, Vater," antwortete sie. „Wir werden ihn aber kaum mehr brauchen. Denk nur an, was inzwischen hier geschehen ist — der alte Freiherr Eskil hat durch einen Boten ausrichten lassen, er selbst wolle am Johannistag Taufe abhalten!"

„Bist du unklug, Ebbakind, oder ist es mein Herr Bruder geworden?“

„Hoffentlich keiner von uns. Aber stell dir nur vor, daß er alle Nachbarn und auch die Dorfbewohner zu sich auf den Hof geladen hat!“

„O du meiner Seel' — was mag das zu bedeuten haben.“

Doch die schöne Frau Ebba hatte wahr gesprochen. Zum ersten Male nach dem Verschwinden der kleinen Gräfin sollte Schloß Bravalla seine Pforten wieder öffnen. Es wurde dort gescheuert und gefegt, als rüste man zu einer Hochzeit.

Und es wurde ein Fest, das keiner je vergaß, der es miterlebt.

All die Nachbarn kamen, von Näveqvarn, Broxvik, Thorönsborg, von Stegeborg, Herrborum und Skenäs, von Allonö und Lövstad. Die Tafeln, auf denen sich feinster Damast breitete, bogen sich unter der Last der blitzenden Silberplatten mit ihren Braten und Kuchenbergen. Und draußen auf dem Hügel überm Meere tanzte das Volk beim Klang der Fiedeln und Hörner um den hochaufgerichteten Johannisbaum, der mit Blu-

menkränzen behängt war und einen goldenen Hahn an der Spitze trug.

Mächtige, girlandenumwundene Spundfässer standen dort, ganze Schweine staken am Bratspieß, und man ließ sich Kuchen und Äpfel wohl munden.

Die Ehrengäste des Abends waren die junge Frau Ebba und ihr Söhnlein, das sich als musterhaftes Wickelkind einführte, denn trotz aller Bewunderung fing es nicht an zu weinen. Keiner der Anwesenden aber hatte bis zu diesem Tage geahnt, was für ein stattlicher und liebenswürdiger Herr der alte Grip eigentlich war. Er hatte seinen ungepflegten Bart abnehmen lassen und trug sich ganz in schwarzem Sammet, wozu die üppige Allongeperücke ihn vortrefflich kleidete. Ein silberner Degen hing ihm an der Linken. Beim Festmahl erhob er sich, um eine Rede zu halten. Er, der Älteste der Greise, wolle auf den Jüngsten seines Geschlechts den Becher leeren. Er wünsche dem Kleinen, daß sein Leben, gleichviel ob es kurz oder lang sein würde, von Sonne durchleuchtet sein möge. Vor allem aber solle er ein braver Mensch und guter Schwede werden. „Was bedeutet,“ so sprach er, „das Leben des ein=

zelnen gegenüber dem des ganzen Geschlechts!" Und so wolle er auf den Neugebornen anstoßen und damit zugleich auf alle jene, die, jünger selbst als dies Kind, noch jenseits der Zeiten und Wasser schlummerten. Was ihn selbst betreffe, so habe er sich mit seinem Leben abgefunden, wie es nun auch gewesen sein möge. Von jetzt ab bleibe ihm kein anderer Wunsch mehr, als die Tage, die ihm noch zugemessen seien, unter seinen lieben Büchern beschließen zu dürfen, und um alle Last von sich abzuwälzen, wolle er diese Gelegenheit benutzen, das Familienkleinod um seines Bruders Stellan Hals zu hängen und ihm damit den ganzen Hof zu übertragen.

Dann legte er die Kette um den Hals des Bruders, und die beiden Alten fielen einander in die Arme

Draußen jauchzte das Volk, und von der Höhe des Berges ertönte Geigenspiel und der Klang junger Stimmen. Die Dorfjugend tanzte dort in weitem Kreis um den Johannisbaum und sang dazu:

Spätabend streut seinen blutroten Mohn
In der Brabucht spielende Wellen.
Und es strömt aus den Hainen der Drossel Ton,
In der blauen Johannisnacht.

Nun eile, Bravallamädchen, eil fort
Auf die grüne, blumige Wiese
Such' sieben heilige Kräuter dort,
In der schönen Johannisnacht.

VIII. Auf der Schäre.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen. Die Greifschen Knaben kamen in ihrem Boot heimgesegelt. Si hatten die einsame Klippe, die noch bis heute Roterstein heißt, besucht, um zu baden und nackt in der Sonne herumzuspringen. Dort brachten sie einen großen Teil ihrer Tage zu, und beide waren sie sonnverbrannt und braun wie Zigeuner.

Es war so leer im Hause, seit Großvater, der alte Rittmeister, nicht mehr unter ihnen weilte. Im vergangenen Herbst war er gestorben, uralt, aber noch immer mit einem Zwinkern um die Augen. Nun lag er in der Familiengruft bei der Kirche, wo auch die andern Greife ruhten — alle außer Vater und Mutter, die allein übrig geblieben waren.

Vater war so still. Er arbeitete immer nur. Lange schon hatte er die königliche Flotte verlassen; jetzt küm-

merte er sich nur noch um seinen Hof. Er hatte Wald roden und Land umackern lassen. Die Leute sagten, er lasse so viel graben, um auf eine Truhe zu stoßen, die seit den Tagen des Urahns irgendwo in der Erde ruhen sollte. Voll Gold und Silber wäre sie. Ob Vater sie wohl jemals fand?

Zwar hatte er selbst niemals von der Truhe gesprochen, doch gar oft hatten die Knaben gehört, wie Gesinde und Hofleute davon erzählten. Ja — sie hatten sogar selber heimlich danach gegraben, unter anderm in den alten Ruinen der früheren Stensöborg, die, von Meertannen überwachsen, am Strande zwischen Lönö und Bravallahaus lagen. Dort hatte sich früher eine Burg erhoben, die Engelbrecht eingeäschert hatte. Einen ganzen Sommer lang gruben sie dort, aber alles, was sie fanden, war eine alte, verrostete Armbrust, ein paar Hufeisen und eine lange Messerklinge.

Die Mutter war eben so freundlich und warmherzig, wie Vater still und verschlossen. Sie wirtschaftete und schaffte mit aufgekrempelten Ärmeln und dem großen Schlüsselbund, das sie an einer Kette umgegürtet trug. In ganz Östgotland verstand es niemand wie sie, Käse

zu bereiten, und für ihren Wacholdergeist gar war sie weithin berühmt. Arme Mutter, wie schade nur, daß sie anfing, so schrecklich dick zu werden!

Da läutete die Vesperglocke für alle Hofbewohner zum Mittagessen; es galt, sich zu beeilen, sonst würde Vater böse werden. Zudem waren sie hungrig wie die Wölfe.

Rasch zogen sie das Segel ein, verketteten das Boot an der Brücke und rannten dem Hause zu.

Wie gewöhnlich war Vater bei Tisch stumm und ernst. Mutter schwieg auch, doch sah sie nicht im mindesten verstimmt aus. Im Gegenteil, es schien, als freue sie sich, wenn sie auch nichts sagte.

Es sollte Besuch kommen.

Aber kein gewöhnlicher Besuch Große, vornehme Gäste wurden erwartet, und nun würde Mutter zeigen können, was das Haus vermochte. Vater hingegen war schlechter Laune.

Der Herzog von Stegeborg war es, dem es gefallen hatte, sich selbst einzuladen. Und nicht nur sich und seine Familie, sondern auch noch all seine Gäste.

„Er will seine Lämmer hüpfen lassen," sagte Freiherr

Nils Grip sauer. „Wenn er eine Tanzerei gibt, sieht er es allewege am liebsten, daß ein anderer den Spielmann bezahle."

Ja, er galt für schrecklich geizig, der magere, mürrische Herzog. Und hatte ihnen nicht ihr Freund, Otto Mörner, den sie bei seiner Großmutter auf Svärtinge zu treffen pflegten und der Page bei dem Herzog gewesen, erzählt, was alles er von dessen Launenhaftigkeit auszustehen gehabt hatte. Die Knaben waren überzeugt, daß, wären nicht die kleinen Prinzessinnen gewesen, Otto dem Alten eine Kugel in den Leib gejagt und Feuer an Stegeborg gelegt hätte. —

Und sie kamen. Die Jüngeren in großen Korbwagen, die mit duftendem Heu gefüllt waren und mit Eichenlaub geschmückt, das sich zum Dach darüber wölbte. War das ein Gekicher und Geschwatze! Lauter junge Stimmen, dazwischen Gitarrengeklimper. Der Herzog und die Herzogin mit ihrer Freundin, der Gräfin Maria Christina von Königsmarck, kamen in einer ungeheuer hohen, gelbgemalten Kutsche, zwei Lakaien hinter sich.

Jetzt fuhren sie vor dem Hause vor. Vater und Mutter standen in ihren Staatskleidern auf der Treppe,

Vater mit dem Hut unterm Arm und seiner besten Perücke auf dem Kopf, Mutter in einem großgeblumten Kleid, umfangreich wie eine nach beiden Seiten gestülpte Kirchenglocke — wie geschnürt war sie, die arme Mutter! Die Knaben selbst hielten sich im Hintergrunde. Sie waren beide in schwarzen Samt mit frischen weißen Spitzenkragen gesteckt worden; über die Schultern fiel ihnen ihr langes helles Haar, das mit einer nassen Bürste bearbeitet worden war.

Da hielt die gelbe Chaise. Die Lakaien sprangen ab und rissen den Schlag auf. Zuerst stieg die Herzogin aus. Sie war klein und mager, sah aber freundlich aus. Oh — und was kam nach ihr für eine vierschrötige alte Dame. Das mußte die Gräfin Königsmarck sein. Vornehm sah sie aus. Mit der war aber sicher nicht gut Kirschen essen! Da sieh, wie der alte Stegeborg ihr schöntut, guck, guck, jetzt reicht er ihr den Arm und stolpert die Treppe mit ihr hinauf, als könne sie sich nicht allein helfen! Vater hat der Herzogin seinen Arm gegeben, Mutter verbeugt sich in der Tür, die Hunde bellen, und aus den laubgeschmückten Korbwagen, die jetzt vorfahren, springen fröhliche, vergnügte Men-

schen. Da sind ja die Stegeborger Mädchen, schau — wer hätte gedacht, daß die auch lachen können? — und dort die Königsmarck, die de la Gardie und ihre Kavaliere, die jungen Sparre und Bjelke und Bonde und Douglas und Soope und Horn.

Den Knaben war geheißen worden, den jungen Herren ihre Gastzimmer im nördlichen Kavalierflügel zu weisen. Im südlichen wohnten die jungen Damen.

Da kam auch noch ein ganzer großer Wagen voller Gepäck an. Hatten die sich eine Menge Kleider für die paar Tage mitgebracht!

In den Augen der Knaben konnte sich keiner mit Horn messen. Er war so sonnig und immer voll Witz. Bereits in der ersten halben Stunde, während die anderen noch mit ihren Reisetaschen beschäftigt waren, nahm er die Knaben beiseite und machte sie zu seinen Vertrauten. Sie mußten ihn im Park herumführen, mit ihm zum Strande hinunter laufen und auf den Aussichtsberg steigen. Horn summte die ganze Zeit ein lustig Liedlein vor sich hin, schien aber dabei nach etwas Ausschau zu halten. Als sie auf einer Anhöhe des Parkes standen, von der aus man die Brabucht in all ihrer

Lieblichkeit übersehen konnte, mit der dunkeln Bekränzung des blauen Kolmarden im Norden und den da und dort verankerten Schären, rief er plötzlich aus:

„Hört, ihr Jungens, wie heißt die Schäre ganz da draußen im Norden?"

„Das ist Fluntan," antworteten die Knaben. „Da brütet eine Eidergans, und der Gänsejäger heckt in einem wilden Apfelbaum."

„Vortrefflich," sagte Horn. „Wollt ihr mich morgen ganz früh da hinüber segeln, eh' noch die andern in die Strümpfe gefahren sind?"

„O ja, das wollen wir gern," versetzten die Knaben. Und mit der Sonne waren die beiden am nächsten Morgen auf. Sie bombardierten des Freundes Fensterscheibe mit Sand, miauten, an der Mauer hockend, wie Katzen. Horn hatte ihnen ja eingeschärft, daß es ein fürchterliches Geheimnis gelte, und daß niemand von ihrer Verschwörung etwas ahnen dürfe

Oben öffnete sich behutsam ein Fenster, und Horn antwortete ihnen, indem er wie ein Buchfink pfiff, aber so leise, daß niemand im Hause davon aufwachen konnte.

Und nun ging es an die See hinab und in einem Boot nach der kleinen Schäre Flintan.

Oft ruderten sie nun dort hinaus. Immer mehr von den Jungen wurden allmählich in das Geheimnis eingeweiht, und die einsame Inselklippe, die so lange ungestört inmitten des Fahrwassers vertaut gelegen, wurde nun zwei ganze Tage lang durch fröhliche junge Stimmen, Gesangübungen und Hammerschläge aus ihrer Ruhe aufgeschreckt.

Am folgenden Nachmittag aber ging es los.

Sämtliche Herrschaften auf Schloß Bravalla, Wirte wie Gäste, hatten am frühen Morgen eine in französischen Versen abgefaßte Einladung von keinem Geringeren als Gott Neptun selbst erhalten, ihm einen Besuch in seinem Reiche abzustatten.

Als sie in rosenumkränzten Booten über die spiegelblanke Fläche glitten, gewahrten sie schon von weitem einen aus blumengeschmückten Pfeilern errichteten römischen Tempel. Davor brannte auf einem Altar ein duftendes Rauchopfer aus Wachholderreis.

Vier Kinder in weißer Toga, mit goldenen Kränzen im Haar, grüßten die Besucher, als sie anlegten, und

führten sie auf den kleinen Platz, auf dem der Tempel sich erhob. Es war ein so stiller Tag, daß die See ganz blank dalag, und der leichte, duftende blaue Rauch stieg von dem kleinen Altar in immer enger werdenden Ringen senkrecht in die Höhe.

Aus dem Tempel trat nun Neptunus selbst mit seinem Dreizack hervor. Er hieß seine Gäste, besonders die königlichen Herrschaften, in seinem Reich willkommen. Er habe, so tat er kund, allen Tritonen verboten, heute in ihre Schnecken zu stoßen, um die Fahrt seiner Besucher über die blaue Tiefe nicht zu gefährden. Er, der König der Gewässer, sei doch von allen Königen der nächste Nachbar derer von Schloß Bravalla. Doch wenngleich ein großer König und mit außerordentlicher Macht ausgestattet, sei er doch des Herrn von Bravalla ergebener Vasall, der alljährlich seinen Tribut ehrlich bezahle, sei es nun in flinken Hechten, schwarzstreifigen Barschen oder silberglänzenden Strömlingen. Und da er nun heute die Freude habe, so viele hochgeehrte Gäste auf seinem Hof versammelt zu sehen, wolle er ihnen zu Ehren seine jungen Töchter singen und spielen lassen.

Dann klatschte er in die Hände, und angeführt von der jüngsten, schwebte die Schar der Nereiden in den Hain. Hervor trat sie aus der Reihe der Schwestern, sie, die schönste. Sie schloß ihre wunderbaren Augen, bog den Nacken zurück und begann zu singen, indes hinter ihr, in einen Halbkreis geordnet, die anderen goldene Harfen zu sanftem Tönen brachten.

Sie sang von der Göttin der Liebe und Sehnsucht, der ewig Jungen, Schaumgebornen. Sie sang von Orpheus, der mit seinem Singen die Delphine des Meeres an sich gelockt. Sie sang von den Wogen des äußersten Thule, die, wenn ihnen gleich keine Göttin entstiegen sei, doch mit ihrem Rauschen Sehnsucht und Liebesweh in weichen Gemütern entzündeten und immer entzünden würden, solange sie in linden Sommernächten an die blumigen Schären der Brabucht schlagen würden.

Und alle hörten das Lied, alle lauschten ihm hingerissen.

So Holdes hatte keiner zuvor vernommen. Der harte Ausdruck in des Herzogs Blick löste sich, aus den Augen der Jungen strahlten Begeisterung und Glück, in denen der Älteren glänzten Tränen. Keiner

vermochte, seine Blicke von der Singenden abzukehren. Wie sie sie da stehen sahen, zart und jungfräulich wie ein taukühl schimmerndes Veilchen, hatten alle die Empfindung, daß sich ihnen hier von Angesicht zu Angesicht eine Schönheit offenbare, die so unvergänglich war, daß überall dort, wo ihr leichter Schuh die Erde berührte, Blumen sprießen mußten. Und das war kein Wunder — war sie, die da sang, nicht die Aurora, der die Dichter größere Schönheit zuschrieben, als der von flatternden Purpurschmetterlingen gezogenen Göttin der Morgenröte, deren Namen sie trug?

Endlich ging es im festlichen Zuge geschmückter Boote wieder heimwärts. Im Achter eines der Fahrzeuge saß Marie Aurora, die nun einen weiten Mantel über ihr weißes Göttinnengewand gestreift hatte. Christoffer Grip hatte ihr einen mit Kornblumen gefüllten Henkelkorb dargereicht, den hielt sie auf ihren Knien. Und während sie in der stillen, lauen Abendluft quer übers Wasser nach dem weißen Schlosse zurückfuhren, spielte sie verträumt mit den blauen Blüten. Die jungen Greise, die ganz dicht bei ihr saßen, konnten ihre Augen nicht von ihren zarten Händen mit den wunderbar schlanken

Fingern abwenden. Zuweilen blickten des Mädchens Augen so traurig fremd vor sich hin, als weilte sie in weiter Ferne, doch dann lachten sie wieder kindlich übermütig. Als sie die Verlegenheit der zwei gewahrte, lächelte sie und reichte jedem von ihnen eine Kornblume.

„Hebt die auf, bis wir uns wieder sehen," sprach sie dazu.

„Ja," antworteten die Brüder und erröteten beide.

Da ertönte Gesang aus dem Nachbarboot, das dicht herangekommen war. Im Steven saß Horn, der Dichter, und klimperte auf seiner Laute. Als er in einer Linie mit der jungen Gräfin war, stimmte er eines jener Lieder an, die alle seiner Seele Grund entstiegen und, kaum vertont, schon wieder starben. Er war ein Kind des Augenblicks — zum Verschwenden geboren.

Und er sang:

Der Kaiser von China
Hat Silber und Gold,
Smaragden, Rubine,
Soviel' ihr nur wollt.

Doch dir will ich schenken
Mein Kind, mein Gemahl,
Das silberne Mondhorn,
Der Goldsonne Strahl.

Wie Rosen verwehet
Dort der Sonne Brand.
Komm, laß uns ihr folgen
In ihr Purpurland,

Das du fernher ahnest,
Dunkel, wie im Traum.
Steure meine Schwäne
Mit dem Kornblumzaum!

Weit von dieser Erde,
Ihrem Lug und Tand,
Bleibe mir zur Seite,
Gib mir deine Hand!

Den Brüdern schien es, als wende sich Horn die ganze Zeit, da er sang, nur an Aurora, obwohl die beiden Prinzessinnen und mehrere der vornehmen Damen in seinem Boote saßen. Auroras große, schöne Augen

blickten über den Rand des Fahrzeugs hinweg bald auf das grüne Wasser, das von den Rudern herniedertroff, bald auf den schönen Jüngling.

Die Brüder aber bewahrten ihre Kornblumen viele Jahre hindurch auf, und ihr ganzes Leben lang verließ sie nicht die Erinnerung an Aurora von Königsmarck.

IX. In König Karls Feldlager.

Das Neptunfest in der Brabucht war die letzte lichte Jugenderinnerung der Knaben. Kurz danach brach die Reduktion aus. Auf Schwedens Thron saß ein kleindenkender, mürrischer, eigensinniger und lendenlahmer König, an dem einzig sein starker Wille und seine Fähigkeit, ihn durchzusetzen, bewundernswert waren. Er strebte nach Macht und nach Geld; alles wollte er in seiner Hand vereinigen. Der schwedische Adel war ehedem reich und mächtig gewesen, er hatte im Felde Ruhm und Geld erworben, aber während der vielen Kriege, die fast ein Jahrhundert angedauert hatten, war er langsam verblutet. Karl XI. hielt sich an die kleinen Schreiber, die gleich den Ratten im Dunkeln ihr Zerstörungswerk betrieben. Mit ihnen hatte er gern zu schaffen, denn wie die Eule das Tageslicht, so haßte er alles, was glänzte. Alles wollte er klein und lumpig

haben, wie er selber es war. Und nun hob eine bittere Zeit ungerechter Verfolgungen gegen den schwedischen Adel an. Alles Land, das jemals für Verdienste um das Reich zu Lehen gegeben worden war, wurde zur Krone eingezogen, als sei es unrechtmäßig erworbenes Gut. Die kleinen Schreiber aber machte der König zu mächtigen Herren.

Der schwedische Adel trug selber Schuld, daß es so kam. Er hätte sich erheben und zur Wehr setzen können. Das tat er jedoch nicht, weil er die Begriffe König und Vaterland nicht zu trennen vermochte. Es war ein Unglück für das Land, daß sie den König und seine Skribenten am Ruder ließen. Unrecht Gut gedeihet nicht, sagt ein altes Sprichwort, und so geschah es auch mit den Schätzen, die der mürrische kleine König der Schreiber sich erraffte.

Auch über Schloß Bravalla kam das Unglück. Freilich, den Hof durften die Greife behalten, da weder der König noch seine Freunde vom Gänsekiel in den Archiven die mindeste Andeutung darüber finden konnten, daß der Hof einst der Krone gehört habe. Dafür wurden sie jedoch mit desto schwereren Abgaben be-

lastet. Um diese bezahlen zu können, mußten sie ihr Silbergerät samt all ihren übrigen Kostbarkeiten veräußern und eine ängstliche Sparsamkeit walten lassen.

Dann brach der Krieg aus.

Der junge König Karl, der noch ein reiner Knabe war, hatte von seinem Vater Willenskraft und Energie geerbt. Aber im Gegensatz zu ihm besaß er ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Leider fehlte ihm die Gabe, nach rechts und links Ausschau zu halten. Er trug sein ganzes Leben lang Scheuklappen vor den Augen. Vielleicht aber wäre doch alles besser gegangen, als es ging, hätte sein Vater ihm nicht zu viel Macht und zu viel Geld hinterlassen.

Die beiden jungen Greife folgten ihrem König ins Feld. Bereits im Anfang des Krieges wurde der jüngere Bruder Christoffer, der zu der Leibgarde gehörte, am Fuß verwundet. Er mußte der Kriegerlaufbahn Valet sagen und trat in die Kanzlei des Königs ein, von wo aus er in diplomatischen Geschäften verschickt wurde. Der ältere Bruder Carl war mit der ostgotländischen Reiterei bei Narwa und Clissow dabeigewesen. Krieg und Soldatenleben gewannen immer mehr Macht

über sein von Natur weiches Gemüt. Es lag etwas so berauschend Junges in diesem Leben unter dem Sternenhimmel, wenn das Brausen fremder Wälder über dem Zelt hinzog.

Der schweigsame junge König besaß die merkwürdige Gabe, auf seinem Weg ins Ungewisse die Seinen unwiderstehlich mit sich zu ziehen. Alte Generale, die alles viel besser verstanden als er, standen schweigend, mit gesenktem Haupt, wenn der Knabenkönig kundgab, was zu tun sei. Man folgte, ohne nachzudenken. Durch Eis und Schnee, über Steppen, wo kein Baum Schatten bot. Gegen befestigte Städte, gegen Mauern bewaffneter Mannen.

Carl Grip war in des Königs Hauptquartier bei Würgen. Eine knirschende Kälte herrschte. Es hieß, der König heize sein Zelt mit glühenden Kanonenkugeln.

Hier lagen sie still. Weshalb — das wußten sie nicht. Aber keiner stellte eine Frage.

Carl Grip blieb viel für sich allein. Er war selten zum Reden aufgelegt. Allmählich hatte er sich daran gewöhnt, einsam zu sein.

Seine größte Freude war, Violine zu spielen, am

liebsten, wenn niemand lauschte. Zuweilen ließ er dann das Johannislied von Bravalla erklingen, aber selten ganz bis zu Ende, denn die Erinnerung an das weiße Haus an der See und die Eltern, die beide gestorben, stürmte dann gar zu mächtig auf ihn ein.

Wann mochte der Krieg ein Ende haben? Würde er jemals wieder nach Hause zurückkehren?

Manchmal ergriff ihn Sehnsucht nach irgend einem Menschen, er wußte selbst nicht zu sagen, nach wem. Wohl nach jemand, den er lieben und mit dem er zärtlich sein könnte. Karls XII. Krieger kümmerten sich wenig um Frauenzimmer, und er selbst hatte fast keine kennen gelernt.

Der einzige Mensch, den er dann und wann zu besuchen pflegte und der keinen Soldatenrock trug, war der katholische Priester des Dorfes. Es war ein freundlicher alter Mann, in der lateinischen Dichtung beschlagen, aber arm und schmutzig. Auch Carl Grip las gern die alten lateinischen Dichter, insbesondere Horaz. Der führte einen so weit weg aus Wirklichkeit und Kälte. Der Greif liebte eine vergangene Zeit, in der die Sonne warm herniederstrahlte und in der, wie er sich vorstellte,

ewiger Frühling herrschte. Alle Menschen waren schön, und an den weißen Mauern reiften Trauben. Er entsann sich eines Anblicks aus seiner Kindheit. Lag nicht noch zwischen den Falten seines Feldränzels eine verwelkte Kornblume? Wie schön, wie rein war *sie* doch gewesen. Er gedachte des armen Horn, dem es so übel ergangen und der landesflüchtig umhergeirrt, untergetaucht und verschwunden war. Ob die beiden wohl jemals das Reich ihrer Träume weit jenseits von Sonne und Mond erreicht hatten?

Da verbreitete sich eines Tages im Lager die Nachricht, daß eine vornehme schwedische Dame, ein wunderbar schönes Weib, angekommen sei. Ihr Name war Gräfin Aurora Königsmarck. Unter König Karls rauhen, steifen Kumpanen, die so lange keine Dame von Welt getroffen hatten und ihr wahrscheinlich ebenso linkisch und verwirrt begegnet wären, wie sie den Kosakenhorden ruhig und unbeirrt entgegensahen, rief ihre Ankunft eine seltsame Aufregung hervor. Doch als ruchbar wurde, daß sie, obwohl eine Tochter schwedischer Feldherren, ins Lager gekommen war, um zugunsten eines Feindes, Augusts des Starken, des polnischen

Theaterkönigs, über dessen persönliche Tapferkeit die schwedischen Soldaten zudem ihre eigene Meinung hatten, mit König Karl Unterhandlung zu suchen, wandelte sich die Bewunderung der ersten Neugierde in Hohn und eiskalte Verachtung. Doch hatte fast keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, sie von nahe zu sehen.

Carl Grip war emporgefahren, als er zum ersten Male ihren Namen im Lager hatte nennen hören. Eine halbvergessene Melodie erklang in seinem Ohr. Als er am Abend allein in seinem Zelt verblieben war, nahm er seine Geige hervor und begann mit dem Bogen die Saiten zu kosen. Es war der Gesang der Neptunstochter an die Wogen der Brabucht und Horns verliebte Melodie, die er der Geige zu entlocken suchte. Doch es wollte ihm nicht glücken. Alles klang falsch und hohl. Da gab er den Versuch auf, und heftig, als sollten die Saiten springen, stimmte er den Narvamarsch an. Nein, dies war kein Ort zum schwärmen. Soldat war er, Soldat, und weiter nichts.

Doch am nächsten Abend, da er seinen Freund, den Priester, besuchte, gewahrte er, daß ein Geraniumtopf, der im Fenster stand, seine Knospen geöffnet hatte. Es

war eine armselige Blume, aber sicher die einzige auf viele Meilen im Umkreis. Er kaufte sie dem Pfarrer ab, begnügte sich jedoch zu dessen Verwunderung damit, daß er die Blüten abbrach; den Topf ließ er stehen. In der Nacht stand er im Mondschein unter dem Fenster, von dem er wußte, daß es das ihre war. Er steckte seine Blüten in den Schnee des Fenstersimses und verschwand dann ebenso still, wie er gekommen. — —

Noch ein paar Jahre unter den Fahnen, in Winterschnee, Sommers auf sonnverbrannten Steppen. Endlich dann der Unglückstag von Poltawa, die Niederlage, die Vernichtung. In jener dunkeln Nacht verschwand auch Carl Grip, der Herr von Bravallahaus. Welche sagten, er sei gefallen, doch andere glaubten zu wissen, daß er nur verwundet worden sei und in der Gefangenschaft irgendwo in Sibirien noch lebe.

Die Schwester Hedwig, nun zwanzig Jahre alt, war die einzige der Familie, die noch in Schweden lebte. Schon ehe Carl Grip in den Krieg zog, hatte er die Familienkette mit dem Schlüssel ihrer Obhut übergeben. Seit dem Tode der Eltern weilte Hedwig bei den Ekeblad, den Verwandten ihrer Mutter. Dann und

wann sandte sie den Brüdern liebevolle Briefe mit Nachrichten von Heim und Hof, der jetzt von einem guten und rechtlichen Diener, Petter Erlandsson, verwaltet wurde. Doch bei dem Mangel an Mannsvolk, den der Krieg mit sich gebracht hatte, und den schweren und teuren Zeiten, die herrschten, warf der Hof so gut wie nichts ab, so daß die beiden Brüder auf ihre Einkünfte aus dem Staatssäckel angewiesen waren.

X. Harte Zeiten.

Dem älteren Bruder, Carl Grip, war es wohl möglich gewesen, sich mit seinem Solde einzurichten, denn ein Soldat im Felde braucht nicht viel Kontant, aber für den jüngeren Bruder Christoffer blieb die Geldfrage sein ganzes Leben lang ein Quell der Sorge. Ohne eigenes Vermögen zu besitzen, war er zum Gesandten König Karls in London befördert worden. Im Anfang hatte er sich ja noch leidlich durchgeholfen. War der schwedische König doch der junge Held Europas, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte. Aber in dem Maße, wie daheim die Not größer und größer ward, nahmen die Geldsendungen ab, die er von seiner Regierung empfing, und schließlich hörten sie ganz und gar auf. Stolz wie er war, ließ sich Christoffer dadurch nicht abhalten, dennoch seine Pflicht zu tun. Um wenigstens den äußeren Schein zu wahren, mußte er sich in Schul-

den stürzen. Er fiel in die Hände jüdischer Wucherer und mußte all seine Klugheit aufwenden, um seinem König und seinem Lande die Schmach zu ersparen, daß bekannt wurde, der schwedische Gesandte in dem stolzen England habe nicht einmal das tägliche Brot. Sein treuer Legationssekretär, Olof Svanehielm, der auch an der Brabucht daheim war, pflegte mitunter, um das äußere Ansehen aufrecht zu erhalten, bei öffentlichen Empfängen als Lakai in Livree an der Tür zu stehen, um vielleicht kurz darauf, als Edelmann gekleidet, durch eine andere Tür in den Salon zu treten und seine wahre Rolle als Kavalier zu spielen.

Unter alledem litt Christoffers Gesundheit, und als er, ein Jahr nach Poltawa, die Pocken bekam, nahm die Krankheit rasch eine gefährliche Wendung. Um Geld für Arzt und Apotheke zu schaffen, hatte Svanehielm heimlich die Uhr und den silbernen Degen des Kranken ins Pfandhaus getragen. Und als der stille, einsame Freiherr dann endlich tot war, bedurfte Svanehielm all seines Scharfsinns, um ein standesgemäßes Begräbnis zu ermöglichen. In der Kasse fand sich nicht ein Pfennig vor und mit dem Kredit stand es schlimm. Es

gelang Svanehielm indes, einen Leichenzug zustande-zubringen, wie er dem Vertrauensmann und Gesandten der schwedischen Majestät einigermaßen anstand. Vier schwarze Pferde mit blauen und gelben Federn als Kopfschmuck zogen den Leichenwagen. Doch als sie an einer Ecke des Leicester Square angelangt waren, wurde die Straße plötzlich von einem Pöbelhaufen überschwemmt, der sich an das Gespann drängte und den Rappen in den Zaum fiel. Sie warfen sich über den Leichenwagen und schleppten den Sarg fort. Es waren Christoffer Grips Gläubiger, die, als sie erfahren hatten, der schwedische König sitze gefangen in der Türkei und mit den Schweden sei es somit unweigerlich zu Ende, es für ratsam ansahen, sich der einzigen Hinterlassenschaft der schwedischen Gesandtschaft — der Leiche des Gesandten — zu versichern.

Für die Schwester Hedwig war das schlimme Geschick der Brüder ein harter Schlag. Sie selbst konnte ja so wenig tun, um ihnen zu helfen. Ihr Verlobter, der junge Ekeblad, war selber im Kriege. Tief betrauerte sie die Brüder, jedoch ohne zu klagen. Hegte vielleicht eine schwache Hoffnung, daß der ältere von

ihnen noch am Leben sei und eines Tages wiederkommen werde.

Doch die Jahre gingen. Graf Johan Ekeblad war aus dem Kriege heimgekehrt und hatte Hochzeit mit Hedwig Grip gehalten. Von dem Herrn von Bravallahaus aber blieb es still.

König Karl hatte sich endlich aus seiner türkischen Gefangenschaft befreit. Er war in sein Land zurückgekehrt, gealtert, enttäuscht, aber unbeugsam wie zuvor. Dann fiel er bei Fredrikshall. Es wurde ruhig, man atmete wieder. So lange und so innig hatte man den Frieden herbeigesehnt. Eine Frau bestieg Schwedens Thron. Es war eine Ironie des Schicksals, daß nach dem Soldatenkönig, dem Helden, ein Weib in Unterrock und Schnürleib Szepter und Apfel in die Hand bekam. Aber der ersehnte Friede kam und kam nicht. Rußlands großer König wünschte auch Frieden. Hatte er doch schon erreicht, was er seit Jahren erstrebt hatte: ein Stück der Ostseeküste und ein geschwächtes Schweden. Um das Ende zu beschleunigen, sandte er Mordbrennergaleeren aus, Schwedens schwachbevölkerte Ostküste zu verheeren. Und sie erfüllten ihre Aufgabe gründlich.

Nach Schloß Bravalla drang die Botschaft, daß die Russen in Södermanland ihre Schiffe verlassen hätten. Die Städte Trosa und Nyköping waren bereits geplündert und abgebrannt. Längs der ganzen Küste war kein Herrenhof, kein Bauernhaus, kaum eine Kirche vom Feuersbrand verschont geblieben. Flüchtlinge kamen zu Land und zu Wasser vorbei. „Rettet euch! Rettet euch!“ riefen sie. Keine Soldaten waren da, keine Kanonen, alles hatte der Krieg, der fast zwanzigjährige Krieg, verschluckt. Ohne Geschütze, von Rasen und Nesseln überwuchert, lagen zu beiden Seiten von Schloß Bravalla die Schanzen von Löndöland und Sätersholm da. Nur Greise, Weiber und Kinder waren übrig geblieben. Schon färbte sich der Himmel im Nordosten unter schweren Rauchwolken schwarz. Die Glocken läuteten in Christinae Kapell, in Bravalla, Östra Stenby und in allen Kirchen von Vikboland. Immer näher kamen Rauch, Gefahr, Feuerwolken. Petter Erlandsson stürzte ins Schloß hinauf, um zu bergen, was möglich war. Da er zum Fenster hinausblickte, sah er, wie der Rauch schwer über Nävekvarn, dem Schloß der Bescharne, das eine Meile entfernt in der Richtung nach Södermanland

zu lag, wallte. Er sah sich um, um zu entscheiden, was gerettet werden mußte. Silber war keines mehr vorhanden, so wenig wie andere größere Wertstücke. Doch von den Wänden starrten die Bilder der alten Greife hernieder. Er dachte, sie müßten der Familie wohl teuer sein, nahm sie, so schnell er konnte, von ihren Nägeln und verbarg sie im Keller eines der Seitenflügel, der, wie er meinte, schwer zu entdecken war. Nur eines ließ er an Ort und Stelle: Mauritz Birgersson Grips großes Bildnis in der Halle; denn es war in die Wand eingelassen, so daß er es nicht loslösen konnte.

Und die Galeeren kamen. Gerade unter dem Schlosse legten sie an. Es wimmelte von Russen in wilden Bärten, mit Piken, Äxten und Pistolen, berauschten Barbaren, die in einer unverständlichen Sprache schrien und lärmten. Sie rasten durch die Zimmer, schlugen Schranktüren entzwei, durchsuchten, zerhieben, zerstörten alles und legten zuletzt Feuer an das Haus. Sie zerstreuten sich über das Gebäude, schlachteten das Vieh oder trieben es mit Nagaikas nach ihren Booten am Strand, holten sich Branntwein, Essen und Weiber. Pferde wieherten, Rinder brüllten. Das Angstgeschrei

kleiner Mädchen übertönte den Klang der Balaleikas, das Geschwätz und Gelächter der Kosaken. Bald war der Hof in eine schwarze Wolke gehüllt. Flammen schlugen aus den Fenstern des brennenden Schlosses; im Abenddämmer beleuchteten sie das verzerrte Antlitz Petter Erlandssons, der, gekreuzigt, im Todeskampf an der Türe des brennenden Stalles hing.

XI. Der Bär.

Im Park von Bravalla, nicht weit von dem weißen Schloßgebäude, liegt auf einer Anhöhe zwischen Birken ein viereckig behauener Stein. Darunter ist ein Grab. Kein Mensch ist es, der dort ruht, auch kein Hund — ein Bär liegt dort begraben.

Fernher aus Sibirien war er gekommen. Weite Wege war er gewandert, an einem Seil geleitet, das durch seinen Nasenring gezogen war, und der Mann, der ihn führte, war just nicht mehr der Jüngste gewesen. Er hatte zerschlissene Kleider aus grobem grauen Zeug an und trug die Beine mit Schafspelz umwickelt. Auf dem Rücken hing ihm im Sack eine Fiedel.

Westwärts hatte die beiden ihr Weg geführt, immer nur westwärts. Waren sie in ein Dorf gekommen, so hatte der Mann auf seiner Geige eins aufgespielt und der Bär dazu auf den Hinterbeinen getanzt. Dafür setzte es dann Kupferkreuzer und Brot.

Eines jedoch kannte der Bär, wenngleich er zwölfmalklug war, niemals begreifen: warum sein Herr nie länger als eine einzige Nacht an dem gleichen Orte bleiben mochte. Waren sie doch gar manch liebes Mal freundlichen Menschen begegnet, die den rüstigen Bärenführer gern noch ein weniges hätten verweilen sehen. Und einmal, als sie sich wieder bereit machten, weiter zu ziehen, war ein junges und schönes Mägdlein neben dem angeketteten Bären hingekauert, hatte ihm weißes Brot gegeben und, nachdem es ihm einen Vogelbeerkranz um den Hals gelegt, sein Antlitz in seinen zottigen Pelz vergraben und gar bitterlich geweint.

Doch der Mann blieb unbeweglich. Weiter ging es, unaufhaltsam weiter — gen Westen.

Und wie er so dahinwanderte, indes der Bär gemächlich hinterhergetrottet kam, sang er vor sich hin:

Schon schreitet mein Fuß über Herbstlaub hin,
Der Winter ist nicht mehr ferne,
Doch bald folgt der Lenz ihm, dann schmücken aufs neu
Den Hagedorn zierliche Sterne.
Sehnsucht, ja Sehnsucht beschwingt meinen Schritt,
Weist mir den Weg, der gen Abend geht,

Führt mich ins Land, wo die Sonne steht —
Eia, mein Brummbär, komm mit!

Schließlich kamen sie an ein großes Wasser. Das war die Ostsee.

Da waren sie an Bord eines kleinen Seglers gestiegen, der alsbald von Land ging, wiederum nach Westen.

Endlich waren sie da.

Droben auf seiner Klippe lag das von der Feuersbrunst verheerte Schloß Bravalla. Es war nicht ganz zerstört, nur das Dach und das obere Stockwerk. Die beiden langgestreckten Seitenflügel standen so gut wie unversehrt.

Unterhalb des Schlosses war die Schute vor Anker gegangen. Der Mann war mit dem Schiffer in eine Jolle gestiegen, und der Bär hatte an seiner Leine hinterdrein schwimmen müssen. Es war Sommer und die Luft lau und mild.

Auf dem Gutshofe lief das Volk zusammen und starrte neugierig auf den zerlumpten Fremden, der da mit einem zahmen Bären ankam. Scheu standen die Leute dabei, wie der sich das Wasser aus dem üppigen, nassen Pelz schüttelte, und warteten darauf, daß der

Mann da zu Fiedel und Bogen greifen und sein Tier eins tanzen lassen würde.

Doch aus der Vorstellung wurde nichts.

„Hierher, all ihr Leute vom Hof," rief der Ankömmling. „Läutet die Vesperglocken! Windet Kränze aus duftendem Birkengrün! Her mit einem Fasse Bier aus dem Skenäser Dorfkrug! Wir laden euch dazu, mein Bär und ich. Das hier haben wir zwei uns selbst verdient!"

Und er warf einen Geldbeutel in die Luft.

„Her mit Geigen und Flöten! Keine verdrossenen Mienen! Freude will ich um mich sehen!"

Doch das Volk stand noch immer starr und rührte sich nicht.

„Wo ist Petter Erlandsson, mein treuer Gesell? Ist er tot?"

„Tot!" antwortete es aus der Menge.

„Nun denn — Frieden seinem Andenken. Er war ein braver Mann!"

„Wer bist du?" fragte endlich ein Alter, der, auf eine Sense gestützt, den sonderbaren Fremdling betrachtete.

„Dein Herr," antwortete der. „Ich bin Carl Grip von Bravallahaus. Du glaubtest wohl, ich sei tot?"

Da flogen die Mützen in die Luft. „Es lebe der Schloßherr!" erscholl es. Die Vesperglocke läutete. Und weil die Sonne sank, wurde in den Seitenflügeln das Sommerfest gerichtet.

Der Schloßherr aber saß in der hellen Juninacht einsam auf der Höhe, wo Anna Catherinas Blumen mit zusammengefaltetem Blütenkelch schlummerten, und ihm zu Füßen lag der zahme Bär. Er hielt den Kopf in die Hand gestützt und sann einem Rätsel nach. Vom Hof herauf erklang Musik, und von der Düne im Wasser draußen verbreitete ein Freudenfeuer seinen hellen Schein.

XII. Sigrid Svanehielm.

Auf dem Freigut Nääs bei Allonö im Kirchspiel von Östra Stenby wohnten die Svanehielm. Reiche Leute waren sie nicht; der Vater hatte schon in seiner Jugend den Abschied von seinem Regiment genommen. Die Hoffnung der Familie war der einzige Sohn. Er war Diplomat und, nachdem er eine Reihe von Jahren bei der Londoner Gesandtschaft Dienst getan, nun Resident in Hamburg geworden. Eine vielverheißende Laufbahn lag vor ihm.

Dann war noch eine Tochter da. Sie hatte die Zwanzig bereits überschritten, hieß Sigrid und war ihrer Schönheit halber berühmt. Hochgewachsen und blond war sie. Ihr Haar besaß jenen wunderbaren rötlichen Kupferglanz abgestorbener Kastanienblätter, wie sie an frostigen Herbstmorgen auf die Erde niederrieseln.

Ja, Sigrid Svanehielm war schön. Alle Welt wußte es, nicht zum mindesten sie selbst.

Als Kind schon hatte sie sich ihrer eigenen Anmut erfreut. Einen Vergißmeinnichtkranz im Haar, hatte sie, über den Quellbach gebeugt, ihr eigenes Spiegelbild lange unverwandt betrachten können. „Schön-Sigrid" nannten sie Vater und Bruder, nannte sie alle Welt. Was Wunder da, daß sie sich ihrer Schönheit freute und allmählich begann, sie als etwas anzusehen, vor dem alle und jeder sich beugen mußten?

Wenn sie des Sonntags im blauen Mantel in der Nääser Bank auf der linken Seite der Kirche saß, da, wo die Frauen ihre Plätze hatten, wußte sie, daß alle Blicke von rechts her ihr galten. Ja, sie wußte gar wohl, daß mancher Jüngling von fernher nach der Kirche von Östra Stenby gekommen war, nicht um der holprigen Schriftauslegung des alten Pfarrers zu lauschen, sondern um sich ungestört in Sigrid Svanehielms Anblick versenken zu können.

Auf weißen Rossen waren die Freier von nah und fern nach Nääs gekommen, doch alle hatten sie unverrichteter Dinge wieder umkehren müssen. Um die Prin-

zessin samt ihrem Königreich zu erringen, mußte man wohl ein verzauberter Prinz sein.

Doch die Jahre hatten nicht stillgestanden. Sigrid Svanehielm war, wie gesagt, schon über zwanzig Jahr. All ihre gleichaltrigen Freundinnen waren längst junge Frauen, und die Eltern begannen sich allmählich über die Zukunft der Tochter Sorgen zu machen, denn sie schien, im Gegensatz zu allen anderen Mädchen, ganz unempfindlich gegen die Pfeile des kleinen Gottes zu sein. Und dennoch liebte sie es, die jungen Männer ihre Schönheit preisen zu hören. Ihres Eifers war kein Ende, wenn es galt, in ihren Augen so lieblich wie möglich zu erscheinen. Wie lange konnte sie in solchem Falle nicht wählen, um die Blume herauszufinden, deren Farbe ihrem Haar am besten anstünde!

Da kam eines Tages ein reitender Bote mit einem Brief. Sie saß in ihrem Zimmer über eine Perlstickerei gebeugt. Von aller Hausarbeit war sie befreit: die konnte ja ihren weißen Händen schaden.

Sie wurde zu den Eltern gerufen. Sie waren sehr bewegt, das sah sie ihnen gleich an. Beide richteten ihre Blicke fest auf sie, da sie eintrat.

„Was ist geschehen?" fragte sie.

„Mein liebes Kind," sagte da ihr Vater. „Du hast uns nie Sorge bereitet, gebe Gott, daß du es auch nie tun mögest."

Er schwieg einen Augenblick. Sie sah, daß er einen Brief mit rotem Siegel in der Hand hielt.

„Du bist nun dreiundzwanzig Jahre," sagte er, „und nie hast du von Ehe hören wollen. Und doch haben prächtige junge Männer um deine Hand angehalten. Was ist die Ursache? Verbirgst du etwas vor uns?"

„Nein," antwortete Sigrid. „Ich kann nur keinen lieben."

„Gut," sagte der Vater. „Aber heute ist etwas geschehen. Ein hoher Herr erweist unserem Hause die Ehre, dir seinen Namen und seine Stellung anzutragen, obgleich er dich nicht persönlich kennt. Es ist ein vortrefflicher Mensch und tapferer Krieger, ein ernster, herzensguter Mann, ein Edelmann in des Wortes wahrer Bedeutung. Doch er steht nicht mehr in seiner ersten Jugend."

„Wer ist es denn, Vater?" sagte Sigrid langsam und sichtlich ohne besondere Anteilnahme.

„Freiherr Carl Grip von Schloß Bravalla."

„Der Bärengreif?" fragte Sigrid.

„Derselbe. Er, dem es gelang, als Bärenführer von Sibirien heimzufinden. Ein prächtiger Kerl. Nun hat er Bravallahaus wieder aufgebaut. Eine tüchtige Leistung in so kurzer Zeit! Aber er hat ja auch das Glück gehabt, daß während all der Zeit, da er fort war, seine Schwester, die reiche und treffliche Gräfin Ekeblad auf Stola, und ihr Mann die Hand auf den Hof gehalten haben, als wäre es ihr eigner."

„Ich will nicht heiraten," sagte Sigrid.

„Hör mich an, mein Kind," sagte der Vater. „Deine Mutter und ich fangen an, alt zu werden. Was soll aus dir werden, wenn wir von dir gehen müssen? Freilich, du hast deinen Bruder. Aber auch er besitzt keine Reichtümer. Bis heute nennt er nichts als Schulden sein eigen. Wir möchten dich in guter Hut wissen, ehe wir sterben. Und wir möchten gern Enkelkinder auf unseren Knien wiegen."

„Ich will keine Kinder haben," sagte Sigrid Svanehielm.

„Das steht in Gottes Hand, mein Kind," sagte die Mutter. „Das steht in Gottes Hand."

„Ich werde ihm also schreiben," sagte der Vater, „daß wir uns von des edlen Herrn Antrag geehrt fühlen und ihn in unserm Haus willkommen heißen."

Sigrid senkte den Kopf und antwortete nichts. — —

Ja, ihr Verlobter war gewiß ein prächtiger Mensch. Sie fing an, ihn wirklich liebzugewinnen. Jung war er ja nicht mehr. Unter der gepuderten Perücke, die bis auf die Schultern niederfiel, hatte er sicherlich eisgraues Haar — sofern er überhaupt noch irgendwelches Haar hatte. Aber das war ja nicht weiter verwunderlich bei ihm, dem im Kriege und in der Gefangenschaft so übel mitgespielt worden. Auch das Reißen in der Schulter hatte er; doch das machte sich immer nur dann bemerkbar, wenn ein plötzlicher Witterungsumschlag bevorstand. Jedesmal, wenn sie ihn sah, kam er ihr jünger vor. Und dann war es wirklich rührend, wie verliebt er in sie war und wie er ihrer Schönheit huldigte. Waren sie allein, was mitunter geschah, wenn sie ihn nach seinen Besuchen ein Stück Wegs zu Pferde geleitete, so konnte er wie ein wirklicher Dichter zu ihr reden. Weiß der Himmel, wo er seine Worte hernehmen mochte — aber sie fühlte, daß sie bei seinen Madrigalen fast errötete.

Und zuweilen, wenn sie sich an den hellen Sommernächten vor ihrem großen, in Blei gefaßten Spiegel entkleidete, um zu Bette zu gehen, wurde sie von Scham ergriffen, weil sie sich bei dem Gedanken an die Wonne ertappte, die ihrer harrte, wenn sie ihrem Gemahl würde zeigen können, um wieviel schöner sie noch war, sobald sie die steifen Gewänder und alle Schnürung von sich abtat.

So rückte der Hochzeitstag immer näher. Doch sie wurde von Tag zu Tag unruhiger. Ich will keine Kinder haben, ich will nicht, sagte sie zu sich selbst. Ich mag nicht häßlich werden, ich will nicht mit dickem Leib umhergehen. Ich will nicht häßlich werden.

Und mit gespreizten Fingern preßte sie die eine ihrer schönen Brüste an den Mund, und zärtlich, als müsse sie sie vor einer Gefahr behüten, küßte sie die knospende Spitze, die die Form einer jungen Hagebutte hatte.

Je näher die Hochzeit rückte, desto schwerer ward ihre Angst, und endlich reifte ein Entschluß in ihr.

Im Häradshammarer Kirchspiel wohnte ein Kätner, der sich auf die schwarze Kunst verstand. In ihrer Not beschloß Sigrid, ihn um Hilfe zu bitten.

Auf ihrem kleinen braunen Klepper ritt sie ganz allein zu dem Gehöft, wo der Alte wohnte. Er sei auf der Wiese und mähe, hieß es. Sie band ihr Pferd an einen Pfahl und ging ihm nach. Mähend schritt er mit der Sense den Rain ab — grau, mager und bucklig. Vor seinem Messer fielen in langen Strichen Hahnenfuß und Storchschnabel, Pechnelken und Zittergras.

Kurz und bestimmt brachte sie ihr Anliegen vor, indem sie ihm zugleich einen Silbertaler reichte.

„Ein Jammer um eine so schöne Mutter," sagte er. „Aber — je nun — wenn Ihr die Schuld selbst auf Euch nehmt —" Damit spuckte er dreimal auf seinen Schleifstein und dengelte dann eine Weile stillschweigend seine Sense. „Hm — Ihr könnt meinetwegen am Donnerstag wiederkommen, dann haben wir Vollmond," sagte er schließlich.

Und sie kam wieder. Er gab ihr einen Beutel, der sieben verschiedene Dinge barg, den sollte sie sieben Nächte lang auf der Brust tragen und dazu jede Nacht siebenmal diesen Spruch wiederholen:

Humle, mumle, Uhuschrei,
Kinderweinen, eins zwei drei,

Es quakt der Frosch quak, quak,
Nie schießt in den Halm die Saat.

Eine prächtige Hochzeit war das zu Nåås an jenem Julitage.

Junge Edelleute, Söhne von des Bräutigams Kriegskameraden, hielten den Baldachin. Und das nun wieder aufgebaute Bravalla war festlich geschmückt worden, wie nie zuvor. Gräfin Hedwig Ekeblad hatte das Fest bereitet, und die Leute hatten Ehrenpforten aus Blumen und Zweigen errichtet. Im oberen Saale wurde der Kranz der schönen Braut ausgetanzt, und der zahme Bär war in Ketten aus Wachholderreis für eine Weile ebenfalls hinaufgeführt worden. Da hatte Carl Grip die Fiedel eines der Spielleute ergriffen, und der Bär hatte sich auf die Hinterbeine erhoben, auf daß auch er auf seines Herrn Hochzeit tanze.

Am Abend, ehe die Braut nach dem Schlafgemach geleitet wurde, zog Gräfin Hedwig Ekeblad ihren Bruder auf die Seite.

„Bruder Carl," sagte sie. „Meine Aufgabe ist jetzt zu Ende. Nun ist alles so gut um Bravallahaus bestellt,

wie nie zuvor. Lange Jahre hindurch habe ich mich des Hofes angenommen. Ich grämte mich, als ich ihn zerstört sah. Ich habe mit Freuden erlebt, wie er sich neu erhob. Nun sollst du die Kette mit dem Schlüssel wieder an dich nehmen, die jeder Schloßherr tragen muß. Hier ist sie. Du hast sie mir übergeben, bis du aus dem Krieg zurückkämst. Du hast sie seitdem nie zurücknehmen wollen. Doch heute Abend verlange ich, daß du es tuest."

„Liebe Schwester," sagte er. „Du hast nun die Kette so lange Jahre getragen und in Ehren getragen. Mich haben andere Ketten gefesselt. Schwere Eisenketten waren es in Sibirien. Und heute Abend bin ich in andere, in Rosenketten, gelegt worden. Trage du wie bislang die alte Kette weiter und überlasse sie einmal später einem jüngeren Greif. „Denn," sagte er und sah glücklich lächelnd zu seiner schönen Braut hinüber, deren Strumpfband soeben ausgetanzt wurde, „Carl Grip, der Bärengreif, bleibt nicht mehr lange der letzte seines Stammes, und seinen Schatz hat er schon gefunden."

XIII. Heilige Weihenacht.

Sechs Jahre später. — Weihnachtsabend. — Droben im Saal, von dessen Fenstern zwei auf den Burghof und eines nach der Brabucht hinausgingen, waren die beiden Gatten allein miteinander. Das Tischtuch war noch nicht abgenommen, und in den beiden Armleuchtern auf der Tafel brannten noch die Talgkerzen. Sonst war es dunkel im Gemach.

Die Freifrau saß an dem Fenster, das nach der Brabucht ging, vor einem Orangenholztisch, in dessen Mitte eine dunkle Schieferplatte eingelassen war. Stumm saß sie, die Hände um die Stuhllehne gekrampft, und starrte mit verschleiertem Blick vor sich hin. Carl Grip ging im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sagen. Zuweilen hielt er beim Fenster inne und sah nach den Sternen hinaus, die hoch über dem weißen Eise glitzerten.

Von den Wänden schauten die toten Greife durch das Dunkel zu ihnen hernieder. Freilich nicht alle, denn Mauritz Birgersson Grips Bild hing noch draußen im Treppenhaus; ein herabstürzendes Stück Dachstuhl hatte es vor der Vernichtung beim Brande des Hauses gerettet. Aber Reichsrat Eskil Mauritzsson war da in seinem hermelinverbrämten roten Mantel, und Stellan, der lebensfrohe Rittmeister, im gelben Elchkoller. Und Anna Catherina mit ihrem schimmernden Goldhaar, und Christoffer, der Diplomat, der in London gestorben war.

Plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Sigrid, Kind — was sinnst du?" fragte er liebevoll.

Sie sah zu ihm auf, antwortete aber nicht. Es lag so viel Innigkeit und dennoch so viel Wehmut in ihrem Blick. Dann reichte sie ihm ihre schmale weiße Hand, die er küßte.

„Du brauchst es nicht auszusprechen," sagte er. „Auch für mich wird es immer schwerer zu tragen, am schwersten zu Weihnachten. Das ist ja natürlich — ist es doch das Fest des Kindes, des Kindleins in der Krippe."

Wieder ging er ein paar Schritte auf und ab.

„Nicht nur deshalb, weil du mir so lieb bist,“ fuhr er fort, „trage ich so schwer daran, daß keine Kinderfüßchen durch diese Zimmer trippeln. Nicht nur deshalb, weil ich der letzte meines Geschlechtes bin — — Es ist ein so unheimliches und leeres Gefühl, zu wissen, daß es unweigerlich zu Ende ist, wenn der Tod kommt, daß man nicht in seinen Kindern weiterleben darf unter den Bäumen, die man liebte, an jenem Wasser, wo man zu Hause war. Verzeih mir, meine Sigrid — nun habe ich dich zum Weinen gebracht. Wir wollen uns in Gottes Willen schicken, mag er uns auch hart und unbegreiflich dünken. Aber laß uns die Lichter löschen und zu vergessen suchen, daß Weihnachten ist.“

Und er blies die Seitenlichter aus, so daß nur noch zwei Kerzen brannten.

Als er sie nach einiger Zeit leise erinnerte, daß nun Schlafenszeit sei, bat sie ihn innig, er möge sie doch noch eine Weile allein ihren Gedanken überlassen. Sanft küßte er ihren Scheitel, ergriff den einen Leuchter und ging. Nachdem sie eine Zeit lang still dagesessen, erhob sie sich, trat zu einem der Hoffenster und blickte ins Dunkel hinaus. Den Kopf an das Fensterkreuz gelehnt,

trommelte sie einen Augenblick zerstreut an die bleigefaßten Scheiben. Dann nahm sie den Leuchter, huschte leise die Treppe hinab und griff in der steinernen Diele nach Pelz und Kopfbedeckung. Vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, öffnete sie die Haustür und ging in den Schnee hinaus, den Weg nach der Kirche von Bravalla hinab.

Der Mond schien und sie konnte die Tannenzweige sehen, die den Weg bezeichneten.

Nun stand sie auf dem Kirchhof, vom schnellen Gehen atemlos. Weiß lag der Schnee über Baum und Strauch, über der Mauer und auf den Grabkreuzen. Sie trat zu dem Erbbegräbnis der Greife. Da drinnen sollte also auch sie einmal ruhen an der Seite ihres Gatten, dieses starken und guten Menschen, der ihr im Laufe der Jahre teurer geworden war, als ihr Leben.

Jahrhundert um Jahrhundert würden sie dort in ihren Kupferschreinen beieinander ruhen — wie nur sollte sie in der Ewigkeit ihre Reue und ihr Leid stumm ertragen?

Die Hand auf ihr stürmendes Herz gepreßt, lehnte sie mit dem Rücken an der Kirchtür. Da fühlte sie am

Ellbogen den Druck des großen Schlüssels, den der Kirchendiener wohl vergessen hatte, abzuziehen. Sie öffnete die Tür und trat in das dunkle Gotteshaus, tastete sich zum Kirchenstuhl von Bravallahaus vorwärts, legte den Kopf in die Hände und betete.

„Heiliger Gott," so sprach ihr Herz, „ich habe gesündigt. Ich liebte mich selbst über alles. Ich liebte mein schönes Haar, meine zarten Füße, ich liebte meine braunen Augen. Herr, du gabst mir Schönheit, aber du verliehest mir nicht die Kraft, sie zu tragen. Ein schwaches, armseliges Wesen bin ich gewesen, laß mich nicht zu schwer dafür büßen."

Da ertönte es in ihrem Ohr wie süße Musik. War es die Orgel, die erbrauste? Nein — wie ferner Lautenton klang es. Und sie gewahrte, wie eine Helligkeit sich rings um den Altar ergoß.

Sie erhob sich von den Knien. Starren Blicks richteten sich die schönen Augen auf das, was sie vor sich sahen. Drei kleine barfüßige Kinder in langen weißen Hemden standen vor dem Altar, die aufwärts gerichteten, geschlossenen Händchen herzförmig an die Stirnen gelegt. Ihre Gesichter vermochte sie nicht zu sehen,

aber alle hatten sie kupfrig leuchtendes Haar von der Farbe welkenden Kastanienlaubs, wie es an kühlen Herbstmorgen auf die Fußsteige flattert.

Da . . . stand da nicht ein Priester in der Altarnische? Woher war er gekommen? Er trug ein schwarzes Meßgewand mit einem Kreuz von Silber.

Nun legte er seine Hände auf das Haupt des größten Knaben.

„Du wärest deines Vaterlandes Schwert geworden," sagte er, „deine Mutter aber hatte der Liebe nicht."

Dann legte er seine Hände auf den Scheitel des zweiten Knaben und sprach:

„Du wärest deines Volkes Saitenspiel geworden, deine Mutter aber hatte der Liebe nicht."

Zuletzt aber ließ er seine Hand auf dem Haupte des kleinen Mädchens ruhen und sprach:

„Du wärest eines Einzigen Stern geworden, deine Mutter aber hatte der Liebe nicht."

Sigrid Svanehielm stand hochaufgerichtet. „Meine Kinder, meine geliebten Kinder!" rief sie und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf die Altarnische zu. Doch ehe sie sie erreicht hatte, war die Erscheinung verschwun-

den. Da brach sie bewußtlos auf den Steinfliesen des Gotteshauses zusammen.

Als der Kirchendiener eine Weile später in die Kirche trat, um die Kerzen zur Morgenandacht zu entzünden, bemerkte er etwas wie ein schwarzes Kreuz auf den Steinplatten vor dem Altare. Es war Ihro Gnaden die Freifrau von Bravallahaus, die in ihrem schwarzen Otterpelz ohnmächtig, mit ausgebreiteten Armen, dort lag.

Die Freifrau wurde von den Kirchgängern, die sich mit Fackeln und klingenden Schellen einzufinden begannen, nach Hause geleitet. Nachdem sie das Bewußtsein wiedererlangt hatte, lag sie mehrere Tage zu Bett. Tag und Nacht saß der Bärengreif an ihrer Seite und hielt ihre Hand in der seinen.

Am Neujahrsabend war sie wieder auf, aber bleich und still. Wieder saß sie an dem Orangenholztisch mit seiner eingelegten schwarzen Schieferplatte. Und wieder schritt ihr Gemahl im Saal auf und ab oder blieb vor dem Fenster stehen, das nach der Brabucht hinaus ging, über deren Eis die Sterne funkelten.

„Nun, liebe Sigrid," sagte er und trat zu ihr.

„Willst du mir jetzt sagen, was du mir zu erzählen versprachst? Du hättest einen Kummer, sagtest du — einen Kummer, der dich quält."

„Lieber, es ist so schwer," sagte sie und begann zu schluchzen.

„Weine nicht, Kind," sprach er. „Du weißt ja, wie ich dich liebe. Bist du mir untreu gewesen?"

„Carl," antwortete sie vorwurfsvoll, „wie kannst du so etwas glauben? Ich liebe ja nur dich allein!"

„So sag denn; was es ist?"

„Würdest du mir vergeben können, wenn du wüßtest, daß ich dir einen großen Schmerz zugefügt habe? Einen Herzenskummer? Ich büße ja schon dafür, denn jetzt trage ich selbst schwer daran. Ich nahm dich, weil es meiner Eltern Wunsch war und weil ich reich sein wollte."

„Ja," sagte er. „Doch was meinst du?"

„Zuerst liebte ich dich nicht. Ich wußte nicht, was Liebe war. Dann begann mein Herz zu erwachen. Es war nicht tot, wie ich geglaubt hatte. Wie eine Rose von Jericho blühte es auf. Ich liebe dich! Ich liebe dich! Aber zu spät, ach mein Gott, zu spät! — —

Meine Schuld ist es, daß wir keine Kinder haben! — — Meine Schuld ist es."

„Sigrid," sagte er langsam und düster. „Du weißt nicht, was du mir jetzt angetan hast. Doch ich vergebe dir für mein Teil, denn du hast mein Wort. Ob Gott der Herr dir aber vergibt, das weiß ich nicht."

Und er legte seine Hand auf den Tisch.

„Eher glaube ich, daß er diesem Tisch Leben verleihen wird."

Sie hatte sich über den Tisch geneigt, das Haupt in den Händen. Er beugte sich über sie und küßte stumm ihr Haar. Dann schritt er ruhig, ohne sich umzuwenden, der Türe zu. Die Treppe hinunter ging er, an Mauritz Birgersson Grip vorbei, der, den großen Hund an der Seite, von der Wand auf ihn herabstarrte. Beim Schein eines Kienspans, der dort unten flackerte, nahm er seine Schlittschuhe von einem Elchgeweih herunter und ging in die Nacht hinein.

Er stieg die Klippe hinunter und beschritt das Eis. Auf einem Steine sitzend, schnallte er sich die Schuhe an und machte ein paar lange Stöße gen Osten. Schon tauchte zur Linken Flintan, das sangumwobene

Inselriff seiner Jugend, auf. Wie seltsam war doch das Leben! Einst war er mit seinem treuen Bären gen Westen, immerdar nach Westen gewandert, der sinkenden Abendsonne entgegen. Nun ging seine Fahrt gen Osten, unaufhaltsam gen Osten, dem Morgen zu, der noch im Dunkel schlief — fern, ferne jenseits der funkelnden Sterne, unter denen weit draußen das offene schwarze Meer atmete. Dem Morgen entgegen und dem Tode.

Am Tisch oben im Saal aber saß Sigrid und weinte. Noch immer saß sie über den Tisch geneigt, das Haupt in den Händen. Da ward ihr, als höre sie sanfte Musik, als schlage noch einmal ferner Lautenton an ihr Ohr. Gleich warmen Wogen flutete es durch ihre Seele; vielleicht war es der Strom ihres brechenden Herzens. Und auf einmal begannen aus des Tisches Orangenholz Äste lautlos emporzuschießen und sich auszubreiten. Zartgrüne Zweige brachen hervor, Blätter und Blüten sproßten, und über dem schönen toten Haupt mit dem Haar von der Farbe welkenden Kastanienlaubs wölbten sie sich zu einer lichten Krone. Der ganze Saal aber füllte sich mit dem süßen Duft der Orangenblüten.

Zweites Buch: Die Stjernfeldts

XIV. Ulrike Stjernfeldts Geheimnis.

Als Reichsrat Graf Ekeblad und seine Gemahlin nach reiflicher Erwägung dem jüngsten ihrer Kinder, der fünfzehnjährigen Tochter Ulrike, am Tage vor ihrer Hochzeit mit ihrem Vetter, dem Kammerherrn Fredrik Stjernfeldt, die alte Kette der Greife und das gesamte Freigut von Bravalla samt den dazugehörigen Gütern übertrugen, geschah es weniger aus Schwachheit für das recht eigenwillige, starrköpfige Mädchen, als darum, daß sie, die ihr Onkel, der „Bärengreif", selbst zur Taufe getragen, allezeit dessen besonderer Liebling geblieben war. Ihren Geschwistern würde zudem mit dem Ekebladschen Stammgut mehr als genug zufallen.

Die Hochzeit fand zu Stola mit der üblichen Pracht statt. Die Braut war kaum voll entwickelt; schlank war sie und hoch aufgeschossen, dabei aber stark und geschmeidig. Der Bräutigam war eigentlich auch wenig

mehr als ein Knabe. Freilich trug er einen höfischen Titel, doch war er viel zu bequem veranlagt, um je wirklich Dienst zu tun. Sein einziges Interesse gehörte der Jagd.

Bereits am ersten Tage nach der Ankunft des jungen Paares auf Schloß Bravalla nahm die junge Frau die Zügel in die Hand. Es war kein Zug in den Leuten, zu lange Jahre hatte das Haus unbewohnt gestanden. Doch bald war es zu spüren, daß der Hof eine Herrin bekommen hatte.

Was den Kammerherrn betraf, so blieb es ihm überlassen, für sich selbst zu sorgen. Sein erstes Beginnen war, einen Zwinger für seine Meute zu bauen.

Obgleich zart an Jahren, war die junge Frau Vergnügungen und Lustbarkeiten wenig hold. Ihre Freude war es, zu schaffen und anzuordnen. Stets war sie vor der Sonne auf, steckte früh und spät tief in der Arbeit. Und alle gehorchten ihr. Selbst die Knechte setzten sich einer handgreiflichen Zurechtweisung aus, wenn sie nicht im Nu nach ihrem Wort taten oder sich bei der Arbeit Besinnung gönnten.

Ulrike Stjernfeldt war nicht schön, doch sah sie vor-

nehm und stattlich aus. In der Zeit der Reifröcke, der Schönheitspflästerchen und der Puderquaste trug sie sich so einfach, wie die gewöhnlichste Bürgersfrau. Ihre Pferde aber waren königlich, sie zeugten von außergewöhnlicher Wartung und Pflege.

Ihre Art, mit ihrem Manne umzugehen, war nicht eigentlich unfreundlich. Freilich behandelte sie ihn ganz gleichgültig; doch trug sie ihm gegenüber stets eine gewisse mütterliche Beschützermiene zur Schau. Und niemals machte sie ihn zum Narren, wenn er, was oft geschah, Dummheiten daherschwatzte. Insbesondere in Gegenwart fremder Menschen schien sie dergleichen überhaupt nicht zu hören, suchte dann aber unbemerkt — wenigstens für Gustaf Fredrik — den Eindruck wieder zu verwischen, den er hervorgerufen hatte. Unverkennbar betrachtete sie ihn als nichts weiter, denn als ziemlich unnötigen, im großen und ganzen aber harmlosen Luxusgegenstand.

Gäste sahen sie selten. Einmal im Jahr kam die alte Gräfin Ekeblad zu Besuch. Sie traf in einer großen gelben Kutsche ein, gefolgt von einem Bedienten, einer Kammerzofe und einem grünen Papagei, den sie aus

Göteborg hatte. Jedesmal betrachtete sie forschend ihre Tochter und sagte: „Eh bien, petite?“ Jedesmal schüttelte Ulrike leise den Kopf, ohne die Augen niederzuschlagen. Und doch waren sowohl Gustaf Fredrik wie seine junge Frau gesunde, kräftige Menschen.

Im fünften Herbst jedoch, da die alte Gräfin kam und ihr ewiges fragendes „eh bien?“ sprach, neigte Ulrike bejahend das Haupt. Die Frage war eigentlich überflüssig, denn das frohe Geheimnis sprach für sich selbst.

Dies aber war geschehen:

Im Beginn des Frühjahrs waren ein paar reisende Kavaliere auf ihrem Weg nach dem Auslande an Bravalla vorbeigekommen, und da der eine ein Verwandter der Herrschaften war, die ja auch miteinander verwandt waren, hatten sie einen Abstecher nach Bravallahaus gemacht und dort einige Tage zugebracht. Beide waren junge Edelleute, die nach Paris wollten, um dort Offiziersstellen im Royal Suédois anzutreten. Der eine hieß Graf Oxenstjerna, ein blonder, lustiger, lebhafter Hofmann, der immer lachte, sich alles besah und seine brillantenbesetzte Tabakdose schnappen ließ. Der

andere, Baron Johann von Schar, war ein schweigsamer, sehniger Mann mit befehlshaberischem Wesen und stolz erhobenem Kopf.

Sie saßen bei geöffneten Fenstern in dem hellen Speisesaal des oberen Stockwerks. Möven flogen vorbei und hoben sich weiß ab von all dem Blau da draußen — dem Himmel, der Brabucht und Kolmarden.

Gustaf Fredriks Schnepfen waren vorzüglich gewesen, rot leuchtete der Wein aus den geschliffenen Gläsern. Graf Oxenstjerna berichtete Neuigkeiten aus der Stockholmer großen Welt. Der Kammerherr, dessen feistes rundes Antlitz vom Wein hochrot gefärbt war, saß hintenübergelehnt und lachte aus vollem Halse. Die junge Frau hörte zerstreut zu, und von Schar saß stumm und finster da wie gewöhnlich. Hin und wieder fühlte sie seine Augen auf sich gerichtet, und als sie einmal die ihrigen trafen, fühlte sie, daß sie errötete. Wer war er und was wollte er? Wußte er nicht, wer sie war? Wie konnte er es wagen, sie mit solchen Blicken anzutasten! Sie wünschte sich eine Reitpeitsche herbei. Doch als er sich nun ruhig an sie wandte und irgendeine gleichgültige Frage an sie richtete, war es, als sei

ein erstickender Druck von ihr genommen, und sie gab ihm mit so sanfter, weiblicher Stimme Bescheid, daß Gustaf Fredrik, wäre ihm nicht die Gabe der Menschenkenntnis so ganz und gar versagt gewesen, hätte vermeinen müssen, eines fremden Menschen Stimme zu vernehmen.

Das war an dem hellen Frühlingsabend. Am folgenden Morgen sollten die beiden Herren wieder aufbrechen. Gustaf Fredrik und Graf Oxenstjerna saßen in der Bibliothek; sie hatten Bierseidel vor sich stehen und rauchten weiße holländische Kreidepfeifen. Baron von Schar und die junge Gräfin waren spazieren gegangen.

Sie waren am Wasser entlang durch den Park gestreift und hatten sich dann niedergesetzt.

Zu ihren Füßen schnatterten ein paar Enten in dem dünnen braunen Schilf, das noch vom Vorjahre her dastand. Eine Sumpfhenne wiegte sich draußen im Wasser, man konnte ihren weißen Schnabel leuchten sehen. Zwischen dem toten Eichenlaub sproßten die ersten Veilchen, hier und dort standen Büschel weißer Anemonen, die wie kleine gepuderte Dämchen mit hellgrünen Achseltüchlein aussahen.

Sie sprachen nicht. Die Schloßuhr mit ihrem Silberton tat neun Schläge.

Beide saßen, das Kinn in der Hand, und starrten über das Wasser.

Da fühlte sie plötzlich, daß er ihr seine linke Hand entgegenstreckte. Sie konnte es nicht sehen, doch sie ahnte es. Langsam reichte sie ihre Rechte hin, und still, ohne daß ihre Augen sich dabei begegneten, griffen die beiden Hände ineinander.

Wieder saßen sie eine Weile, ohne zu reden. Eine Krähe flog an ihnen vorbei. Sie trug ein dürres Reis im Schnabel.

„Sie nistet," sagte die junge Gräfin langsam.

„Ja, sie nistet," antwortete er, und wieder schwiegen sie.

Endlich wandte er leise den Kopf nach ihr hin und auch sie wandte ihm den ihren zu, näher, immer näher. Wie im Irrsinn verkrampften sich ihre Finger ineinander. Die Anemonendämchen stießen sich gegenseitig verschämt in die Hüften und senkten die Köpfe auf die grünen Achseltüchlein, während eine schwache, wie durchsichtige Purpurröte in ihre bleichen Wangen stieg. —

Am nächsten Morgen reisten die beiden Kavaliere weiter. Ulrike sollte Baron von Schar niemals wiedersehen. Bereits einen Monat nach seiner Ankunft in Paris fiel er im Duell.

Im Februar des nächsten Jahres kam ein Knabe zur Welt, der Jacques genannt wurde.

Gustaf Fredrik war schon vor mehreren Jahren eine Wohnung im Südflügel eingeräumt worden. Dort konnte er es mit seinen Hunden und Jagdgefährten halten, wie es ihm beliebte. Er wurde im Laufe der Jahre immer dicker.

Der kleine Jacques wurde die Hauptperson im ganzen Hause. Um ihn drehte sich alles und jedes. Er war der Abgott seiner Mutter. Ein einziges Mal im Leben war ihr starker, unbeugsamer Sinn einem noch stärkeren begegnet. Und das Kind, das ihr aus der Wiege seine Ärmchen entgegenstreckte, war ihr so teuer, weil es ihres Lebens einziges Geheimnis war, die Erinnerung an einen Frühlingsaugenblick, von dem sie ihr ganzes Leben lang zehren wollte.

Gustaf Fredrik, trotz seiner Bequemlichkeit ein rastloser Jäger, war nie so recht kräftig gewesen. Seine

Lebensweise war auch nicht gerade dazu angetan, ihn widerstandsfähiger zu machen, denn er gab zuviel auf fettes Essen und starke Getränke. Der Knabe war kaum fünf Jahre alt, als Gustaf Fredrik so ernstlich erkrankte, daß er sich nicht wieder erholte. Der Arzt aus Norrköping kam mit Schröpfkopf und Blutegeln. Gräfin Ulrike pflegte ihren Mann auf das gewissenhafteste, doch nichts half. Sein letzter Wunsch war, noch einmal im Leben ein ordentliches Treiben zu hören. Da bot die Gräfin das Volk auf, das einen Hasen nach dem Schloßhof zu treiben mußte. Die Hunde wurden alle sechzehn losgelassen, und in lustiger Hatz ging der Trieb beim Klang der Jagdhörner an Gustaf Fredriks Fenstern vorbei. Da lächelte der Kranke und gab seinen Geist auf.

XV. Die Memoiren der Stiftsdame Fräulein Jacquette Stjernfeldt.

Linköping, den 1. November 1847.

Das hätte wohl kein Mensch je supponiert, daß Jacquette Stjernfeldt noch einmal die Feder ergreifen würde, um ihre kleinen Erlebnisse niederzuschreiben. Ich, die ich mein ganzes Lebtag nicht mehr schwarze Tinte verbraucht habe, als gut und gerne in das kleine Henkeltöpfchen hineinginge, in dem ich zuweilen, wenn ich es großartig vorhabe und Waffeln backen will, bei Krämer Olsson in der Hunnebergsgasse Sahne hole. Eigentlich habe ich ja auch niemals etwas Besonderes erlebt, und von der großen Welt habe ich so wenig gesehen, daß das, was ich schreibe, für keinen anderen Interesse haben kann. Aber wenn es des Abends dämmert und der Wind durch das Vorfenster bläst, während das große Schild des Glasers an der Ecke knarrt,

wird es mir mitunter so ein bißchen einsam zu Mute, und dann sind ja die Menschen, die mir einmal nahe gestanden haben und nun, wenigstens fast alle, nicht mehr da sind, meine einzige und liebste Gesellschaft.

Ach du weißes Schloß meiner Kindheit! Wie deutlich sehe ich dich vor mir, obwohl so lange Jahre inzwischen vergangen sind! Über meinem Bett hängt die kleine Zeichnung, die der arme Kornett Hovenskjöld für Schwester Anne Madelaine machte, ehe er in den Krieg zog. Wie oft sehe ich sie mir an und lasse damit die Erinnerung ein! Das weiße Haus auf seiner Klippe ragt hoch auf. Seine Rückseite, die nach Osten zeigt, wird von der großen Eiche beschattet, die Vaters Großmutter, die junge Gräfin Ekeblad, in dem Jahre gepflanzt haben soll, als ihr Bruder, der Bärengreif, aus seiner Gefangenschaft in Sibirien zurückkehrte. Und drunten beim Wasser liegt das kleine Haus, das einst als Kapelle für eine der Gripschen Frauen, die katholisch war, gebaut worden sein soll. Die alte Hella, die so viele Geschichten von Hof und Geschlecht wußte, behauptete, daß das Dach einmal von Kupfer gewesen sei und das ganze Innere ein einziges Gewölbe mit einem

Madonnenbild über dem Altar und einer von oben herabhängenden ewigen Lampe aus Silber. All das muß zerstört worden sein, als die schrecklichen Russen kamen. Ich kann mir so gut vorstellen, wie sie hereinstürzten und die kleine Madonna mit ihren Piken zerstachen, das silberne Lampengefäß unter ihre schmutzigen Pelze stopften und Feuer an das Antipendium der Altarnische legten.

Jenseits der Kapelle weitet sich die Bucht unterhalb des dunkeln Parks mit seinen Eichen, seinen Maiglöckchen und Anemonen und dem Geklüft, wo Anna Catherinas Blumen wuchsen.

Und wie gut entsinne ich mich des großen Burghofs, der eigentlich nichts weiter als ein weiter Sandplatz war. Wie gern spielten wir hier Reifen — bis zu jenem Tag, da ein zu weit fliegender Reif eines der Fenster des Kavalierflügels traf. Da setzte Großmutter diesem und allen anderen Spielen auf dem Hof ein Ende.

Wie deutlich erinnere ich mich auch an die Zimmer droben im Schloß. Solange Großmutter lebte, wurde nichts darin geändert. In der Halle mit ihren großen, blaugrauen Steinplatten war es immer so vornehm

kühl. Von wie vielen Füßen sind sie im Laufe der Jahre abgenutzt worden! Sie waren ja schon gelegt, ehe die Russen das Schloß plünderten. Auf ihnen haben sicher Anna Catherinas kleine Holzschuhe einmal geklappert, sind die Reiterstiefel des Bärengreif hingeschritten, die Hirschlederschuhchen der schönen Sigrid Svanehielm einhergeschwebt.

Rechts von der Diele war die Bibliothek. Viel Gedrucktes gab es darin allerdings nicht, so daß der Name nicht ganz passend schien, doch enthielt sie gewiß, ehe die Russen sie verheerten, viele Bücher und Raritäten. Nun wohnten zwei von uns Schwestern in der inneren Stube, die ein Fenster nach dem Schloßhof und eines nach dem Garten hinaus hatte. In der äußeren stand der Bücherschrank mit einer Reihe französischer Bücher, einer Bibel aus der Zeit Karls XII., in die der Bärengreif einige Bibelsprüche eingetragen hatte, und Frau Bremers Gedichten. Mama hatte während der kurzen Zeit, die sie unter uns weilte, all ihre Bücher in ihrem eigenen Zimmer, und Großmutter ließ nichts anderes gelten als die Bibel und das „Landwirtschaftliche Praktikum".

Im westlichen Eckzimmer wohnte Großmutter. Da hinein durfte keiner ungebeten kommen, wenigstens nicht vor dem letzten Jahr, als sie schon kränklich war. Sie wurde ja so alt, ganze neunundachtzig Jahre, denn sie starb 1814 und war 1725 geboren. Und dann natürlich an jedem Geburtstag. Da pflegten wir uns zu verkleiden und ganz früh am Morgen Schokolade auf einem Brett hereinzubringen. Und weil Großmutters Geburtstag gerade auf den Luciatag fiel, kamen wir häufig als Lucias mit einem Kranz brennender Lichter auf dem Kopf. Großmutter, die sonst wenig Sinn für solche Aufzüge hatte, ließ sich das immer gern gefallen, denn lange, ehe wir auf der Welt waren, hatte unser Vater sie immer schon in dieser Weise gefeiert, und so war es zum Familienbrauch geworden. Wer hätte geahnt, daß dieses unschuldige Vergnügen dermaleinst ein solches Unheil heraufbeschwören würde!

Zu Großmutters zwei Zimmern führte ein dunkler Gang. Er wurde, wenn Großmutter es nicht hörte, der Spukkorridor genannt, denn es hieß, daß man dort einem Greis mit langem weißem Bart in schwarzer Samtkleidung begegnen könne. Es soll einer der alten Greise

gewesen sein, der umging und nach dem verlornen Familienschatz suchte. In dem kleinen Zimmer, das hinter dem großen lag, stand Großmutters Bett. Es war alt und groß und hatte gewundene Ecksäulen, einen hellblauen Baldachin und dicke Quasten oben und an den Ecken. In den Betthimmel waren die Wappen der Grip und der Svanehielm eingestickt. An der Wand über dem Bett hing eine kleine Miniatur in einem schmalen Rahmen aus Silber und Bergkristall. Sie stellte einen Offizier dar, dessen scharfgeschnittenes Gesicht bis auf einen kleinen schwarzen Streifen unter der Nase glattrasiert war. Er hatte schwarze Augenbrauen und sah hochmütig und herrisch aus. Übrigens hängt er jetzt über meinem Schreibtisch.

In dem inneren Zimmer hatte Großmutter ihren Sekretär. Er war groß und bauchig und hatte vergoldete Beschläge. Da führte Großmutter über die Gutsgeschäfte Buch. Ihr Gänsekiel stak in einer kleinen mit Schrot gefüllten Zinnschale. Großmutter schrieb mit großen Buchstaben, kräftig und kühn wie ein Mann.

Wie gut weiß ich noch, wie wir am Sonntagmor-

gen, in unseren frischgewaschenen Nesseltuchkleidern bei Großmutter zu erscheinen und guten Morgen zu wünschen hatten. Dann pflegte sie vor dem Kamin zu sitzen und ihr langes eisgraues Haar mit einem bleiernen Kamm zu kämmen. Das tat sie nur Sonntags morgens. Sie hatte ein schwarzes Kleid mit einem Brustlatz aus rotem, selbstgewebtem Linnen an. Wie mager und sehnig waren ihre Arme. Jedes Haar, das sie sich auskämmte, wurde in einem Papierbeutel verwahrt. Den holte jedes Jahr einmal eine wandernde Dalekarlierin und machte schmale Armreifen davon — die einzigen Weihnachtsgeschenke, die, soweit ich mich erinnern kann, Großmutter je unter uns austeilte.

An der Treppe, die auch von Stein — ich glaube Speckstein nennt man ihn — und mit einem niedrigen Geländer versehen war, hing das Bildnis des alten Grip, der, wie es heißt, seinen Schatz verloren haben soll. Neben ihm war ein großer, grauer Hund mit Stachelhalsband zu sehen. Was für eine Angst hatten wir als Kinder vor diesem schrecklichen Tier! Als ich dann älter war, erklärte mir irgend jemand, die Hunde hätten diese stacheligen Halsbänder tragen müssen, um

gegen die Wölfe geschützt zu sein, die hier in der Gegend sehr stark gehaust haben sollen, besonders im Winter, wenn es gefroren war und sie rudelweise von Kolmarden herübergezogen kamen.

Der große Eßsaal, der nach der Brabucht hinaus geht, ist es vor allem, wo wir, die Schwestern und ich, unsere Kinder- und Mädchenzeit verlebt haben. Da standen am Kamin unsere Spinnrocken, da hatten wir unsere Nähsteine und Stickrahmen, dort arbeiteten wir von früh morgens an. An den Wänden hingen alte Porträts, die uns bange machten, wenn es dunkel ward. Seitdem jedoch die alte Hella, die in ihrer Jugend Haushälterin bei von Yhléns auf Allond war, nachdem sie zuvor bei den Näáser Svanehielms Hausmädchen gewesen und dann der schönen Sigrid als Kammerzofe nach Bravallahaus mitgegeben worden war, als sie sich mit dem sogenannten Bärengreif verheiratete, dem an einem Neujahrsabend das Unglück zustieß, in das Eis einzubrechen und zu ertrinken, was seine junge Frau so unglücklich machte, daß sie starb, — seitdem die alte Hella uns so viel von all diesen toten Greifen, wie sie nun alle heißen mochten, erzählt hatte, erwachte in uns

Kindern eine gewisse Teilnahme für sie, und wir fingen an, sie gern zu haben.

Allmählich begannen wir zu begreifen, daß vor uns andere Menschen hier gelacht und geweint hatten, getrauert und froh gewesen waren. Und daß für sie, mochten sie es auf Erden noch so schwer gehabt haben, nun alles Leid vorüber und alle Tränen getrocknet waren, seit der Tod sich auf sie gesenkt und all das Schlimme und Häßliche mit seinem tiefen weißen Schnee bedeckt hatte.

In dem großen Saal des westlichen Flügels waren wir im Winter selten, wenigstens solange Vater von zu Hause fort war, denn Großmutter fand es überflüssig, ihn zu heizen. Dort stand ein altes Spinett, das einen so spröden, glasig dünnen Ton hatte, daß man, wenn darauf gespielt wurde, das Echo einer Musik zu hören vermeinte, die vor langer, langer Zeit einmal irgendwo erklungen war. Schwester Fredrique spielte so schön. Ich weiß nicht, woher ihr die Melodien kamen, aber saß sie am Spinett, so war es zuweilen, als finde sie den Ausdruck für wunderliche Phantasien, die sie bewegten und die sie mit Worten nie erklären konnte oder wollte.

Auch hier in dem großen weißen Zimmer hingen über den weißen Stühlen mit den grünen Überzügen Bildnisse. Über dem Spinett war in einem ovalen Rahmen Sigrid Svanehielm zu sehen, im grauen Gewand, einen dünnen, spanischen Schleier überm Haar. Wie schön war sie mit ihrem langen schmalen Hals, ihrem roten Mund und dem braunen Haar! Doch fand ich, daß sie kalt aussehe. Wenn ich ihre großen, stolzen Augen anblickte, konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß sie einen Menschen so lieben konnte, daß ihr Herz um ihn brach.

Viele andere Bilder waren dann noch da. Der Bärengreif war in seiner Uniform mit dem Brustharnisch gemalt; auf der Brust trug er ein Schild mit den Buchstaben U. E. unter der königlichen Krone. Das wäre das Monogramm seiner Königin gewesen, sagte Hella. Und da hing Großmutter als junges Mädchen mit einer kirschroten Rüsche um den bloßen, langen Hals, in ein Korsett gezwängt, das sie dünn wie einen Blumenstengel machte, sie, die seit ich denken kann jedes Korsett verabscheute. Daß Großmutter einmal so jung gewesen sein konnte! Ich meine, wirklich jung, so jung, daß man das Leben anlächelt und einem Menschen so

recht gut sein kann. Ich möchte wissen, wie Großvater eigentlich gewesen ist. Großmutter sprach fast niemals von ihm. Hella sagte immer, er sei sehr dick und faul gewesen — das sieht man übrigens auch auf seinem Bild, doch muß er dabei ein gemütlicher, guter Mann gewesen sein.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, so schiebt sich mit oder wider meinen Willen immer Großmutter in den Vordergrund. Es ist, als wären all die andern, die um mich waren, Vater und Mutter, Geschwister und die paar Fremden, die wir kennen lernten, nichts als bleiche Schatten gewesen, Großmutter dagegen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die harte Wirklichkeit. Sie war groß und hoch und gebieterisch, wie Hedwig Ekeblads Gedächtnisbaum vor dem Hause, und wie dieser, war sie aus hartem Holz. Ich glaube nicht, daß sie so war, weil ihr der Hof und alles gehörte. Sie hätte die Kette, die sie unter ihrem Kleid auf der Brust trug, nicht gebraucht, um sich geltend zu machen. Wäre sie Marketenderin gewesen, so hätte, glaube ich, selbst der Feldwebel vor ihr stramm gestanden. Wir Kinder hatten eine Todesangst vor ihr, und sie war auch

streng und hart genug gegen uns. Doch hatte sie uns gewiß auf ihre Weise gern, und als sie endlich so unvermutet abgerufen ward, weinten wir ihr alle echte Tränen nach. Gott sei ihrer Seele gnädig und schenke ihr Seinen Frieden! Amen.

Linköping, den 4. November 1847.

Mehrere Tage bin ich nicht zum Schreiben gekommen. Meine Schwester, die Pröbstin Fagerberg aus Norra Vi, hat mich mit ihrem Besuch überrascht. Erst vorhin ist ihre große Kutsche mit dem ein wenig anangetrunkenen, aber harmlosen alten Sjöbom auf dem Bock davongefahren. Sie war in die Stadt gekommen, um Einkäufe zu machen. Der ganze Wagen war voller Pakete und Schachteln. Ich erzählte Anne Charlotte, daß ich mich damit vergnüge, sogenannte Memoiren aus meiner Kindheit niederzuschreiben, und sie ermunterte mich dazu, fügte aber hinzu, es sei ein Glück für gewisse Leute (womit sie, das verstand ich gleich, Großmutter meinte), daß nicht s i e es wäre, die schriebe. Ach, du liebe, gute Schwester, du hast es Großmutter nie verzeihen können, daß sie deine Schwärmerei für den rothaarigen Adjunkten in Östra Stenby nicht verstand.

Anne Charlotte, die viel belesener ist als ich, und die als Angehörige der gelehrten Priesterschaft so viel mehr als ich von dem und jenem weiß, das in der Welt vorgeht, sagte, wenn ich meine Memoiren schreiben wolle, müsse ich damit anfangen, meine sogenannten Personalien

anzugeben, d. h. genau zu schildern, wer ich, die Schreibende, sei, wer meine Eltern gewesen usw., alles mit den richtigen Daten und Jahreszahlen, mit den vollständigen Namen aller Geborenen und Verstorbenen, den Namen der Gevatter, die diesen und jenen aus der Familie zur heiligen Taufe getragen usw. Das alles würde ja schön und gut zu machen sein, ständen nur die Kirchenbücher aus Bravalla zu meiner Verfügung. Ganz abgesehen davon habe ich übrigens schon öfters gewünscht, noch einmal dorthin zu kommen, obwohl die Reise ganz kostspielig und beschwerlich ist. Aber wegen meiner Jahre und der heftigen Gichtschmerzen, die mich hie und da anfallen, ist bis jetzt nichts daraus geworden. Der Mensch denkt eben, und Gott lenkt.

Also: ich, die ich dies schreibe, heiße Jacquette Emerentia Stjernfeldt, geboren zu Schloß Bravalla am 11. März 1788. Meine Eltern waren der Kammerherr bei Seiner Königlichen Hoheit Herzog Fredrik Adolf, Herr Jacques Stjernfeldt, und seine Gemahlin Frau Henriette, Tochter des Majors und Ritters vom Königlichen Schwertorden, des wohlgebornen Herrn Hans von Ryhlén auf Allonö, Kreis Östra Stenby.

Aus dieser meiner Eltern Ehe gingen folgende Kinder hervor, die ich laut Großmutters Aufzeichnung in der Familienbibel aufzähle:

Henriette Mathilda, geboren den 2. Febrauar 1780.

Adolfina Fredrika, geboren den 17. August 1784.

Jacquette Emerentia, geboren den 11. März 1788.

Anne Charlotte, geboren den 8. August 1789.

Hans Joachim, geboren den 3. Juli 1790.

Anne Madelaine, geboren den 23. Juli 1792.

Von all diesen Geschwistern leben zur Zeit der Schreibenden nur noch Schwester Anne Charlotte und ich. Sei Gott den Seelen der übrigen gnädig!

Meiner Mutter entsinne ich mich so gut wie gar nicht. Sie starb in demselben Jahr, in dem Anne Madelaine das Licht der Welt erblickte. Sie soll sehr hell und zart gewesen sein. Las und träumte gern. Großmutter, die das ganze Haus beherrschte, soll sie niemals bei irgend etwas um Rat gefragt haben. Hella sagte, es sei gut gewesen, daß sie sich nicht hätte um das Hauswesen zu bekümmern brauchen, denn sie wäre immer so schwach gewesen und hätte genug mit all den kleinen Kindern zu tun gehabt. Ihre Eltern wohnten ja

ganz nahe, in Allond, und dahin fuhr sie oft, um sich auszuruhen. Armes Mutterchen! Ich glaube nicht, daß sie viel Frohes erlebt hat. Vater war ja so selten daheim. Er lebte fast immer in Stockholm oder befand sich im Gefolge Seiner Königlichen Hoheit auf den Schlössern Gripsholm, Haga oder Tullgarn. Und kam er dann endlich einmal nach Hause, so war er zumeist recht ernst, er, der doch so geistreich und elegant sein konnte. Hella, die sich zu meinem größten Leidwesen immer sehr ungern und zurückhaltend über ihn aussprach, deutete an, er hätte Geldsorgen gehabt und, sobald er daheim war, Großmutter zugesetzt, bis sie den Beutel öffnete. Armer Vater! Die Gesellschaft und die Welt, in der er lebte, war wohl schwerlich die beste. Und seine Freundschaft für den Herzog war gewiß die Ursache seiner großen Unbeständigkeit.

Vater war außerordentlich schön und elegant. Wie gut kleidete ihn doch die schwedische Tracht, die höchstselig König Gustav zu lancieren geruht hatte! Er war ein echter Kavalier. Seine Hände waren die schönsten, die ich je gesehen habe. Ich weiß noch, wie elastisch er ging. Seine Schuhe waren stets spiegelblank, seine

silbernen Schuhspangen glänzten nur so. Wenn es draußen feucht war und er von dem Kavaliersflügel, wo er wohnte, nach dem Schlosse hinüber mußte, pflegte er auf Josephs, seines französischen Kammerdieners Rücken zu reiten. Seine Anzüge saßen vorzüglich, waren aber furchtbar eng. Nach Tisch hatte er die Gewohnheit, seinen Kopf in einer eleganten Stellung gegen den Ellbogen zu lehnen, den er auf den Kaminsims neben der vergoldeten Pendule stützte, und in dieser Lage kurze Zeit zu schlafen, ohne sich von den um ihn herum Plaudernden stören zu lassen. Hella sagte, das tue er, weil seine Kleider so eng seien, daß sie ihm nicht erlaubten, bequem zu sitzen oder zu liegen. Jungfer Hella hatte ja viele gute Eigenschaften, aber sie überlegte sich nicht immer genau, was sie sagte.

Linköping, den 5. November 1847.

Es ist eigentlich gar nicht so schwer, zu schreiben, wie ich mir zuerst vorgestellt hatte. Die alten Erinnerungen stürmen auf einen ein, sobald man sie ruft. Wie ein surrender Bienenschwarm kommen sie an, und es heißt nur, sie einzufangen und zu bergen. Wenn es nur nicht so schwer wäre, sie zu ordnen, sie überstürzen sich immer so! Aber das, was ich da hinschreibe, soll ja auch weiter nichts bedeuten. Niemand als Schwester Anne Charlotte braucht es zu lesen, und vielleicht nicht einmal sie. Wenn ich je auf diesen Seiten den Mut fassen sollte, von mir selbst zu sprechen und von dem, was ich durchgemacht, von meinem jungen Glück, das so elend, man könnte beinahe sagen, dramatisch, Schiffbruch gelitten hat, so glaube ich nicht, daß selbst meine einzige Schwester es lesen dürfte. Ich will gewiß keine Zeile schreiben, um mich zu beklagen. Was ich gelitten habe, das weiß ein Einziger, und der braucht mein armes Geschreibsel nicht zu lesen. Ich schreibe nur, um meine große Einsamkeit zu vertreiben, um die Zeit zu beflügeln, wenn ich des Abends zum Sticken nicht mehr genug sehen kann, und deshalb, weil ich dann ver-

meine, noch einmal meine Jugendzeit zu durchleben.

Es war, wie gesagt, Großmutter, die uns Kinder erzog. Sie tat es mit Strenge und in der Zucht des Herrn. Das bißchen Bücherweisheit, das uns beigebracht wurde, die französische Sprache und ein wenig Klaviergeklimper, hatten wir einer Französin zu verdanken, Madame de la Tour, die als arme Emigrantin nach Schweden gekommen war und die, nachdem sie mehrere Stellen als Gouvernante in Stockholmer adligen Häusern innegehabt hatte, unsere Lehrerin wurde. Sie war ein recht artiges Frauenzimmer, nur fürchtete sie sich gar so sehr vor Kälte und Ratten. Und wir Kinder, besonders mein lieber Bruder Hans, wie konnten wir sie, die doch so gut und so einsam war, mit unseren Späßen quälen! Erst nachdem Hella in unser Haus gekommen war, hörten wir auf, sie mit Ratten zu erschrecken. Eigentlich kam Hella nur deshalb von Allonö zu uns, um an einer Decke sticken zu helfen, denn für ihre Stickkunst war sie berühmt; aber wie es nun kommen mochte — sie blieb lange Jahre bei uns, bis zu ihrem Tode. Nun also, Hella war es, die uns zuerst von den Gripschen

Ratten erzählte, und von jenem Tag an fürchteten wir uns ebenso sehr vor ihnen, wie Madame de la Tour.

Was unseren Bruder Hans betrifft, so lernte er zu Anfang mit uns bei unserer Gouvernante, doch als er größer wurde, ließ Großmutter einen Hauslehrer für ihn kommen. Es war — — nun, vielleicht komme ich ein andermal auf ihn zurück.

Wie es draußen stürmt und regnet. In langen Streifen rinnt das Wasser an den Scheiben herunter. Gottlob, daß meine Doppelfenster schon eingesetzt sind. Wie oft muß ich, wenn ich das schöne grüngraue Bärenmoos betrachte, das zwischen den Fenstern liegt, daran denken, wie wir als Kinder nach Kolmarden hinüber zu rudern pflegten, um welches für den Winter zu sammeln. Wie lange ist das nun her! Das war etwas anderes, als in zwei kleinen Stuben gefangen zu sitzen und nichts weiter von der Welt zu sehen, als was mein Spion widerspiegelt. Und dann das Preiselbeersuchen auf den Inseln! Was hatten wir für eine Angst vor Nattern! Und die Haselnüsse und die wundervollen Walderdbeeren! Und die Brombeeren im Kolmardener Moor, wo die Auerhähne mit lautem Krachen aufflo-

gen! „Ich denk der frohen Tage, denk ihrer noch wie heut".

Diese Zeilen sind von Frau Lenngren. Was für eine kluge, warmherzige Person war sie doch! Mit Ausnahme von Graf Johan Gabriel Oxenstierna weiß ich keinen anderen schwedischen Dichter, der mir so gefällt. Das heißt, von den modernen schätze ich Tegnér natürlich sehr hoch. Wie oft habe ich über seinen Axel geweint. Auf Professor Atterbom verstehe ich mich hingegen nicht. Er ist mir zu gespreizt, doch soll er ein recht geschickter Dichter sein.

Allerdings war ja auch Hofsekretär Bellman auf seine Art ein ganz gewandter Schriftsteller. Aber er soll so unmäßig getrunken haben. Deswegen kann aber doch niemand leugnen, daß zum Beispiel das Schmetterlingslied ein sehr lobenswertes Stück Poesie ist und auch die Melodie dazu recht hübsch.

Da ich gerade von dem armen Hofsekretär spreche, der in so ärmlichen Verhältnissen gestorben sein soll, während ich noch ein Kind war, so will ich en passant ein kleines Erlebnis von Bravallahaus erzählen, das mir gerade einfällt. Seine Moral hat es auch, denn es

beweist, daß irdische Schönheit und Ruhm ebenso vergänglich sind, wie „des Grases Blume“.

Eines Sonntags machten wir alle mit dem verehrten Pfarrer der Gemeinde, den Großmutter, wie gewöhnlich, zum Mittagessen eingeladen hatte, nach Tisch einen Spaziergang in der Richtung nach Lönö zu. Gleich am Ausgang des Parks liegt eine hübsche kleine rotgestrichene Kate, in der unser Fischer wohnte. Sie liegt so wunderschön, in blühenden Heckenrosenbüschen zwischen Eichen, und drunten in der Bucht springen die Hechte im Schilf. Als wir in die Nähe des Häuschens kamen, wurden wir aufs unangenehmste von einem fürchterlichen Lärm überrascht. Man vernahm deutlich die Stimmen Betrunkener, Gestampf und Gejodel. Ich merkte, wie Großmutter auffuhr und etwas zu dem Probst sagte, der darauf durch die Zauntür nach dem Hause zu ging. In der Bucht sahen wir nun einen Segelkahn mit Fischkasten verankert liegen, und selbst wir Kinder begriffen, daß der Fischer, der sonst ein sehr stiller, braver Mann war, schlechten Besuch bekommen hatte, vermutlich Fischkäufer aus Norrköping.

Der Probst war noch nicht bis zur Haustür gelangt,

als diese aufging und ein fettes, ganz betrunkenes Frauenzimmer mit einem Glas in der Hand herauskam. Sie hatte ein schwarzes Käppchen im Nacken sitzen und einen geblümten spanischen Schal um Achseln und Taille.

Sie schien überrascht, richtete sich jedoch auf, als sie den strengblickenden. Priester näher kommen sah. Im ersten Augenblick trug sie eine ganz ernste und bekümmerte Miene zur Schau; doch bald hatte sie sich gefaßt. Sie erhob ihr Glas und rief lallend:

„Prosit, Hochwürden, Prosit!"

Der Probst jedoch, mit dem nicht zu spaßen war, schlug ihr das Glas aus der Hand, so daß der Branntwein, den es enthielt, sich in weitem Bogen über die Heckenrosen ergoß.

Das dicke Weib sagte nichts, sondern warf nur einen hastigen, und ich kann fast sagen würdevollen, Blick auf den Geistlichen. Dann trat sie an den Rosenbusch, hob einen Zipfel ihres Rocks und wischte die Blumen ab. Wir standen ganz in ihrer Nähe am Zaun und konnten sie daher murmeln hören:

„Nee nee, ihr armen kleenen Blümchens, ihr sollt nich och . . ." Weiter kam sie nicht, denn der Probst hatte

sich vor sie hingestellt und sprach mit seiner tönenden Stimme, die wir so gut vom Gotteshaus her kannten:

„Was will Sie hier, daß Sie Gottes heiligen Sonntag entweiht? Wer ist Sie und was hat Sie hier zu suchen?"

Die Frau wandte sich dem Priester zu.

„Wer ich bin, fragt Ehrwürden, — wer ich bin? Madam Norrström aus Norrköping, wenn Ehrwürden es wissen will. Oder ist das vielleicht nicht genehm? In meiner Jugend war ich höflichere Ansprache gewöhnt. Etwa so .

Und indem sie mit der einen Hand das Glas schwenkte, stemmte sie die andere in die Hüfte, auf den Pfarrer zutanzend, der, ob der Gottlosigkeit der Person erschreckt, sich nach dem Zaun zurückzog. Und nicht ohne Hohn in der übrigens ganz klangvollen Stimme sang sie:

Ulla, o Ulla, was soll ich dir schenken,
Rotrote Beeren in Milch oder Wein?
Aus dem Staube 'nen glitzernden Scherben,
Oder vom Quell einen Wassertrunk rein?

Großmutter wurde natürlich sehr zornig und befahl sofort dem Fischer, seine Gäste gehen zu heißen. Später

erfuhren wir, daß das berauschte Frauenzimmer die Frau eines Zollwachtmeisters in Norrköping war, und daß die Eheleute auf einer Segelfahrt begriffen gewesen seien. Vor ihrer Verheiratung war sie in der Hauptstadt als ganz fesches, aber wenig respektables Frauenzimmer namens Ulla bekannt gewesen, und hatte Hofsekretär Bellmann dieser zweideutigen Frauensperson seiner Zeit einige seiner noch heute mitunter gesungenen Lieder gewidmet.

Linköping, den 20. Dezember 1847.

Ist das ein prächtiges Weihnachtswetter! Es ist nicht mehr so kalt, wie es eine Zeit lang gewesen ist. Ich brauche abends meine Pelargonie und die beiden Balsaminenstöcke nicht mehr vom Fenster wegzunehmen, aus Sorge, daß sie erfrieren könnten, und ich brauche mir auch nicht mehr jeden Abend mein Warmbier zu kochen. Tief und weiß liegt der Schnee auf den Straßen. Die Sonne scheint so schön. Alle Pferde tragen klingende Schellen. Gestern früh weckte mich eine Kohlmeise dadurch, daß sie auf den Fensterkitt hackte. Vielleicht wollte sie mir einen Weihnachtsgruß von den Wäldern ferne im Osten bringen.

Sjöbom ist von Norra Vi gekommen, um Daniel, meinen Schwestersohn, der jetzt Weihnachtsferien auf dem Gymnasium hat, abzuholen. Anne Charlotte, Gott segne dich, du gute Schwester! hatte mir eine Menge herrlicher Weihnachtsgeschenke gesandt. Schinken und Wurst, Sülze und Speck, eine ganze Kanne Julbier, zwölf Flaschen Wachholder und alle möglichen Arten von Gebäck. Ach, wenn ich daran denke, wie wir, alle Schwestern und ich, in unserer Jugend unter Großmut-

ters Oberaufsicht Weihnachtsbäckerei hielten! Wohl fanden wir es manches Mal anstrengend, um nicht zu sagen, allzu schwer für uns, und doch — wie gern möchte ich das jetzt noch einmal mitmachen, wenn nur mein armer Rücken es aushielte.

Lange bin ich nicht zum Schreiben gekommen, denn ich hatte so viel zu sticken. Alle meine Aufträge sollten ja bis zum Fest ausgeführt sein. Meistens waren es angefangene Arbeiten, die denen, die sie zu Weihnachten verschenken wollten, zu langwierig oder zu schwer waren, so daß sie sie nicht rechtzeitig fertig bekamen. Und nebenbei mußte ich ja auch noch meine kleinen Präsente für Norra Vi arbeiten. Hoffentlich freut sich Anne Charlotte über den schönen Glockenstrang in Perlarbeit und Fagerberg über sein Hauskäppchen. Sjöbom, der mir all die schönen Weihnachtssachen brachte, gab ich ein Gläschen spanischen Wein und vierundzwanzig Schillinge in bar. Möge er dieses Geld nun gut anwenden und es nicht in berauschenden Getränken anlegen.

Ich entsinne mich noch so gut, daß die Weihnachtsvorbereitungen zu Hause am 1. Dezember anfingen. Da wurde der Fisch eingesalzen, dann kam das Einlaugen.

Was war das für ein Leben in der alten Kapelle unten an der See, wo die Kessel auf dem Feuer standen. In dicken Wolken strömte der Dampf aus den Türen. Und kaum war der Fisch eingesalzen, so ging es ans Schlachten. Das dauerte eine ganze Woche, wenn es aber dann zu Ende war, so hing auch die ganze Räucherkammer voller Würste, Speck und Schinken. Dann kam das Brauen des Julbiers. Bereits im November war die Gerste zum Malzen geschickt worden. Nun wurde das Malz in heißes Wasser geschüttet, dann setzten wir es auf ein Strohfeuer über einen Rost von Wachholdersteckenm, und war dann die Maische ein paarmal aufgewallt, so gossen wir die Bierwürze ab und ließen sie weiterkochen, bis sie die richtige Süße hatte. Dann kam Großmutter und schmeckte das Bier mit Hopfen und Pomeranzenschalen auf seine Bitterkeit ab. Was für ein befriedigendes Gefühl war das nachher, wenn man das Ganze in die Kufen mit der Hefe füllen konnte und wußte, daß der Rest der Arbeit von dem Bier selbst besorgt werden mußte! Dann kam das Lichteziehen und, wenn das glücklich vorbei war, die Weihnachtsbäckerei. Ach du liebe Anne Charlotte, wie erinnern mich

deine Butterplätzchen und dein Würzbrot an die guten alten Zeiten! Keiner verstand sich auf das Backen, wie Großmutter — bei ihr bist du in eine gute Schule gegangen.

Endlich kam dann der Heiligabend heran. Wie gewöhnlich, standen wir punkt vier Uhr auf. Nun wurde erst noch alles Zinn- und Kupfergerät geputzt. Alles mußte blitzen. Und während wir mit den Hausmädchen rieben und polierten, weißte das Küchenmädchen Wände und Kamin. In den großen Kupferkesseln brodelten Schinken und Würste. Mitten im Saal wurde die große Weihnachtstafel mit Armleuchtern, Bierkannen und Branntweinflaschen gedeckt. Großmutter, die sonst so sparsam war, wollte an diesem Tag immer alles großartig haben. Um zwei Uhr versammelten wir uns zum „Tunken" in der Küche. Vater war natürlich niemals dabei, denn er feierte Weihnachten stets mit seinem Herzog, aber Großmutter war da und alle Geschwister und der Hauslehrer, Madame de la Tour und der Inspektor Erland Pettersson (dessen Großvater von den Russen umgebracht worden war), die Dienstmädchen — das Küchenmädchen, das Mädchen aus dem Brauhaus, das

Stubenmädchen und die Köchin — und dann die Knechte alle. Nun wurde in die Grütze getunkt, und der Tisch bog sich unter Fleischwurst und braunen Bohnen, Schinken und anderen Leckereien, von den buttrigen, mürben Hirschhornzweigen gar nicht zu reden. Während der ganzen Zeit saß Großmutter in dem hohen Lehnstuhl auf demselben Platz, auf dem früher zur gleichen Zeit der Greif gesessen hatte, der die Kette trug, wenn er nicht, wie der arme Bärengreif, lange Zeit dem Hof fern war. Denn den Nordflügel, in dem sich die Küche befindet, haben die Russen damals ja nicht eingeäschert.

Um fünf Uhr nachmittags wurde im großen Eßsaal der Kaffeetisch mit Äpfeln, Nüssen und Rosinen gedeckt. In den Armleuchtern brannten die Kerzen. Die dumme Sitte mit dem feuergefährlichen „Christbaum", durch welche nun so moderne coutûme eine solche Menge schöner junger Bäume sterben muß, kannten wir in meiner Kindheit nicht. Das hat man erst später den Engländern nachgeäfft.

Wenn dann die Lichter brannten, sangen wir schöne Weihnachtslieder. „Es ist ein Ros' entsprungen" und „Wanderers Weihnachtslied". Das letztgenannte habe

ich nicht mehr gehört, seitdem ich Schloß Bravalla verlassen habe, und es steht auch in keinem Gesangbuch, aber noch heute weiß ich es auswendig, denn als Kind liebte ich es sehr.

Um sechs Uhr wurde den Dienstboten beschert. Sie bekamen allerhand nützliche Dinge, die sie sich gewünscht hatten, Kämme und Band, Messer und Dosen, und nun herrschte große Freude nach all der schweren Weihnachtsarbeit.

Im großen Saal konnten wir dann noch bis elf Uhr tanzen und uns vergnügen. So lange durften wir sonst nicht aufbleiben. Zum Schlusse schlug Großmutter ihre große Bibel aus der Zeit Karls XII. auf und las das Weihnachtsevangelium vor. Dann küßten wir der Reihe nach ihr Gewand und begaben uns zur Ruhe, damit wir zeitig am nächsten Morgen ausgeschlafen hatten, um zur Weihnachtsmette zu fahren. Um vier Uhr mußte am ersten Weihnachtsfeiertag alles auf und bereit sein.

Ich habe schon ein paarmal gedacht, ob ich nicht versuchen sollte, Großmutter zu schildern, so wie sie eigentlich war. Aber das ist so furchtbar schwer. Nun ist sie bald fünfzig Jahre tot, doch immer noch ist es mir, als wagte ich nicht einmal in meinen Gedanken, mit ihr ins Gesicht zu gehen. Sie hatte ihre großen Eigentümlichkeiten, aber ich *weiß*, daß sie ein Herz unter ihrem strengen Äußeren verbarg. Wer darf einen anderen Menschen richten wollen? Ahnt doch keiner, was der andere zu innerst fühlt und denkt. Vielleicht trägt er einen Kummer mit sich herum, eine Erinnerung?

Die Leute sagten von Großmutter, sie sei geizig. Und gewiß konnte das zuweilen so aussehen. Aber sparte sie etwa für ihre eigene Person? Dann hätte sie gewiß eine Menge Geld hinterlassen, was ja leider nicht der Fall gewesen ist. Hella hatte sicherlich ganz recht, wenn sie, kurz ehe sie starb, sagte, Großmutter hätte so sehr gespart, um dem armen Papa zu helfen, der durch den kostspieligen Dienst bei dem Herzog immer in Geldverlegenheiten kam. Denn ihren Sohn vergötterte sie.

Wenigstens war er der einzige, zu dem sie sich nicht schämte, ihre Liebe einzugestehen. Das heißt, natürlich mit Ausnahme von Bruder Hans und vielleicht auch der kleinen Anne Madelaine — aber erst nach deren großem Unglück.

Großmutter war, wie ich jedenfalls schon erwähnt habe, sehr lang und schmal und hatte eisgraues Haar, das ihr oft in langen Strähnen über die Schultern fallen konnte. Ihre Augen waren durchdringend, die Wangen mager und etwas starkknochig, ihr Kinn kräftig.

Sie trug sich unbeschreiblich einfach; meist hatte sie einen schwarzen Rock aus selbstgesponnenem Zeug an, der unten herum mit schwarzem Kalbsleder eingefaßt war. An einem Gürtel trug sie ihren Schlüsselbund und, wenn sie zur Stadt fuhr, um Geschäfte zu erledigen, eine große Geldkatze mit messingenem Bügel.

Als wir noch ganz klein waren, schlug einmal der Blitz in eine Eiche des Parks, ganz in der Nähe des Strandes, gerade über der Bucht, da, wo immer die Enten zu brüten pflegen. Damals soll Großmutter sehr betrübt gewesen sein, weil gerade d i e s e Eiche einging, warum, sagte sie niemals. Denn im Park gab und gibt

es ja noch Hunderte von anderen Eichen. Aber Großmutter gefiel wohl nun einmal gerade dieser Baum am allerbesten. Sie ließ also Bretter aus dem Stamm sägen, und daraus ließ sie sich vom Tischler einen großen verschließbaren Sarg machen, den sie auf dem Dachboden aufstellen ließ. Ich weiß noch, wie erschrocken wir alle waren, als der Sarg im Schloß abgeliefert wurde. Das Gesinde fand, so etwas wäre frevelhaft, und wir Kinder weinten leise. Nur Großmutter stand ruhig und unberührt dabei und überwachte selbst die Aufstellung des Sarges auf dem Boden. Jeder der Dienstboten, der dort oben zu tun hatte, sei es, um die Uhr aufzuziehen oder um den Schnee vom Dache zu schaufeln, hütete sich, dem Sarge nahe zu kommen.

Großmutter aber pflegte, wenn sie aus der Stadt zurückkehrte, wohin sie, was manchmal vorkam, irgend eine Fuhre begleitet hatte, um selbst ihre Kalbsfelle, ihr Korn, ihre Butter oder ihren Käse zu verkaufen, dann jedesmal noch spät abends, wenn sie alle anderen zur Ruhe gegangen glaubte, mit ihrer Messinglaterne da hinauf zu wandern. Das Hausmädchen hatte sie einmal von oben herunterkommen sehen und sei dabei

mächtig erschrocken. Allmählich kamen wir dahinter, daß sie ihre Ersparnisse in dem Sarg aufbewahrte. Vermutlich glaubte sie sie da um so sicherer, als alle sich so fürchteten, nur in die Nähe ihres Sarges zu kommen?

Pfarrhaus Norra Vi, den 29. Dezember 1847.

Ich habe mein liebes Buch mit zu Schwester Anne Charlotte genommen, bei der ich seit dem zweiten Feiertag weile. Ich hätte auch schon zum Heiligabend kommen können. Eingeladen war ich ja, und ich weiß, sie hätten sich alle gefreut. Aber wenn man nicht imstande ist, an der heiligen Weihnachtsfreude der Kinder mit wirklich schönen Geschenken teilzunehmen, bleibt man besser für sich daheim. Ich bin die große Einsamkeit ja nun auch so gewöhnt. Zwei Lichter stecke ich an, eines für mich und eines für — für einen, der nun von allen Heimsuchungen dieser Welt auf immer erlöst ist, und dessen einst so klarer und lichter Geist nun in einer besseren Welt seine Klarheit und sein Licht wiedergefunden hat.

Hier ist es so ruhig und still gewesen. Die einzige Sorge ist die Unruhe von Schwester und Schwager um Daniel. Es ist so sonderbar mit dem Jungen. Er schlägt weder Vater noch Mutter nach. Weder des einen noch des anderen sanftes, christliches Wesen hat er geerbt. Er will nicht Pfarrer werden, will nicht den gelehrten Weg einschlagen, den sein Vater und sein Groß-

vater vor ihm gegangen sind. Er schwärmt nur für alles Militärische. Von den Stjernfeldts kann er das auch nicht geerbt haben, denn sowohl mein Vater wie mein Großvater waren Hofleute und hatten, so viel ich weiß, niemals Hang und Neigung zum Soldatenleben. Stark wie ein Bär ist er, der junge Daniel, und er hat ein so herrisches Wesen. Ich habe in Linköping gehört, daß er dort unter seinen Kameraden großen Respekt genießt. Im Gegensatz zu Vater und Mutter ist er auffallend wortkarg. Woher hat er nur diese gebogene Nase, die dunkeln Augen und die schwarzen Locken? Zuweilen ist es mir, als erinnere er stark an das kleine Miniaturbild, das über meinem Schreibtisch hängt und von dem ich nicht weiß, wen es darstellt. Auf der Rückseite trägt es ein S. mit einer Adelskrone. Vielleicht ist es ein entfernter Verwandter der Stjernfeldts? Nun, jedenfalls habe ich in meinem Testament bestimmt, daß der liebe Junge es einmal von seiner alten Tante erben soll.

Pfarrhaus Norra Vi, den 30. Dezember 1847.

Ich fürchte, es wird nichts mit meinen sogenannten Memoiren. Ich kann nie bei der Stange bleiben und finde, daß das Buch eher ein Tagebuch wird. Aber wie könnte der alten Jacquette Stjernfeldt etwas so Deplaciertes einfallen, wie ein Tagebuch zu führen! Ihr Leben verfließt ja so still und ruhig und unterliegt keinen anderen Veränderungen als denen, die Gesundheit und Jahreszeiten mit sich bringen.

Anne Charlotte und ich plauderten heute nach Tisch, während Fagerberg sein Mittagsschläfchen hielt, lange und gemütlich von den guten alten Zeiten. Ich weiß nicht, wie wir darauf kamen, von unserer kleinen Anne Madelaine und von den weißen Schmetterlingen zu reden. Und von den Ratten in Schloß Bravalla.

Huh, die unheimlichen Ratten! Gott sei gedankt, daß in meiner Stadtwohnung keine sind! Nicht etwa, daß ich für meine Person sie fürchtete. Im Gegenteil. Die alte Jacquette Stjernfeldt hat keine Angst vor dem Sterben. Aber sie wecken so viele traurige Erinnerungen.

Das erstemal, daß ich von ihnen erzählen hörte, war an einem Vormittag, als wir alle oben im Saal

um einen Stickrahmen saßen und arbeiteten. Eine der Katzen hatte auf dem Hof eine kleine Ratte gefangen, und Anne Madelaine, die es vom Fenster aus gesehen hatte, hatte laut aufgeschrien und hinuntereilen wollen, um sie zu retten. Großmutter war nicht zu Hause, sonst hätten wir freilich nicht gewagt, unsere Plätze am Rahmen zu verlassen.

Als wir uns wieder hingesetzt hatten, sagte Hella, ich weiß es noch genau:

„Dankt Gott, Kinder, daß es nur eine junge Ratte war."

Da wir nicht verstanden, warum, baten wir sie, uns zu sagen, was sie damit meine, aber anstatt uns zu antworten, fragte sie uns:

„Habt ihr denn nie von den Ratten auf Schloß Bravalla gehört?"

Merkwürdigerweise hatten wir wirklich bis jetzt nichts davon erfahren, und so ließ sich Hella bewegen, uns ein paar Geschichten zu erzählen, von denen wir uns unser ganzes Leben lang nie wieder ganz haben freimachen können und die, wie wir selbst erfahren sollten, mehr als Einbildung und törichter Aberglaube waren.

Jedesmal, wenn einer der Greife, die seit undenklichen Zeiten auf dem Hof gewohnt hatten, sterben sollte, zeigte sich plötzlich und ganz unerwartet ein wahres Heer von Ratten. Sie liefen über den Hof, in die Seitenflügel, ja sogar ins Schloß selbst drangen sie. Überall, wo man ging, stolperte man über sie. Bevor der nächste Morgen graute, waren sie zwar wieder verschwunden, doch dann war auch einer der Greife gestorben. Als der Bärengreif ertrank und seiner Frau vor Kummer das Herz brach, war Hella gerade nicht auf dem Hof, denn die Gräfin Ekeblad hatte sie für eine Zeit lang nach Westgotland mitgenommen, damit sie nähen helfen sollte. Als sie wieder heim kam, hörte sie von den vielen Ratten erzählen, die sich in der Neujahrsnacht gezeigt hätten, um am nächsten Morgen wieder plötzlich zu verschwinden. Aber als Großvater starb, war sie in Bravallahaus gewesen, und da hatte sie die Ratten mit ihren eigenen Augen gesehen; die ganze vorhergehende Nacht hatte sie sie in ihrer Stube im Küchenflügel knabbern und huschen hören.

Das war das erstemal, daß wir Kinder von den Gripschen Ratten hörten. Und viermal sollte ich selbst

in der Zeit, die ich in Bravalla zubrachte, die Wahrheit dieser Geschichte erfahren. Zum ersten Male bereits das folgende Jahr, in dem unser seliger Vater starb. Eines Abends wurde der Hof von Ratten förmlich überschwemmt. Vater war bei seinem Herzog. Erschrocken ahnten wir, daß ihm etwas zugestoßen sei. Am nächsten Abend kam ein Eilbote aus Tullgarn mit der Nachricht von seinem Hinscheiden.

Die jüngste von uns Geschwistern war, wie vorher erwähnt, die kleine Anne Madelaine. Was für ein zartes, schönes Kind war sie! Und wie war ihre Stimme weich und einschmeichelnd. Ich sehe noch ihre bei Hellas Erzählung vor Entsetzen geweiteten großen Augen vor mir. Ach, du lichtes kleines Geschöpf, wer hätte geahnt, daß einst eine kleine Maus sozusagen den Wendepunkt in deinem kurzen Leben bilden sollte!

Linköping, den 1. Januar 1848.

Prosit Neujahr! Heute ist ja der erste Januar.

So hält wieder ein neues Jahr seinen Einzug und ein altes ist zu Grabe gegangen. Was mag das neue wohl bringen? Wie viele möchten wohl gar zu gern einmal einen Blick durch das Schlüsselloch werfen, um zu erspähen, was hinter der Türe verborgen ist. Ihr jungen, lebhaften Menschenkinder, die ihr noch etwas zu *erwarten* habt, wie gut verstehe ich eure Neugierde! Wir Alten aber, die wir nichts mehr erhoffen, erwarten für unser Teil nur noch, daß das neue Jahr *wenigstens* nicht schwerer für uns sein möge, als das vergangene; und dürfte ich mir noch etwas Besonderes wünschen, so wäre es vielleicht, daß ich im Sommer ein paar Wochen ins Bad reisen könnte, um Linderung für meine Gicht zu finden.

Ich habe mir nun allen Ernstes vorgenommen, im neuen Jahre meine Erzählung fleißiger als bisher fortzuführen. Und ich will versuchen, bei der Sache zu bleiben. Doch glaube ich, würde es richtig sein, wenn ich, solange ich noch im Besitz meines klaren Gedächtnisses bin, versuchte, unser Leben in seinem alltäglichen Ver-

lauf — und das Ganze war ja eigentlich nichts als ein einziger großer Alltag — zu schildern, wie es in Großmutters weißem Bravallahaus hinging. Es sind jetzt so viele neumodische Veränderungen auf den großen Gütern eingeführt worden, daß es fast den Anschein hat, als sollte das Alte ganz aussterben und durch etwas ersetzt werden, das vielleicht besser ist, vielleicht auch nicht, daß ich es kaum wage, zu erzählen, wie es zu meiner Zeit war, aus Furcht, die alten Zeiten, die mir doch so teuer sind, möchten gar zu unfreundlich beurteilt werden.

Um fünf Uhr morgens hatten wir allesamt, Kinder wie Dienstleute, in Reih und Glied anzutreten, nachdem wir bereits unsere Zimmer aufgeräumt und unser Frühstück verzehrt hatten. Wir bekamen dieselbe Kost wie die Dienstmädchen, das heißt jedes ein Schüsselchen süße Milch, einen Teller Heidelbeermus und eine Scheibe Brot. Die Knechte bekamen noch ihren Schnaps. Dann gingen wir alle unseren Beschäftigungen nach, bis es um acht Uhr zum zweiten Frühstück läutete, das aus Grütze, Milch und Brot bestand. Von Viertel vor neun bis zum Mittagläuten um halb eins mußten wir wieder

bei der Arbeit bleiben. Zu Mittag gab es zwei Gänge. Punkt halb zwei fing das Arbeiten von neuem an und wurde erst um halb sechs von der Vesper unterbrochen, bei der es Käse, Brot und etwas zu trinken gab (die Knechte bekamen wieder ihren Schnaps). Um acht Uhr wurde uns dann noch Reisbrei mit Milch und Brot vorgesetzt, und um halb zehn mußten wir alle im Bett liegen. Großmutter machte selbst die Runde im ganzen Hause, um nachzusehen, ob alle Lichter gelöscht, alle Türen abgeschlossen seien.

Jedes der Dienstmädchen hatte ebenso wie wir Schwestern seine ganz bestimmten Pflichten im Haushalt, und außerdem mußten sie beim Schlachten und bei der Flachsverarbeitung helfen. Außer dem, was sie das Jahr über spannen, konnten sie noch jeden Sommer 4—500 Ellen feineres und gröberes Zeug weben.

Wie ich schon erwähnte, hatten wir Schwestern oben im großen Saal unsere Beschäftigung. Im Winter brannte ein Feuer in dem großen Kamine. War Großmutter nicht im Zimmer, so erzählten wir Geschichten oder plauderten über dies und jenes, wie so junge Dinger eben immer zu schwatzen haben. Sobald Großmutter

aber hereinkam, wurde es immer ganz still. Ich entsinne mich noch, wie wir, wenn die Scheiben gefroren waren, Gucklöcher hineinhauchten, um auf die eisbedeckte Brabucht hinuntersehen zu können. Es wimmelte dort dann von Menschen und Pferden, die die großen Winternetze emporzogen. Wir konnten von unserm Fensterplatz aus erkennen, wie die Männer in ihren Pelzmützen sich hintenübergelegt einer an den anderen lehnten und mit beiden Händen an dem dicken Tau zogen.

Manchmal, jedoch sehr selten, kamen die Nachbarn von Allonö, Broxvik und Näveksvarn zu Besuch; dann und wann, besonders um Weihnachten und zur Mittsommerszeit, fuhren wir auch zu ihnen. Doch Großmutter liebte keine ungebetenen Gäste und pflegte, sobald welche ankamen, das Stubenmädchen die Zeiger der großen Turmuhr eine Stunde vorrücken zu lassen.

Linköping, den 2. Januar 1848.

Unser Bruder Hans, der dafür, daß er ein Stjernfeldt war, außergewöhnlich lebhaft und ein richtiger Rustibus war, hatte sich schon, als er noch ganz klein war, für die militärische Laufbahn entschlossen. So wurde er denn, nachdem er seinen Unterricht bei dem Hauslehrer abgeschlossen hatte, auf die Kriegsschule zu Karlberg geschickt.

Dort war er, als der unglückselige Krieg in Finnland auszubrechen drohte. Damals war er ein neugebackener Kornett, dunkel und schlank. Er hatte einige Wochen Urlaub bekommen, um heimzureisen und sich für den Feldzug zu rüsten, und Großmutter, die seit Vaters Tod — das Jahr nach dem Reichstag zu Norrköping — Bruder Hans nicht gern etwas versagte, hatte ihm, wie schon ein paarmal zuvor, erlaubt, den jungen Hovenskold, seinen Kameraden, mitzubringen der so allein in der Welt stand und kein Daheim hatte, wohin er hätte reisen können. Er war ein ungewöhnlich schöner Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren.

Ich entsinne mich so gut des ersten Mals, als Kornett Hovenskold zu uns kam. Am Abend vorher, es war im

Sommer, hatten wir alle auf der großen Steintreppe gesessen und Erbsen ausgeschotet. Da hatte Anne Madelaine, die immer voller Einfälle steckte, ein paar Schoten auf den Sims des großen Portals gelegt, zu dem sie auf einer zufällig da stehenden Trittleiter hinaufgeklettert war. Gerade in der Mitte, über dem Wappen der Greife blieben sie über Nacht liegen, und nun wußte sie, daß der erste junge Mann, der durch die Türe träte, der König ihres Herzens werden würde. Man denke sich nun unser aller Überraschung, als am nächsten Morgen zwei Reiter auf den Hof getrabt kamen, absaßen und, nachdem sie die Zügel einem Knechte zugeworfen hatten, mit raschen Schritten die Treppe hinaufeilten und in die Diele traten. Es waren Bruder Hans und sein Freund Göran Hovenskölð. Wir saßen an unseren Spinnrocken. Als wir das Sporengeklirr auf der Treppe vernahmen, ließen wir alle hurtig die Rädchen sausen, damit man nicht merken sollte, daß wir durchs Fenster geguckt hatten und wußten, daß Besuch kam. Die arme Anne Madelaine — ich sah wohl, wie verlegen sie war und wie sie kaum aufzusehen wagte, als Hans seinen Freund vorstellte. Sie wurde feuerrot

und sah aus, als wolle sie am liebsten in den Erdboden versinken.

Göran war ein besonders sympathischer und wohlerzogener junger Herr. Er sah auch sehr gut aus, und wir fünf Schwestern interessierten uns allesamt sehr für ihn. Aber mehr und mehr zeigte es sich bei jedem Male, das er wiederkam, daß er nur für unsere kleine Anne Madelaine Augen hatte. Was sie betrifft, so war sie im Anfang furchtbar scheu vor ihm, doch wir merkten bald, daß sie ihr Herz an ihn verloren hatte. Kleine Schwester! Du warst eines von jenen zarten und zerbrechlichen Geschöpfen, die nur durch und für eine einzige große Liebe leben. Manchmal schien es mir, als wärest du wie die goldhaarige Anna Catherina gewesen, deren Bild, vom Alter geschwärzt und rissig, zu Hause im Saal hing. Beide hattet ihr die gleichen lichtblauen Augen mit dem fragenden, so unendlich hilflosen Blick, durch den ihr den Eindruck machtet, als hättet ihr euch niemals von der Überraschung erholt, euch plötzlich in diese wunderliche Welt versetzt zu sehen, in der es gewiß viel Schönes, aber daneben so viel Bitteres und Häßliches gibt!

Linköping, den 8. Januar 1848.

Es war, wie gesagt, im Frühling 1809, daß Kornett Hovenskjöld zum letzten Male nach Bravallahaus kam. Anne Madelaine ging damals in ihr siebzehntes Jahr, wir anderen waren alle über zwanzig, und da keine von uns geheiratet hatte, lebten wir noch sämtlich daheim.

Unser Bruder war, wie gesagt, nach Hause gekommen, um sich für den Krieg in Finnland zu rüsten. Wir mußten in aller Eile alle seine Sachen ausbessern, seine Garderobe herrichten und Charpie zupfen. Ganz heimlich, damit Großmutter es nicht merken sollte, nähten wir auch für Kornett Göran, der ja weder Mutter noch Schwester besaß, die das hätte für ihn tun können. Er war ein sehr talentierter Zeichner und ein Meister im Ausschneiden von Silhouetten. Während wir nähten, schnitt er unsere Profile mit einer kleinen Schere aus schwarzem Papier aus. Von Anne Madelaine malte er eine kleine Miniatur auf die Rückseite einer Spielkarte. Das Bild wurde wunderschön, und wir waren alle betrübt, daß er es uns nicht ließ, sondern es mitnahm. Nun ist es verloren gegangen.

Die jungen Marssöhne brannten beide vor Begierde, ins Feld zu kommen. Von Finnland waren beunruhigende Nachrichten eingetroffen. Das Kriegsglück war uns nicht hold, und es galt, Verstärkungen heranzuführen. Die beiden waren der Brigade des Generallieutenants von Döbeln zugeteilt worden, die nun teilweise neu zusammengestellt wurde. Er soll ein sehr verdienter Offizier gewesen sein, zu dem seine Untergebenen mit großer Liebe und Achtung aufsahen. Unser Bruder Hans war indes ungeduldig und beklagte sich darüber, daß sie nicht gleich herausgekommen seien und erst nach so langem Warten an Bord des „Schwedischen Löwen" — welche Fregatte sie von Varholm über die Ostsee führen sollte — kommandiert worden waren.

Großmutter, die trotz ihres hohen Alters — sie war nun vierundachtzig Jahre, ihr Haar war weiß wie Schnee, doch noch immer ging sie hochaufgerichtet und ungebeugt einher — ihre gewohnte Marktreise nach Norrköping unternommen hatte, wurde erst an demselben Tag, an dem die Kornetts abfahren wollten, zurückerwartet. Wir waren recht froh darüber, denn so war es uns möglich, uns etwas frei zu machen und

unseren lieben Gästen zu widmen. Wir machten eine Segelfahrt bis zu den letzten Schären hinaus, in deren heidebewachsenen Klippen die Eidergänse nun mitten im Brüten waren und wo die Möven wie wild durch die Luft schossen, um uns davor zu warnen, daß wir auf ihre Eier träten.

Es war Anne Madelaine und Göran deutlich anzusehen, daß sie heimlich verlobt waren. Wir älteren Schwestern taten, als bemerkten wir ihre verstohlenen Händedrücke nicht. Wir hatten den kühnen Jungen so gern und sonnten uns alle in ihrem jungen Glück. Doch konnten wir uns nicht darüber täuschen, daß es nicht ganz ungetrübt war. Zuweilen waren sie so still und niedergedrückt, und ich weiß noch, daß Anne Madelaine sich oft in den Schlaf weinte, wenn sie sich auch bemühte, das vor uns zu verbergen. Arme Kleine! Nun weiß ich wohl, was so auf ihr lastete. Es war weniger die Angst um ihren Herzliebsten, der nun in den Krieg ziehen sollte, als der Kummer, weil er so arm war, daß er nicht wußte, wann er ihre Hand würde gewinnen können. Der Krieg war seine einzige Hoffnung. Da konnte er sich auszeichnen und befördert werden, und

wenn wieder Friede sein würde, wollte er dann in seiner neuen Uniform mit der Tapferkeitsmedaille auf der Brust kommen und sie holen.

Nie werde ich die Stunde vergessen können, da sie fortzogen. Großmutter war früh am Morgen heimgekommen. Sie war aufgehalten worden, dafür aber die Nacht hindurch gefahren, um Abschied von Bruder Hans zu nehmen. Sie hatte ihn in ihr äußeres Zimmer befohlen, ihm ein kurzes Lebewohl gesagt und ihm eine goldene Petschaft mit dem Wappen der Stjernfeldt gegeben. Sie hatte unserem Vater gehört. Und dann hatte sie ihm noch einige in eine rote Weste eingenähte Dukaten gegeben, zu denen er im Notfall greifen sollte. Von Kornett Hovenskjöld aber nahm sie einen sehr kühlen Abschied. Ich glaube, es geschah, weil sie bemerkt hatte, wie verweint Anne Madelaine aussah, und weil sie sich die Ursache wohl dachte.

Hans hatte von Großmutter die Erlaubnis ausgewirkt, daß wir die beiden bis Färjestad begleiten durften, von wo ihre Pferde mit der Fähre nach Kvarsebo geschafft werden sollten. Dort wurde gerade eine neue Kirche an Stelle der alten Christinae Kapell gebaut.

Wir Schwestern hatten Anemonenkränze gewunden, die wir um die Hälse der Pferde legten. Wir hatten einen Richtweg längs der See genommen und waren schon auf der Brücke, als Hans und Göran zur Fähre geritten kamen.

Wie stattlich sahen sie aus in ihren Hüten mit den blaugelben Federn und mit dem weißen Bandelier, das sie kreuzweise über der Brust trugen! Wir nahmen Abschied von ihnen. Unser Bruder küßte uns auf die Wangen, Göran drückte unsere Hände. Anne Madelaine stand mit gesenktem Kopf und wie versteinert da und krampfte die Hände ineinander. Da legte Göran sanft seine Hände um ihr Haupt, hob es leise zu sich empor und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. Wir Schwestern wandten den Blick ab. — —

Und der Sommer verging, wie immer. Dann und wann drangen Gerüchte aus dem Kriege bis in unseren abgelegenen Winkel. Zuweilen brachten sie wohl frohe Kunde von einem Sieg, doch meistens lauteten sie gar beunruhigend. Hans schrieb manchmal. Jedesmal schmuggelte er in seine Briefe, die an eine von uns Schwestern adressiert waren, ein kleines Billett von

Hovenskjöld an Anne Madelaine ein. Sie waren schon ein paarmal im Feuer gewesen. Nach der Schlacht von Kauhajoki hatte Döbeln auf Görans Brust eigenhändig die Medaille befestigt, die zu erwerben der Kornett, wie er gesagt hatte, in den Krieg gezogen war. Hans konnte den Freund als Soldaten und Kameraden gar nicht genug preisen. Am Lagerfeuer hatte Göran ihm von seiner Neigung für Anne Madelaine gesprochen, und Hans schrieb, er freue sich von Herzen über die Verbindung und er werde Großmutter schon dazu überreden, sobald der Krieg aus sei.

Doch dann kam der schreckliche Septemberabend, den ich nie vergessen werde.

Wir saßen wie gewöhnlich oben im großen Saal und spannen. Da kam der Pächter aus Bravalla auf den Hof und brachte einen Brief, der mit seiner Post aus Stockholm gekommen war. Er war von Hans und an Großmutter gerichtet. Der Brief war sehr kurz. Großmutter, die ihr Augenglas nicht bei der Hand hatte, gab ihn Adolphine Fredrique zum vorlesen. Hans schrieb, daß Döbeln tags zuvor einen Sieg bei Juutas davongetragen habe. Doch sie hätten große Verluste

gehabt. Er selbst habe eine Kugel ins linke Knie bekommen, und sein bester Freund, der junge Hovenskölд, sei auf dem Felde der Ehre gefallen.

Weiter waren wir nicht gekommen, als wir einen schweren Schlag vernahmen. Anne Madelaine lag ohnmächtig auf dem Boden.

Die arme Anne Madelaine — wie war sie seit dem Frühjahr verändert gewesen. Bald war sie lustig bis zur Ausgelassenheit, bald still und grüblerisch. Oft wälzte sie sich nachts schluchzend in ihrem Bett. Je weiter der Sommer vorschritt, desto stiller ward sie. Seit dem Spätsommer war sie bleich und hohlwangig, sie ermüdete immer so schnell und konnte nur mit solcher Mühe des Morgens aufstehen. Wir Schwestern, die wir ja wußten, daß ihr Herzliebster in Krieg und Gefahr war, waren so freundlich zu ihr, wie wir konnten und taten alles, damit nur Großmutter nichts merke.

Wir trugen Anne Madelaine hinauf und legten sie auf ihr Bett. Großmutter kam, streng und feierlich, mit einer Flasche Riechsalz. Endlich öffnete sie die Augen, aber nur, um zu weinen, als wolle ihr Herz brechen.

Was in jener Nacht noch geschah, das sollte ich erst

ein Jahr später erfahren. Damals, als Anne Madelaine in den letzten Zügen lag. Ihre Hand in der meinen, erzählte sie es mir. Ein andermal werde ich versuchen, ihre Worte wiederzugeben. Heute fühle ich mich zu aufgewühlt dazu.

Wir Schwestern wurden am nächsten Morgen dadurch überrascht, daß Großmutter reisefertig in unsere Schlafstube trat und uns erklärte, sie werde in einer Stunde in geschäftlicher Angelegenheit nach Stockholm fahren. Großmutter nach Stockholm, wo sie seit fünfzig Jahren nicht gewesen! Und jetzt war sie vierundachtzig! Anne Madelaine solle mitreisen, um einen Arzt zu befragen, da Großmutter finde, sie sei elend. Anne Madelaine weinte nur lautlos, ohne etwas dazu zu sagen. Auf unsere Fragen antwortete sie bloß: „Fragt mich nicht, laßt mich um Jesu Barmherzigkeit willen sein!“ Aber sie nahm innigen Abschied von uns, und als wir ihnen nachsahen, wie sie die Allee hinunterfuhren, wandte sie sich um und winkte uns zu, solange sie nur noch einen Schimmer von uns gewahren konnte.

Linköping, den 5. Januar 1848.

Also — Großmutter war mit Anne Madelaine davongefahren. Es war mit einem Male so sonderbar leer auf dem Hof.

Wir Mädchen zerbrachen uns vergeblich die Köpfe über Großmutters seltsames Auftreten. Nicht, weil sie sich irgendwie besonders ausgesprochen oder sich den letzten Morgen in ihrem Benehmen oder sonstwie verändert gezeigt hätte — es schien uns nur, als sei sie über Nacht noch gewachsen und gehe noch aufrechter als gewöhnlich, und als strahlten ihre sonst kalten Augen einen wärmeren Glanz. Es war uns nie zuvor aufgefallen, wie schön und stattlich sie an ihrem Lebensabend doch eigentlich war.

Nach Verlauf einer Woche fuhr Großmutters alte blaue Kutsche mit den ungeheuren Rädern wieder vor dem Schlosse vor. Großmutter war allein. Anne Madelaine kam nicht zurück.

Wie verzweifelt waren wir Schwestern doch, als Großmutter kalt und gleichgültig berichtete, Anne Madelaine sei krank. Der Arzt halte es für das beste, daß

sie bis auf weiteres in Stockholm bleibe, um sich pflegen zu lassen. Ihr Herz sei angegriffen.

Dann und wann kam ein Briefchen von Anne Madelaine an eine von uns Schwestern. Sie schrieb, es würde wohl noch eine Weile dauern, bis es ihr so gut ginge, daß sie zu uns zurückkehren könnte. Sie habe rechte Sehnsucht nach Schloß Bravalla und dem Schwesternkreis. Stockholm sei gewiß schön, doch sehe sie so wenig davon. Sie wohne auf Södermalm bei sehr freundlichen Leuten. Der Mann sei Kupferschmied, ein sehr lustiger, gutmütiger Mensch. Zu Anfang sei es ihr recht schwer gefallen, sich an den Lärm und das Gehämmer der Werkstatt zu gewöhnen, aber jetzt sei das vorüber. Auch ihr Arzt sei sehr freundlich und gut zu ihr. Einmal hätten er und seine Frau sie zu einer Ruderfahrt im Tiergarten eingeladen, und ein andres Mal wären sie zusammen nach dem schönen Hagapark gefahren.

Und Weihnachten kam heran, aber keine Anne Madelaine. Wir vermißten sie so sehr, daß keine rechte Festesfreude aufkommen konnte. War sie doch die Jüngste und unser aller Liebling.

Es war ein weißer und schöner Winter. Die Dom=

pfaffen leuchteten gleich roten Blutstropfen aus den bereiften Zweigen hervor.

Da kam ein Brief von Stockholm. Er war an Großmutter gerichtet und in einer fremden Handschrift geschrieben. Als Großmutter den Brief gelesen hatte, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, in ihr Zimmer hinein. Nach einer Weile ließ sie mich zu sich rufen.

Großmutter saß am Feuer, die lange magere Hand unter dem Kinn. Eine lange Strähne ihres weißen Haares hatte sich gelöst und war ihr auf die Schulter herabgefallen. Ich blieb stumm an der Türe stehen.

Großmutter schwieg eine Zeit lang, als hätte sie mein Eintreten nicht gehört.

Endlich sah sie auf und sagte:

„Komm näher, Kind."

Ich trat näher.

„Setze dich," sagte Großmutter, indem sie auf den Boden deutete.

Ich kauerte mich zu ihren Füßen hin. Großmutter stützte immer noch den Kopf in die Hand.

„Sie hat Anne Madelaine lieb," sagte Großmutter.

„Ja, Großmutter," antwortete ich.

Großmutter schwieg eine Weile.

„Ich glaube, daß Anne Madelaine Ihr von den Geschwistern am nächsten steht. Anne Madelaine ist sehr krank."

Wieder ein Stillschweigen. Ich ahnte das Schlimmste.

Großmutter legte ihre Hand auf meinen Kopf. Das hatte sie noch niemals getan.

„Kind," sagte sie, „ich würde selbst zu ihr reisen, aber ich glaube, es ist besser, wenn Sie es tut. Ich fürchte nicht die Beschwerlichkeiten der Reise, aber vielleicht will Anne Madelaine lieber mit Ihr allein sein. Sie muß sofort abreisen. Ich verlasse mich auf Sie. Und daß Sie mir Anne Madelaine von der alten Großmutter grüßt und sagt, warum ich nicht selber komme.

Wenn du mit deiner Packerei fertig bist, so komm wieder herein. Ich werde dir dann einen Brief an einen Kaufmann in Stockholm geben. Wenn nötig, wird dir der Mann für meine Rechnung soviel Geld geben, wie Ihr braucht. Ich habe schon gesagt, daß man den großen Schlitten mit den Wolfsfellen anspannen und Butter, Eier und wildes Geflügel einpacken soll. Gib einen Teil davon Anne Madelaines Arzt und das übrige ihren Wirtsleuten. Geh nun."

Ich weiß nicht warum, aber ich konnte mich nicht beherrschen, brach in Tränen aus und ergriff Großmutters Hand, um sie zu küssen. Doch Großmutter entzog sie mir und rief mit ihrer gewöhnlichen harten Stimme: „Hinaus, zum Teufel!“

Linköping, den 6. Januar 1848.

Daß ich nun endlich nach Stockholm kommen sollte! In die große Stadt, von der ich so viel gehört hatte. Vater hatte ja, solange wir denken konnten, fast stets dort gelebt. Und wir Schwestern hatten uns immer gewünscht und davon geträumt, auch einmal hinzukommen. Vater hatte uns versprochen, uns bei Gelegenheit einmal nach der Hauptstadt mitzunehmen, uns das Schloß und die Kirche mit den Grabmälern Gustav Adolfs und Karls XII. und das Theater zu zeigen, in dem der arme König Gustav der Pistole Hauptmann Anckarströms zum Opfer fiel. Aber Vater starb, ehe er dazu kam, sein Versprechen einlösen zu können, und so hatten wir allmählich aufgehört, uns das Unmögliche zu wünschen.

Doch wie krampfte sich mein Herz zusammen bei dem Gedanken, weshalb ich nun nach Stockholm fuhr! Manchmal kamen mir die Tränen, wie ich so, in Wolfpelz eingehüllt und unter schweren Felldecken, in meinem Schlitten dahinfuhr. Arme kleine Schwester!

Großmutter hatte dem Kutscher befohlen, in Södertälje umzukehren. Hier sollte ich aus dem schönen Schlit-

ten aussteigen und Mietsfuhrwerk nehmen. Ich konnte nicht begreifen, warum Großmutter mich nicht bis zu Ende in ihrem Schlitten sitzen lassen wollte, jetzt, da wir beinahe am Ziel waren. Erst später verstand ich sie. Großmutter war immer so vorbedacht. Sie wollte nicht, daß der Kutscher Neuigkeiten über Anne Madelaine auf dem Hofe verbreitete.

Den nächsten Abend war ich in Stockholm. Wie wunderlich war mir zumute, als wir durch das Stadttor einfuhren.

Kupferschmieds Sävenboms wohnte in einem gelbgemalten Holzhäuschen mit weißen Fensterläden; rings um das Anwesen zog sich ein hohes, rotgestrichenes Staket. Der Hof war weiß von Schnee, und die Äpfelbäume im Garten trugen wahre Lasten auf ihren Ästen.

Im Garten stand eine Laube. Ich wußte, daß sie dort stehen mußte, denn in ihr hatte Anne Madelaine während des langen Herbstes ihre Briefe geschrieben.

Ich fragte ein Mädchen, das Strohmatten im Hof ausschüttelte, nach Madame Sävenbom, und sie antwortete mit einem Kopfnicken.

„Bitte, treten Sie nur ein. Die junge Mutter ist zu Hause."

Es wurde mir schwarz vor den Augen. Eine plötzliche Ahnung packte mich. Du arme kleine Schwester! Ach mein Gott, mein Gott!

Madame Sävenbom war eine dicke, lebhafte und freundliche kleine Frau in einer großen, frischgeplätteten Schürze. Als sie hörte, wer ich war und was ich wollte, freute sie sich sehr und sagte, das kleine Fräulein hätte sich sehr nach mir gebangt. Sie wollte sofort hineingehen und sehen, ob sie nicht zu hohes Fieber habe, um Besuch zu empfangen.

Sie ließ mich eine Weile allein in dem gemütlichen Zimmerchen mit den sauberen weißen Gardinen und den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett. An der Wand über dem Sofa hingen ein paar Silhouetten und ein gestickter Spruch zum Namenstag.

Bald kam Madame Sävenbom zurück, aber auf den Fußspitzen, und flüsterte mir zu, die Schwester sei soeben eingeschlummert und ich müsse deshalb warten.

Ich benutzte die Gelegenheit, um die Frau nach der Schwester auszufragen. Sie erzählte mir, was ich schon

geahnt hatte. Großes Unglück war über die arme Anne Madelaine hereingebrochen. Unterdes war ihr Verlobter gestorben, und die plötzliche Nachricht von seinem Tode hatte sie der Verzweiflung nahe gebracht. Doch Ihro Gnaden von Schloß Bravalla hatte sie selbst hierher gebracht. Was war sie doch für eine prächtige Frau! Und nun war ein kleiner Junge geboren worden. Die Entbindung wäre wegen der außerordentlichen Schwäche der jungen Mutter sehr schwer gewesen, aber nun wäre sie ja überstanden, und das Kind sei kräftig und gesund. Sie würde es mir gleich zeigen, falls es nur nicht ebenfalls gerade schlafe. Großmutter hatte, ehe sie wieder abgereist war, der Frau versichert, die junge Mutter brauche sich keinen Augenblick um die Zukunft des Kleinen zu sorgen. Ihro Gnaden würde alles selbst in die Hand nehmen, aber unter der Bedingung, daß die Sache geheim bliebe. Mir glaubte sie indes alles erzählen zu dürfen, da Großmutter mir ja selbst das Vertrauen bewiesen hatte, mich herzuschicken.

Da erklang Kindergeschrei vom Zimmer nebenan. Kaum hatte ich mich von all dem Neuen und Unfaßbaren erholen können, das mit einem Male auf mich

eingestürmt war, als sie mir das entzückendste Neugeborene in den Schoß legte.

Es bewegte seine Ärmchen und die kleinen rosa Füßchen, das süße kleine Geschöpf.

Auch Anne Madelaine war inzwischen erwacht. Man hörte sie durch die Türe nach dem Kleinen verlangen. Madame Sävenbom ging zuerst zu ihr hinein, um sie auf meine Ankunft vorzubereiten. Nach einer Weile kam sie zurück und holte mich, ermahnte mich aber, ehe sie mich zu der Schwester ließ, nicht zu lange zu bleiben und Anne Madelaine nicht zu viel sprechen zu lassen. Ich trug den Kleinen zu der Schwester hinein, die dem Kind ihre Arme entgegenstreckte.

Große Tränen glänzten in Anne Madelaines Augen, als sie mich erblickte. Ich konnte nichts dafür, aber ich fühlte, wie ich selbst zu weinen anfing, als ich vor ihrem Bett hinkniete und meinen Kopf in die Bettdecke vergrub. Wie bleich, wie durchsichtig, sozusagen vergeistigt, war sie geworden, unsere arme Jüngste!

Es war kein Zweifel daran, daß all das, was sie während dieses halben Jahres hatte durchmachen müssen, für ihre zarte Natur zuviel gewesen war. Zuweilen

hatte sie hohes Fieber und phantasierte. Zuweilen, aber immer nur auf kürzere Zeit, war sie bei ganz klarem Bewußtsein. Dann erzählte sie mir von ihrer letzten Nacht auf Schloß Bravalla, jener schrecklichen Nacht, als sie erfahren hatte, daß Göran Hovenskiöld tot sei.

Aber niemals kam ein einziges Wort der Reue über ihre Lippen. Sie segnete Görans Andenken und dankte Gott, der ihr in seiner Barmherzigkeit das Kindchen gegeben, dem sie nun ihr ganzes Leben widmen wollte. Nie zuvor, so sagte sie, hätte sie begriffen, wie gut Gott doch sei. . .

Linköping, den 7. Januar 1848.

Folgendes war in der Nacht zum 23. Sept. geschehen. Als Anne Madelaine endlich in ihrem Bett, auf das wir sie gelegt hatten, aufgewacht war, nachdem sie oben im Saale bei der Nachricht von Hovenskölds Tod ohnmächtig umgesunken war, war sie ganz verzweifelt gewesen. Nicht nur deshalb, weil ihr so unsäglich geliebter Göran gefallen war, sondern auch, weil sie nun gar keinen Lichtschimmer mehr in ihrem Unglück sah. Seit zwei Monaten hatte sie ein schweres Geheimnis mit sich herumgeschleppt. Von ihrem jungen Liebesglück und ihrer Verzweiflung über Görans Abreise nach dem Kriegsschauplatz überwältigt und unter dem Eindruck von düsteren Ahnungen, daß er nun fortzöge und nie wieder zurückkehren werde, hatte sie sich ihm freiwillig hingegeben. Nun war er tot, und ihr Fehltritt würde bald nicht mehr zu verheimlichen sein. Was sollte dann aus ihr werden? Wohin sollte sie sich wenden? Sie fühlte sich zu schwach und elend, um, wie sie am liebsten gewollt hätte, das Schloß zu verlassen und irgendwo weit fort einen Dienst anzunehmen, damit sie das tägliche Brot für sich und ihr Kind verdiente.

Am allermeisten fürchtete sie Großmutter. Herr Gott, was würde Großmutter sagen? Daß sie sie etwa schlagen oder hungern lassen oder auf irgendeine andere Weise schlecht behandeln könnte, davor fürchtete sie sich nicht, aber sie fühlte, daß sie es nicht würde ertragen können, häßliche und beleidigende Worte über Göran anzuhören. Denn natürlich würde Großmutter anfangen, ihn zu hassen. Nein, das durfte nicht geschehen!

Wach lag sie in ihrem Bett. Wir Schwestern waren eingeschlummert. Der Septembermond schien durch die Sprünge der Fensterläden in das Schlafzimmer. Da sah sie, wie etwas sich in dem schmalen Lichtstreifen am Boden bewegte. Sie setzte sich im Bett auf. Und nun sah sie es deutlich. Es war eine kleine Ratte, eine ganz winzig kleine, und sie tanzte rundherum, immer rundherum, als wolle sie ihr eigenes Schwänzchen erhaschen.

Eine Ratte! Eine Ratte in Schloß Bravalla! Anne Madelaine begriff plötzlich, daß sie sterben müsse.

In ihr wurde es mit einem Male so ruhig, so ruhig. Der Tod, das war ja das Wiedersehen mit Göran. Nun fürchtete sie nichts mehr auf der Welt.

Sie glitt aus dem Bett und küßte jede von uns schlafenden Schwestern auf die Stirn, aber so leis, daß wir nicht davon erwachten. Dann öffnete sie lautlos die Türe und stahl sich hinaus. Sie war barfuß und nur mit dem Nachthemd bekleidet.

Noch einmal wollte sie zum Nistplatz der Enten gehen, dorthin, wo sie Göran getroffen hatte, als er den letzten Abend im Hause gewesen war. Noch einmal wollte sie die Erde dort küssen und dann, ein paar ihrer Blumen in der Hand, in der Kühle untertauchen, um nie wiederzukehren.

Sie schlich die Treppe hinunter. Doch halbwegs angekommen, gewahrte sie einen Lichtschein, der sich auf sie zu bewegte, und hörte langsame, tastende Schritte.

Anne Madelaine drückte sich an die Wand, die Hände gegen die Brust gepreßt. Sie fürchtete sich nicht, doch es war ihr, als stehe ihr Herz plötzlich stille.

Es war Großmutter.

In ihrem langen gelben Morgenrock und mit aufgelöstem Haar kam sie dahergeschritten. In der einen Hand trug sie ihren Messingleuchter, in der anderen ihre Reisetasche mit dem Bügel.

Mit ihrem mageren Arm hob Großmutter die Laterne in die Höhe.

„Du!" rief sie aus.

„Ja," antwortete Anne Madelaine.

„Was tust du hier?" fragte Großmutter barsch.

Anne Madelaine schwieg.

„Geh hinauf und leg dich," sagte Großmutter.

„Nein," antwortete Anne Madelaine. „Ich gehorche dir jetzt nicht mehr. Leb wohl, Großmutter!"

Und sie wollte ihren Weg treppab fortsetzen.

Großmutter ergriff sie am Arm.

„Du kommst mit mir," sprach sie.

Und sie führte Anne Madelaine in ihr Zimmer und schloß die Tür ab.

„So, mein Fräulein. Nun heraus mit der Sprache. Kurz und bündig. Wohin gedachte Sie sich zu dieser nachtschlafenden Zeit zu begeben?"

Anne Madelaine, der zumute war, als hätte sie bereits mit dem Leben abgeschlossen, ein Gefühl, das ihr mit einem Male alle Furcht vor dem Tode, ja selbst vor Großmutter genommen hatte, antwortete ruhig:

„Halt mich nicht zurück, Großmutter. Ich will in die See."

„Soso, mein Fräulein. Sie will baden gehen. Mitten in der Nacht. Hat Sie sich denn dabei auch überlegt, daß das Wasser kalt ist?"

Doch anstatt die Antwort abzuwarten, zog Großmutter einen Schal aus dem Bett und legte ihn um Anne Madelaines Schultern, denn sie fröstelte.

„Es trifft mich nicht, wenn du mich verspottest, Großmutter. Ich fürchte dich nicht mehr. Ich fürchte nichts mehr in der Welt. Unglücklicher als ich bin, kann ich nicht mehr werden."

„Soso," sagte Großmutter. „Glaubt Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie Sie sich da ohne meine Erlaubnis in den jungen Hovenskjöld verliebt hat? Ich ließ Euch gewähren, obwohl ich es läppisch von dem Jungen fand, daß er nicht zu mir kam und Farbe bekannte. Nun ist er hin. Es ist schade, denn vielleicht wäre etwas aus ihm geworden. Wäre er zurückgekommen und hätte es gewagt, mir ins Gesicht zu sehen, so hätte ich wohl zur Hochzeit gerüstet. Doch nun soll Sie gehen und sich legen. Mag Sie Ihren schönen Kornett beweinen soviel Ihr das Herz danach steht, aber vergesse Sie auch nicht, stolz auf den Jungen zu sein, denn ich weiß, daß

er sich wacker geschlagen hat und wie ein Mann gestorben. ist. Weine, Kind, das erleichtert."

Großmutter hatte ihren mageren Arm um Anne Madelaines Schulter gelegt, nun beugte sie sich nieder und küßte Anne Madelaines Nacken.

Das war zu viel für Anne Madelaine. Großmutters Machtspruch hätte sie ertragen können, doch Großmutters erster Kuß ließ ihr Herz schmelzen wie Wachs.

Sie sank vor Großmutter in die Knie und barg den Kopf in ihrem Schoß.

„Großmutter, du würdest uns niemals verzeihen können," schluchzte sie. „Ich werde ein Kindchen bekommen. Wir hatten uns ja so lieb. Verstehst du nun, daß ich sterben muß?"

Mit hartem Griff hob Großmutter Anne Madelaines Haupt zu sich empor und sah ihr mit funkelndem Blick in die Augen.

„Satansbrut!" sagte sie. „Und das hier in meinem Haus!"

„Nein, Großmutter," antwortete Anne Madelaine, die ihren Trotz wieder aufsteigen fühlte. „Nicht hier im Hause. Es war am letzten Abend, als Göran hier war. Im Park war es."

„Erzähle," sagte Großmutter.

„Ach, wir hatten uns ja so lieb. Und Göran sollte in den Krieg ziehen. Vielleicht würden wir uns niemals wiedersehen. Es war ein Frühlingsabend und da — und da — —"

„Rundum blühten weiße Anemonen," sagte Großmutter da mit einem starren, plötzlich so entrückten Blick, daß es Anne Madelaine ganz bang zumute wurde.

„Ja," sagte sie, „rundum blühten weiße Anemonen."

„Und eine Krähe flog vorbei."

„Das weiß ich nicht mehr, Großmutter. Aber warum fragst du?"

Großmutter hatte sie an sich gezogen. Den Oberkörper sanft wiegend, hielt sie Anne Madelaine in die Arme geschlossen.

„Kind, Kind," sagte sie. „Geliebtes liebes Kind! Alles wird gut werden. Hast du denn nicht Großmutter? Weine nicht, Kleine. Alles wird gut werden!

Gehe Sie nun hinauf und lege sich schön hin. Morgen müssen wir beide eine weite Reise machen. Aber kein Wort davon zu den Schwestern. Zu niemand ein

Wort, hörst du, Anne Madelaine? Das ist meine Bedingung. Schlaf nun gut. Gott segne dich."

Damit nahm sie ihre Reisetasche und ihre Laterne und geleitete Anne Madelaine bis zu ihrer Tür. Dann schloß sie sie von außen ab. Anne Madelaine aber hörte Großmutters Schritte nach dem Dachboden zu verschwinden, wo ihr Eichensarg in seiner Ecke stand.

All dies erzählte mir Anne Madelaine eines Tages, als sie bei vollem Bewußtsein dalag. Sie erzählte es schlicht und glaubwürdig. Mir schien es damals, als sei Anne Madelaines Großmutter eine andere Großmutter als die, die wir kennen gelernt hatten. Doch wer von uns allen hatte sie wohl je richtig verstehen können!

Linköping, den 14. Februar 1848.

Lange habe ich nicht geschrieben. Schwester Anne Charlotte war unpäßlich und bat mich, zu ihr zu kommen und ihr etwas Gesellschaft zu leisten. Es war ja weiter nichts Gefährliches. Sie hustete nur ein wenig. Aber jedenfalls fand sie es ein wenig einsam, nachdem Daniel wieder aufs Gymnasium zurückgekehrt war.

Was für gute, stille Menschen sind doch sie und Fagerberg! Und noch jetzt sitzt in beider Augen ein kleiner Schelm wie zur Zeit ihrer Jugend. Wie ruhig und gemächlich ist das Leben auch für sie verflossen. Wenn ich Henriette ausnehme, die ja sicherlich die Stabilste von uns Schwestern war und blieb, so ist es doch jedenfalls die liebe Anne Charlotte, die von all uns Geschwistern die rauhe Hand des Lebens am wenigsten gespürt hat.

Der alte Probst Lundius in Bravalla, von dem ich in diesen Memoiren noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mehr zu berichten, als die würdige und für einen Seelsorger pflichtgetreue Art, in der er das Schwert des Geistes gegen jene etwas verkommene Frauensperson, Madam Nordström, ergriff, alterte sehr rasch. Er ver-

lor das Gedächtnis und begann, sich äußerlich zu vernachlässigen. Seitdem die Pröbstin tot war und auf dem Pfarrhof keiner mehr sich um ihn kümmerte oder zu kümmern wagte, kam es vor, daß er des Sonntags die Kanzel in so ungepflegtem Ornat betrat, daß weiße Federn aus seinen Bettkissen an dem vor Alter grünschillernden Talar hingen. Einmal hatte er sogar vergessen, zum Hochamt sein Bäffchen anzulegen, doch brachte es der Küster, der ein gewandter Mann war, fertig, ihm zwischen der Litanei und der Predigt aus dem Papier einer kirchlichen Bekanntmachung eines auszuschneiden und so die Situation zu retten. Die meiste Verwunderung und, so leid es mir tut, das berichten zu müssen, eine gewisse Entrüstung, besonders bei manchen Leuten, rief er hervor, als er die alte Mamsell Höhrberg in Färjestad beerdigen sollte. (Sie war eine gläubige Dienerin ihres Herrn gewesen, die im Vertrauen auf ihren Heiland entschlafen war, nachdem sie ihr ganzes Leben lang einen ehrenhaften und christlichen Wandel geführt hatte.) Ohne seinen Irrtum zu merken, verlas der Geistliche nämlich anstatt des Begräbnisrituals das Gebet, das sonst bei Konfirmationen gesprochen

zu werden pflegt. Die Sache weckte, wie gesagt, ein unliebsames Aufsehen und hatte zur Folge, daß ein Vizepastor hingeschickt wurde, um das geistliche Amt zu übernehmen.

Dieser aber war kein anderer als der gute Efraim Nathanael Fagerberg.

Nun war die Sache die, daß im Vorjahre Schwester Fredrika Adolphina oder, wie wir Schwestern sie nannten, Fredrique, und ich unser christliches Bekenntnis vor dem alten Seelsorger abgelegt hatten. Jetzt war Anne Charlotte an der Reihe, konfirmiert zu werden. Sie hatte von jeher den Katechismus gehaßt. Ich glaube sogar, daß sie diejenige von uns allen war, die von Natur die wenigste Neigung zur Religiosität hatte.

Wie waren wir Schwestern überrascht, als wir nach und nach herausfanden, daß Anne Charlotte sich immer besser und williger darein zu finden schien, daß sie zur Kirche zu fahren und an dem Unterricht in der Sakristei teilzunehmen hatte! Und auch zu Hause lernte sie mit großer Zähigkeit und ohne sich jemals darüber zu beklagen, ihre Bibelsprüche. Und sie ließ es sich allezeit sehr angelegen sein, ordentlich gekämmt und in peinlich saube-

rem Kleide nach Bravalla zur Konfirmationsstunde zu fahren.

Anne Charlotte fing nämlich an, eine schwärmerische Bewunderung für ihren gutmütigen rothaarigen Seelsorger an den Tag zu legen!

Als der Unterricht zu Ende war und die Konfirmation stattgefunden hatte, wurde Fagerberg von Großmutter zum Mittagessen eingeladen. Dies war eigentlich ihre einzige Art, ihren Dank für den Unterricht zu bezeigen, der ja nicht privat war, da wir ihn mit all den Dorfkindern teilten. Doch geschah es auch wohl dann und wann, daß Großmutter dem Pfarrer etwas Gemüse oder Obst aus dem Garten schickte.

Nun also, als das Mittagessen vorüber war, wandte sich Großmutter an den Vizepastor und sagte:

„Der Herr Pastor hat recht brav mit dem Mädchen gelernt. Er hat ihm den Katechismus ordentlich eingebläut, das hat man bei der Prüfung wohl gemerkt. Wenn der Herr Pastor einen bescheidenen Wunsch hat, mag er ihn mir nennen.“

Und Fagerberg, der vor ihr stand und die Daumen umeinander drehte, antwortete:

„Untertänigsten Dank, gnädigste Frau Gräfin! Wenn ich mich recht entsinne, beliebte es Frau Gräfin voriges Jahr, dem Herrn Pastor eine Melone zu schicken. Da ich nur Vizepastor bin, darf ich mein Begehr wohl kaum höher als auf eine Gurke richten."

Wir konnten deutlich sehen, wie Großmutter zusammenzuckte. Doch gleichzeitig leuchtete etwas in ihrem Auge auf. Und zu unserer Überraschung erwiderte sie vollkommen ruhig, ja fast freundlich:

„Très bien. Der Herr Pastor soll eine kleine Gurke bekommen."

Damit war die Audienz beendet. Am nächsten Tag bekam Fagerberg seine „kleine Gurke", doch wie überrascht war er, als er mit dem Messer, mit dem er sie aufschnitt, auf einen harten Gegenstand stieß und einen Dukaten in der Frucht fand!

Es waren wohl drei Jahre, daß Fagerberg in Bravalla blieb. Dann wurde er nach Östra Stenby berufen, wo er lange Jahre hindurch verweilte, bis die Ridderborgs auf Ribbingshov, die das Patronatsrecht in Norra Vi ausübten, ihn als Seelsorger dorthin beriefen.

Keine von uns Schwestern hatte eine Ahnung davon, daß aus den beiden wirklich einmal ein Paar werden sollte. So oft sie sich trafen, zankten sie sich. Wir neckten sie mit dem „Kardinal", wie wir ihn seiner Pastorwürde und seiner roten Haarfarbe wegen nannten. Großmutter würde sicherlich niemals ihre Zustimmung zu einer solchen Partie gegeben haben, dazu war sie viel zu sehr Aristokratin. Doch schätzte sie ihn; am meisten, wie ich glaube, wohl um seiner freimütigen Redeweise und seines gutmütigen Humors willen. Es war erst knapp ein Jahr nach Großmutters Tode, als Fagerberg um Anne Charlotte anhielt. Sie antwortete ihrem Kardinal ohne Besinnen mit einem lauten Ja; unser Bruder zuckte die Achseln dazu und ließ die Sache gehen, wie sie mochte.

Linköping, den 15. Februar 1848.

Doch ich muß wohl, ehe ich meine Aufzeichnungen weiter fortsetze, einige Worte über Anne Madelaine und ihren kleinen Göran sagen. Ich will es so kurz wie möglich machen, denn obgleich Jahre und Jahre darüber hingegangen sind, ist es mir, als risse ich eine vernarbte Wunde wieder auf, wenn ich anfange, in die Vergangenheit hineinzustarren.

Anne Madelaine blieb nur noch bis zum Frühling am Leben. Ich selbst weilte bis zuletzt bei ihr. Ihre Hand in der meinen, so starb sie. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, und noch im Tode lächelte sie. Großmutter kam und holte uns beide ab. Sie war still und mürrisch wie immer, und es schien mir, sie müsse ein Herz von Stein haben, weil sie gar nicht weinte. Aber vielleicht trauerte sie auf ihre Weise. Es wurde mir sehr schwer, mich von dem kleinen Göran zu trennen, doch Großmutter hatte mir versprochen, daß ich ihn wiedersehen sollte, unter der Bedingung, daß ich niemanden, nicht einmal den Schwestern, erzählte, daß er auf der Welt sei.

Anne Madelaines Sarg führte Großmutter mit heim.

Er wurde in aller Einfachheit auf dem Kirchhof von Bravalla beigesetzt, nicht in der Gruft der Greife, denn obwohl Großvater dort ruhte, verabscheute Großmutter den Gedanken, oberhalb der Erde zu ruhen. Wir Schwestern waren verzweifelt und schmückten den Sarg mit einer Fülle schöner Kränze. Großmutter war still und unbewegt. Wir dachten, sie hätte uns doch wenigstens bitten können, einen Kranz für sie zu flechten, doch das tat sie nicht. Bevor jedoch der kleine Leichenzug sich in Bewegung setzte, trat sie mit einem armseligen kleinen Strauß, den sie anscheinend selbst gebunden hatte, an den Sarg. Er bestand nur aus weißen Anemonen. Viel war das ja gerade nicht für eine letzte Gabe, doch immerhin besser als gar nichts.

Keiner von uns hörte Großmutter Anne Madelaines Namen je wieder nennen, und sprachen wir Schwestern von ihr, so geschah es im Flüsterton und niemals, bevor wir uns vergewissert hatten, daß Großmutter nicht in der Nähe sei.

Linköping, den 24. Februar 1848.

Sollte irgendwer, der möglicherweise einmal einen Blick auf meine anspruchslosen Aufzeichnungen wirft, daraus den Eindruck gewinnen, daß wir und andere Gutsfräulein der damaligen Zeit ein sehr einförmiges Dasein bei Spinnrocken oder Webstuhl geführt hätten, weil unser Leben nur sehr selten durch Besuche von oder bei Nachbarn, Festlichkeiten oder dergleichen unterbrochen wurde, so wäre dies zu beklagen und nur meinem Unvermögen zuzuschreiben, meinen Schilderungen Leben und Farbe zu verleihen. Unser Tageslauf und unsere Arbeit waren nämlich ganz außerordentlich abwechslungsreich. Nachdem wir Schwestern erwachsen waren und Großmutter unsere verschiedenartigen Anlagen kennen gelernt hatte, übertrug sie mit der Zeit jeder von uns ihren kleinen Teil an dem großen Landhaushalt. Henriette, unsere älteste Schwester, die alle Handarbeit im Grunde ihres Herzens haßte, hingegen gern recht grobe Arbeit verrichtete — ich glaube, sie konnte sich ihr ganzes Leben lang nichts Lustigeres vorstellen, als einen Fußboden zu scheuern — bekam schon in ganz jungen Jahren die Aufsicht über die Meierei. Jeden

Morgen und Abend nahm sie in der Milchkammer unter dem nördlichen Flügel die frischgemolkene Milch in Empfang und überwachte deren Verteilung in Holz- und Steingutbottiche. Ich sehe sie noch so deutlich vor mir, unsere stattliche Schwester, wie sie mit aufgekrempelten Ärmeln dastand, Holzschuhe an den Füßen und ein weißes Tuch um den Kopf gewunden. Die Milch vom Tage zuvor wurde stets mit Holzlöffeln abgesahnt, und sobald reichlich Sahne beisammen war, fingen die Mägde an zu buttern. Dabei hatte sie dann wieder aufzupassen, ob die Butter auch ordentlich abgewaschen und gesalzen wurde, ehe man sie in die Fässer drückte. Dann und wann machte sie auch Käse. Wie blitzte immer der große Kupferkessel, in dem die Milch erwärmt wurde. Und wie gewandt griff sie, sobald die Masse geronnen war, hinein und preßte sie mit den Händen in Käseform, so daß die Molken herausrannen. Was für ein Fest war es jedesmal für uns Mädchen, wenn wir uns an einem recht heißen Sommertag hinunterstahlen, um unsere Große zu besuchen! Da standen in langen Reihen große Fässer mit Schlippermilch, auf der die dickste gelbe Sahne sich angesetzt hatte, da lagen

kleine Handkäschen, die sie gerade geformt hatte, und dann gab es ja zweimal täglich frischgemolkene Milch.

Im Gegensatz zu unserer Ältesten haßte Fredrika Adolfina, unsere schöne dunkle Fredrique mit den großen, träumenden, zuweilen so wild blickenden Augen, alle harte Arbeit. Sie war diejenige unter uns Schwestern, die sich am meisten mit ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Haar und ihren Händen beschäftigte. Großmutter erließ ihr daher alle groben Arbeiten und sorgte dafür, daß sie statt dessen in der Webkunst und in feinen Handarbeiten ausgebildet wurde. Sie übergab ihr auch die Oberaufsicht über alle Wirkarbeiten innerhalb des Hauses, von der Flachsernte an bis zum Riffeln, Rösten und Hecheln des auf dem Hofe getrockneten Flachses.

Wie munter ging es dann immer zu, wenn wir mit unseren hölzernen Schwingmessern den an Stangen hängenden Hanf bearbeiteten, daß die Fasern nur so herumflogen. Um das Ganze wogte ein leiser Rauch aus den Röstgruben, der die Mücken verscheuchte. Dann kam das Hecheln auf dem Hof, wobei wir den Flachs mit langen Stahlhecheln schlugen, so daß das Werg sich in ihnen festsetzte. Wir hatten ein Dienstmäd-

chen, das bei dieser Arbeit stets die tollsten Lieder zu singen pflegte. Ich entsinne mich noch an eines davon; es handelte von einem bösen alten Weib, das sich über seinen Mann erzürnt hatte und ihm deshalb ein Igelfell mit den Stacheln nach innen gerade auf die Stelle seines Anzugs nähte, auf der er zu sitzen pflegte. Und der Alte wunderte sich dann nicht wenig über seine rauhen Beinkleider. Großmutter war bei solchen Gelegenheiten natürlich nicht mit dabei, denn sonst hätten wir uns ja ganz mäuschenstill verhalten.

Doch wenn ich von der frohen, herrlichen Arbeit in Wald und Feld spreche, darf ich auch die Wachholderbeerzeit nicht vergessen. Ich möchte nur das eine wissen, ob unsere heutigen Gutsfräulein denn gar keine Ahnung davon haben, was sie für uns bedeutete. Heutzutage haben sie ja so viele andere Vergnügungen, sie verstehen sich auf so unendlich viel feinere Handarbeiten als wir sie konnten, sie sticken mit Glasperlen und klöppeln Deckchen und brauchen keine groben Hausarbeiten zu verrichten, wie wir das mußten — aber ich bezweifle, daß sie so viel glücklicher sind!

Nun also, im Spätherbst zogen wir in die Berghänge,

auf denen die Wachholderbeerbüsche wie kleine Schildwachen auf Posten standen. Wir breiteten ein Tuch darunter aus, bogen die Zweige nieder und schlugen mit einem Stock darauf, bis die Beeren sich lösten und abfielen. Darauf lasen wir die grünen Früchte heraus, da wir sie ja doch nicht brauchen konnten. Zu Hause wurden die Beeren dann auf Wolle getrocknet, um recht viel Süße zu bekommen, durch einen Stein in der Handmühle zerquetscht und fest in Holzfässer verpackt. Darin konnte nun unsere Ernte stehen bleiben bis zu der großen Weihnachtsbrauerei, bei der der prachtvolle Wachholdergeist daraus bereitet wurde.

Brauerei, Bäckerei und alles, was die Küche betraf, hatte die vortreffliche Anne Charlotte unter sich. Ich meinerseits war für das Tischdecken, Zimmeraufräumen und Servieren verantwortlich und wurde dabei von der kleinen Anne Madelaine unterstützt, solange sie unter uns weilte. Auch das Lichteziehen gehörte zu meinen Arbeiten — eine Kunst, in der ich es, ohne mich überheben zu wollen, recht weit brachte. Vielleicht komme ich noch ein oder das anderemal darauf zurück.

Von allen häuslichen Geschäften hatte Großmutter

sich für sich selbst nur eines vorbehalten, dafür aber auch dasjenige, das für die Wohlfahrt des Hofes von ganz besonderer Bedeutung war, nämlich die Branntweinbrennerei. Doch schwebte über dem Ganzen, ob sie nun bei uns stand oder in der Stadt war, Großmutters G e i s t, und wir konnten niemals das Gefühl ihrer Allgegenwart los werden.

Linköping, den 25. Februar 1848.

Der alte Fischer in der Kate, die wir seit Frau Norrströms Besuch die Bellmanskate zu nennen pflegten, war im Herbst nach Ekö übergesiedelt und neue Leute waren in das Häuschen eingezogen. Es war ein Schreiner mit seiner jungen Frau. Sie kamen von weiter her, aus der Stockholmer Gegend. Sie hatten ein kleines Kind und waren fleißige, gemütliche Menschen.

Wir Schwestern pflegten mitunter den Kätnersleuten einen Besuch abzustatten, denn unser gewöhnlicher Spazierweg führte ja stets dort vorbei. Alle waren wir ganz verliebt in den kleinen Jungen, der große hellblaue Augen hatte und immer lachte.

Der Kleine, den seine Eltern immer nur „Prinzchen" nannten, wurde unser ganz besonderer Liebling. Je größer er wurde, um so lieber gewannen wir ihn. Ja sogar Großmutter schien sich insgeheim für ihn zu interessieren.

Er war aber auch von Anfang an ein ganz merkwürdiges Kind. Sehr bald lernte er laufen, jedoch niemals — ist das nicht sonderbar? — sprechen. Und doch war er weder taubstumm noch in anderer Beziehung wenig begabt. Im Gegenteil.

Das Wunderbarste an diesem Kinde war, daß es gerade so schien, als läge ihm darum nichts daran, zu reden, weil es uns Menschen nichts zu sagen hatte. Wohl lächelte Prinzchen uns lieb und freundlich entgegen, doch es war immer, als weilten seine Gedanken und Sinne an einem ganz anderen Ort.

Die Tiere, die kleinen, freilebenden Tiere waren es, die er sich zu Freunden erkoren hatte; sie waren seine Spielkameraden, und ihnen konnte er sich auf seine Weise verständlich machen.

Schon ehe er laufen konnte, bemerkten seine Eltern dies an ihm. Sie sahen ihn mit Hummeln und Wespen spielen, die ihm förmlich zuzufliegen schienen und behaglich auf seinen bloßen Knien und seinen kleinen Ärmchen herumkrabbelten. Er brauchte nur seine Händchen auszustrecken, und sie ließen sich zu seinem großen Entzücken darauf nieder. Seine Mutter stand in der ersten Zeit deswegen große Angst aus, als sie aber gewahr wurde, daß sie ihm nie das Geringste zuleide taten, ließ sie ihn allmählich gewähren.

Aber als sie uns im Frühjahr einmal erzählte, ein paar wilde Eichkätzchen, die in den Eichbäumen des

nahen Waldes hausten, pflegten sich auf seine Schultern zu setzen und Tannenzapfen und kleine Zweige zu seinen Füßen niederzulegen, wollten wir ihr gar nicht glauben, bis wir uns mit eigenen Augen davon überzeugt hatten.

Und doch hatte die Frau die Wahrheit gesprochen.

Als wir wieder einmal auf dem Wege nach der Hütte waren, sahen wir Prinzchen ganz allein an der Uferböschung sitzen. Wir kamen näher, doch er merkte es gar nicht. Rings um ihn her flatterten oder saßen alle möglichen kleinen Vögel, gerade solche, die sonst so scheu zu sein pflegen, Buchfinken, Bachstelzen, Fliegenschnäpper, ja ich glaube selbst eine Lerche. In seiner unartikulierten Sprache unterhielt er sich mit ihnen, und es war gerade, als ob sie ihm alle zusammen antworteten, jedes mit seinem ihm eigentümlichen Gezwitscher. Durch das Rascheln unserer Tritte aber erschraken sie, flogen in einer kleinen Wolke auf und verschwanden. Prinzchen fing an, bitterlich zu weinen, und nicht einmal das Spielzeug, das wir ihm mitgebracht hatten, machte mehr sonderlichen Eindruck auf ihn.

Von allen Tieren, die seine Spielkameraden waren, schienen die weißen Schmetterlinge ihm die liebsten zu

sein. Es war die gewöhnliche Sorte, die mit den weißen Flügeln und dem weißen Rändchen und schwarzen Geäder. Ich glaube, man nennt sie Kohlweißlinge. Wenn Prinzchen rief, zeigte sich auf einmal ein Gewimmel weißer Falter in der Luft. Niemand konnte verstehen, woher sie alle so plötzlich gekommen waren. Sie verdichteten sich zu einer Wolke, die sich um ihn her hob und senkte oder sich auf sein Köpfchen und seine Schultern setzte, etwa so, wie Bienen schwärmen und sich dann auf eine Stelle, die eigentlich viel zu klein für sie ist, niederlassen.

In einem Sommer war es, als das Unglück geschah. Prinzchen mochte damals wohl vier, fünf Jahre zählen.

Seine Mutter war nach der Brücke hinabgegangen, um Kleider auszuklopfen. Das Wasser wat spiegelblank. Prinzchen saß im Achter des Ruderboots, das dort vertaut lag. Dort pflegte er oft zu sitzen und den Libellen zuzusehen, und deshalb fiel es seiner Mutter auch gar nicht ein, sich zu ängstigen. Da hörte sie plötzlich ein Plätschern, und als sie aufblickte, war der Knabe in der Tiefe verschwunden. Er hatte sich zu weit über die Reling gelehnt. Die Mutter stürzte sofort hinzu,

doch es war zu spät. Er kam nicht mehr lebend an die Oberfläche. Dem Tischler, der auch gleich gelaufen kam, gelang es erst am späten Abend, seine Leiche zu bergen.

Großmutter, die mitunter ihre Eigentümlichkeiten hatte, bezahlte selber das Begräbnis und ließ den kleinen Sarg in ihrem eigenen großen Familiengrab beisetzen. Aus Ungeschicklichkeit oder Sparsamkeit hatte der Totengräber das Grab ganz dicht am Rand bei dem Anne Madelaines gegraben, die zu äußerst an der linken Seite lag, so dicht, daß bei der Bestattung eine Ecke vom Sarge der Verewigten sichtbar wurde, was auf uns, die wir Prinzchen das letzte Geleite gaben, einen peinlichen Eindruck machte.

Und nun will ich etwas erzählen, was wie ein Märchen klingt. Aber jeder, der nach Bravallahaus kommt und die Bellmanskate besucht, kann sich selbst davon überzeugen, daß es wahr ist.

Bereits am ersten Abend nach Prinzchens Tode sahen die Schreinersleute, wie eine Wolke weißer Falter genau über der Stelle des Wassers kreiste, wo der Knabe verschwunden war. Unruhig schossen sie hin und her, sie

hoben sich, sie senkten sich wieder, als suchten sie nach irgend etwas. Jahr auf Jahr erschienen sie von nun ab an stillen Sommerabenden, und sie sollen, wie es heißt, noch jetzt dort zu sehen sein. Wir Alten aber, die wir all das miterlebt haben, was ich erzählt habe, wir wissen, wen sie suchen.

Wir Mädchen betrauerten den kleinen Jungen von Herzen. Vielleicht geschah es deshalb, daß ich Mut faßte, eines Tages an Großmutters Tür anzuklopfen, als ich wußte, daß sie allein war.

Nachdem ich ihren Kleidersaum geküßt hatte, stammelte ich meine Bitte hervor. Ich erinnerte Großmutter damit an ihr Versprechen, daß ich den kleinen Göran wiedersehen dürfe.

Großmutter schwieg eine Weile. Dann sagte sie in ihrer kurzen, herben Art:

„Das Hurenkind. Ach so. Der steckt jetzt die Nase ins Gras. Es war Prinzchen. Wollte Sie sonst noch etwas? Dann adieu."

Linköping, den 2. März 1848.

Während unsere Älteste gleichsam aus dem Grund und Boden von Bravallahaus emporgewachsen war und dorthin gehörte, wie die Pflanze in die Erde, der sie entsprossen ist, ging unsere schöne Schwester Fredrique stets ein wenig wie eine Fremde unter uns einher. Ihre großen braunen Augen schienen immer weit weg zu blicken nach Ländern hin, die fern, fern hinter dem blauen Horizont Kolmardens lagen — als suchten sie etwas dort, auf der anderen Seite des Meers, das gegen die Klippen unterhalb unseres Hauses brandete.

Was war sie doch für ein seltsames Geschöpf! Sie liebte Sturm und Gewitter. Ich erinnere mich — wenn der Donner rollte und wir anderen uns erschreckt wie Küchlein zusammendrängten, während Madame de la Tour außer sich vor Angst auf ihrem Stuhl zitterte, unter dessen Beine sie Trinkgläser gestellt hatte, um sich zu isolieren, wie sie es nannte, dann lachte Fredrique und ihre großen Augen strahlten vor Freude. Wenn es im Sommer warm und schön war, fühlte sie sich, sofern es sich nicht darum handelte, schwimmen zu gehen, faul und unbehaglich, doch wenn es stürmte,

daß die Brabucht gleichsam kochte und schwarze Wolken wie düstere Gespensterschiffe von der Ostsee hergesegelt kamen, wurde sie lebendig und verlangte ans Meer hinunter. Ach, du schöne Schwester, was für wirkliche Stürme hast du seither im Leben aushalten müssen!

Fredrique war von jeher der Liebling unseres Vaters gewesen. Bei den kurz bemessenen Besuchen, die er Schloß Bravalla dann und wann abstattete, wollte er, seit sie groß genug war, um zu laufen, daß sie ihn an seiner Hand auf all seinen Spaziergängen durch den Park begleite. Als Fredrique konfirmiert war, gab ihr Großmutter dann einen Ring, der unserm Vater gehört hatte und den sie stets am Finger trug. Es war nur ein schlichter Goldreif mit einem kleinen roten Stein. Ich weiß nicht, wie der Stein hieß, aber er soll aus Indien gewesen sein. Er sah so schön aus auf Fredriques schmaler, so sorgsam gepflegter Hand; ich erinnere mich, wie er an ihrem Finger rot schimmerte, wenn wir in der Dämmerstunde am offenen Kaminfeuer nähten. Doch das Merkwürdigste daran war, daß er die Farbe wechselte, je nachdem wie sie selbst gestimmt

war. Wenn sie, wie es meist an sehr warmen und schönen Tagen der Fall war, sich ganz still und teilnahmslos verhielt, schien der Stein matt und von heller Farbe, stürmte es aber, so daß auch Fredrique gleichsam auflebte, so nahm er eine tiefe Farbe an und schien ordentlich Funken zu sprühen.

Auch in ihren Sympathien und Antipathien schien Fredique uns anderen Schwestern ganz unähnlich zu sein. Nicht zum wenigsten durch Madame de la Tour, die ja eine richtige Emigrantin war, hatten wir das ancien régime lieben gelernt. Wir schwärmten für die arme schöne Marie Antoinette und vergossen Tränen über ihr bittres Schicksal. Und von unserem Vater hatten wir eine begeisterte Bewunderung für unseren König Gustav III. geerbt, der ja ebenfalls ein solch furchtbares Geschick erdulden mußte. Wir haßten und verabscheuten die Revolution und alles, was sich seitdem in Frankreich begeben hatte. Aber Fredrique! Für sie waren Marie Antoinette und der dicke Ludwig erbärmliche Wichte, die es sich selbst zuzuschreiben hatten, daß sie nicht den Mut gefunden hatten, dem Pöbel zu trotzen. Sie schwärmte für den schrecklichen Korsikaner, für

Napoleon in eigener Person! Fredrique war immer so unberechenbar. Gott weiß, woher sie das hatte.

Es war ein Sommer, zwei Jahre, bevor Großmutter starb. Unsere Tante in Allonö hatte eine von uns Schwestern eingeladen, sie nach Söderköping zu begleiten, wo sie Brunnen trinken wollte. Unsere Älteste mochte, wie gewöhnlich, Bravallahaus nicht verlassen, und deswegen wurde Fredrique die Glückliche. Vielleicht ist es nicht richtig von mir, diesen Ausdruck anzuwenden, denn es ist uns Menschen ja unmöglich zu beurteilen, was für ein anderes Geschöpf, und wäre es selbst die eigene Schwester, zu Glück oder Unglück ausschlagen wird. Dennoch hoffe ich zu Gott, daß sie niemals, wie sich auch ihr Geschick gestaltet haben mag, Anlaß gefunden haben möge, diese Reise zu bereuen, die für sie von so einschneidender Bedeutung werden sollte.

Dann und wann bekamen wir Briefe von unserer Schwester, die sich ausgezeichnet in Söderköping gefiel und uns in ihrer anschaulichen Art das Leben beim „Sauerbrunnen" schilderte. Sie erzählte von den Tanzereien im Kursaal, von Ausfahrten längs des Flusses und von Kletterpartien auf dem hohen Ramuderberg.

Eine Menge Leute waren dort, und sie hatte mehrere Bekanntschaften geschlossen. Der tapfere General von Döbeln war angekommen; er trug stets einen hellgrauen Bratenrock und über seiner zerfurchten Stirn einen hellgrauen Zylinder mit schwarzem Bande. In der Gesellschaft wurde viel über den grausigen Fersenschen Mord in Stockholm geredet, und es hieß, der Pöbel habe auch die Schwester des Grafen Fersen, die verwitwete Gräfin Piper aus Lövstad, am Leben bedroht, und sie sei aus diesem Grunde nach Varhom geflüchtet. Da war General Döbeln aufgetreten und hatte um ihre Hand angehalten, aber eine höfliche Ablehnung empfangen. Fredrique hatte durch unsere Tante die Bekanntschaft des Helden gemacht und war sehr glücklich darüber. Der General hatte von unserem Bruder gesprochen, den er selbst für die Beförderung vorgeschlagen hatte, die ihm nach dem Kriege zuteil wurde, und auch des jungen Hovenskölds gedachte er mit Wärme.

„Es ist schade, daß er nicht zurückkehrt," hatte der General gesagt. „Das wäre ein Kavalier für das kleine Fräulein gewesen." Der General wußte ja nicht, daß es eine Anne Madelaine gab.

In jenem Sommer sollte Fredrique ihr Geschick ereilen.

Wäre es ein schwedischer Mann gewesen, so wäre alles wohl nicht so schlimm gewesen. Doch nun war es ein Ausländer und noch dazu einer, der uns Schwestern, wenngleich wir ihn nie gesehen hatten, so wildfremd vorkam, als sei er geradeswegs vom Monde heruntergefallen. Gleich von Anfang an bemächtigte sich unser der unendlich peinvolle Gedanke, daß es von der Welt, in der Fredrique mit uns Schwestern lebte, nach der neuen, die ihr winkte, möglicherweise einen Weg gab, sicherlich jedoch kein Zurück.

Auf einem Ball im Kursaal wurde ihr der deutsche Kapitän vorgestellt. Er hatte in Arkö seine Barkasse verlassen, die unter dem Befehl des ersten Steuermanns nach Stockholm abgesegelt war. Der Kapitän hatte nämlich das Unglück gehabt, während eines Sturmes im Kalmarsund sein Bein zu brechen, und deswegen hatte er in Söderköping liegen bleiben und sich pflegen lassen müssen. Nun war er wieder so weit hergestellt, daß er sich, auf einen starken Stock gestützt, unbehindert bewegen konnte.

Er war dunkel, hochgewachsen und sehnig und hatte schwarze Augen. Mochte wohl ein Mann um die Vierzig sein. Meist blieb er für sich allein. Er war sehr elegant in seinem Auftreten und hatte einen schwarzen Diener. Die ganze Badegesellschaft interessierte sich sehr für ihn und selbst General Döbeln wechselte des Morgens beim Brunnentrinken an der Quelle Sankt Ragnhild mitunter einige französische Worte mit ihm.

Schwester Fredrique erzählte später einmal, im Herbst, als sie, was selten vorkam, das Thema anschlug, wie sie beinah in den Erdboden zu versinken geglaubt hatte, als er ihr und dem Fräulein von Yhlén vorgestellt wurde und seine großen, seltsam befehlenden Augen auf sie heftete. Er aber hatte sich ruhig neben sie gesetzt, als bemerke er ihre Verlegenheit gar nicht. Von jenem Tag an sahen sie einander täglich, und nachmittags, wenn Tante von Yhlén schlief, gingen sie allein zusammen spazieren.

Er hatte die ganze Welt umsegelt. Er erzählte ihr von den Blumenbooten und den Porzellantürmen Cantons, von Indiens Elefanten, die purpurne Decken mit Goldknöpfen tragen, von den Stiergefechten in Spa-

nien. Am meisten aber sprach er vom Meer, dem großen, unendlichen Weltmeer, auf dem er Woche um Woche zugebracht hatte, ohne Land zu erblicken.

Unsere Tante von Yhlén hat uns späterhin oft beteuert, sie habe nicht die geringste Ahnung davon gehabt, daß der ausländische Kapitän einen so starken Eindruck auf Fredrique machte, sonst hätte sie die beiden sofort auseinandergebracht und Fredrique nach Hause geschickt. Der Mensch sei im übrigen interessant und korrekt gewesen, sagte Tante. Nur sein Französisch sei ganz miserabel gewesen.

Als unsere Schwester im Herbst zurückkehrte, war sie ganz verändert. Sie war stiller als früher und schien oft in Träumereien versunken. Neben dem Ring mit dem roten Stein trug sie einen neuen, schmalen aus Schildpatt. Sie vernachlässigte ihre Arbeit, die sie zu langweilen schien, und wenn Großmutter sie zurechtwies, kam ein spöttischer, fast höhnischer Ausdruck in ihre schönen Augen.

So ging der Winter hin. Wir Schwestern beobachteten wohl, daß sie zuweilen einen Brief mit einer fremden Handschrift erhielt, wir wußten auch, daß sie manch-

mal heimlich welche absandte. Aber wir fragten sie nie etwas. Vor Fredriques Launen hatten wir alle großen Respekt.

Im folgenden Sommer geschah es.

Eines Morgens, als Anne Charlotte, die das Zimmer mit Fredrique teilte, aufwachte, war das Bett zu ihrer Seite leer. Fredrique war verschwunden. Auf dem Kopfkissen lag ein Zettel mit den wenigen Worten: „Bin abgereist. Sucht mich nicht. Grüße die Geschwister und Großmutter.

F."

Großmutter ließ die Dorfleute aufbieten. Niemand hatte etwas über Fredrique mitzuteilen. Die Landstraße hatte niemand passiert, weder zu Fuß, noch zu Pferd oder Wagen. War Fredrique fort, so konnte sie uns nur auf dem Seewege verlassen haben.

An jenem Abend weinten wir uns in den Schlaf. Großmutter allein schien nicht mehr berührt zu sein, als habe der Fuchs ein Entlein geholt.

Linköping, den 4. März 1848.

Heute war ich zum Hochamt im Dom und hörte Bischof Hedrén. Wohl ist die Kirche wunderschön, und die Predigt war gewiß vortrefflich, aber trotz alledem und trotz der herrlichen Orgel fühlte ich eine Sehnsucht nach der Kirche von Bravalla.

Jeden Sonntag, wie das Wetter auch sein mochte, fuhren wir dorthin. Die Kirchenstühle des Gutshofs waren am weitesten vorn; die Herrschaftsstühle standen sogar im Chor selbst, zu beiden Seiten des Altars. Da alle Frauen auf der linken Seite der Kirche saßen, stand unsere Bank somit zwischen Altar und Kanzel. Sie war immer ganz vollbesetzt, die Bank gegenüber jedoch stand meistens ganz leer, denn Vater und unser einziger Bruder waren ja so selten zu Hause.

Gerade gegenüber von uns, über den leeren Sitzen, hing an der weißgekalkten Wand ein großes Epitaph. Es war ein großes, schönes Wappenschild mit dem schwarzen Vogelkopf der Greife und von goldenem Gerank umgeben. Darunter stand mit Goldbuchstaben auf schwarzem Grunde eine lange lateinische Inschrift, von der ich von meinem Platz aus deutlich Mauritz

Birgersson Grips Namen entziffern konnte. Unter dem Epitaph hing an zwei eisernen Nägeln ein einfacher Degen mit Messinggriff, der in halb vermoderten Trauerflor gehüllt war. Er hatte früher dem Bärengreif gehört.

Der Altar trug eine Decke aus rotem Sammet mit Stickerei. Darüber lag eine weiße Spitzendecke, die die schöne Sigrid Svanehielm der Kirche geschenkt hatte; sie hatte sie mit ihren weißen Händen einst selbst verfertigt. Auf dem Altar stand ein großer Schrein mit Schnitzereien und Malereien, die zu denen gehörten, die die alten Greife aus dem dreißigjährigen Krieg mitgebracht hatten. Zu beiden Seiten des Altars waren schwarze Tafeln für die Nummern der Gesangbuchverse angebracht, und über dem Chor hing eine große Messingkrone vom Dach herab; ihren Abschluß bildete eine dicke Kugel mit einer langen Inschrift.

Wie liebte ich die kleine Kirche! Wenn auch die Orgel nicht sonderlich wohltönend war, wenn der alte Geistliche auch stockend und schläfrig predigte, so erfüllte doch immer Andacht das Herz. Und dann all die Erinnerungen, die einen dort umwehten. Hier, gerade

vor unserer Bank, war eines Morgens, als die Kirchgänger sich einstellten, Sigrid Svanehielm ohnmächtig gefunden worden, und niemand hat je zu sagen gewußt, wie und warum sie mitten in der Weihnachtsnacht dorthin gekommen war. Nun schläft sie in der Grabstätte jenseits der südlichen Mauer. Von meinem Platz in der Bank kann ich die dunkle, von Kupferrost überzogene Tür sehen, auf die der kleine Gang zwischen Vaters Bank und den Plätzen der anderen Gemeindemitglieder zuläuft. Über der Türe hängt ein hölzernes Kruzifix.

Ach, wenn ich so zurückdenke, ist es mir, als säße ich noch einmal als Mädchen mit Flechten um die Ohren auf meinem Platz in unserer Kirche. Droben auf der Kanzel steht der alte Pfarrer mit einem Taschentuch in der Hand. Ganz rechts in der Bank sitzt Großmutter, kerzengerade aufgerichtet und die langen mageren Hände unbeweglich übereinandergelegt. Ihr zunächst unsere Älteste, lang und eckig, ebenfalls sehr ernst aussehend; erst das Verlesen der Aufgebote erweckt ihr Interesse. Zwischen ihr und mir Fredrique, deren stolze braune Augen rasch über die versammelte Gemeinde gleiten oder einem Vogel folgen, der sich in die Kirche verirrt hat

und nun ängstlich von dem Helm über dem Epitaph der Greife zu der Taube auf dem Dach der Kanzel und von dort nach der Krönung des Orgelwerks flattert, wahnsinnig vor Angst über all seine vergeblichen Fluchtversuche aus den verschlossenen bleigefaßten Scheiben. Und mir zur Linken die kleine Anne Madelaine mit Großmutters Gesangbuch, das so große Buchstaben hat und in dem zu lesen sie gerade erst gelernt hat. Von Großmutter unbemerkt, ist sie nach mehreren erfolglosen Versuchen, ihr Gähnen zu unterdrücken, eingeschlafen, den Kopf an mich gelehnt. Ganz links Schwester Anne Charlotte, klein und untersetzt, mit einem kleinen Grübchen im Kinn. Jetzt runzelt sie bekümmert die Augenbrauen. Sie hat wohl Angst, daß der Pastor nicht rechtzeitig aufhört und ihr schöner Kalbsbraten daheim im Ofen anbrennen könnte!

Norra Vi, den 4. Juli 1848.

Heute früh, als ich an meine grüne Reisetasche ging, um mir ein paar Kleinigkeiten herauszusuchen, die auszupacken ich nicht für der Mühe wert gehalten hatte, fielen meine Augen auf dieses Buch, das ich von Linköping mitgenommen habe. Armer alter Freund, der du mir so viele einsame Stunden hast vertreiben helfen — du hast gewiß schon geglaubt, daß ich dich ganz und gar vergessen hätte! Es sind schon mehrere Monate her, seit ich zuletzt schrieb. Doch es lag nicht daran, daß ich nicht gewollt hätte. Der Frühling war so kühl und ungesund. Ich glaube auch, ich hatte das letztemal in der Kirche zu wenig an. Seither bin ich nicht wohl gewesen und hatte nie rechte Lust zu Schreibereien.

Nun hat dieser von Gott gesegnete schöne Juli mir neue Kräfte geschenkt. Die alte Jacquette Stjernfeldt fühlt sich elastisch und frisch wie zuvor. Aber hier ist es auch zu behaglich. Die liebe Anne Charlotte ist so herzensgut zu mir und Fagerberg wie immer gemütlich und gut zu leiden. Die beiden passen so ausgezeichnet zusammen. Freilich hält *sie* das Heft auch fest in der Hand.

Fagerberg sieht jetzt viel vornehmer aus, als zu der Zeit, da er jünger war. Seine Farben haben sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit den Jahren gemildert, seitdem sein Haar ihm allmählich ausgefallen ist und sein Bart angefangen hat, grau zu werden. Das braune Hauskäppchen mit dem Weinblattornament aus Stahlperlen, das ich ihm zu Weihnachten schenkte, steht ihm vortrefflich, und wenn er, das Käppchen auf und in seinen braunen Schlafrock gehüllt, in seinem Zimmer zwischen Kachelofen und Schaukelstuhl hin- und hergeht und sich die nächste Predigt zurechtlegt, kann man gar nicht anders, als ihn so recht von Herzen lieb haben. Noch immer hat er seinen guten Humor, aber niemals wird er irgendwie scharf in dem, was er sagt.

Heute erzählte er uns, als wir zusammensaßen und Johannisbeeren abstreiften — Daniel war auf dem Meere segeln — wie es zugegangen war, daß er damals Mut gefaßt hatte, um Anne Charlotte anzuhalten. Es war das Jahr nach Großmutters Tod. Anne Charlotte war nach Eksjö gereist, um unserem Bruder Hans bei der Einrichtung seines kleinen Junggesellenheims behilf-

lich zu sein, denn er hatte nun eine Schwadron Husaren bekommen. Da kam plötzlich auch Fagerberg in die Stadt. Er besuchte unseren Bruder gleich. Hans und Fagerberg waren noch von früher her gute Freunde, und wenn sie so manchmal des Abends zusammen im Ratskeller einen Toddy tranken, sprach ihm Fagerberg von seiner Neigung für Schwester Anne Charlotte. Zuerst war Hans ungezogenerweise in helles Gelächter ausgebrochen und hatte sich gar nicht wieder beruhigen können. „Ein Kardinal und heiraten!“ hatte er endlich gerufen, als er wieder reden konnte. „Nimm sie, meinetwegen nimm sie dir gern, wenn sie dich will, was ich allerdings bezweifeln möchte. Hast du sie denn schon gefragt?“

Nein, das hatte Fagerberg zwar nicht, wenigstens nicht so gerade heraus, aber — —

Das war nun freilich eine schlimme Geschichte; aber Hans wollte ihm beistehen. Schon am folgenden Tage sollte es geschehen. Sie verabredeten sich also auf den nächsten Morgen um zehn Uhr, um Anne Charlotte einen Besuch abzustatten.

Als sie sich Tags darauf trafen, hatte Fagerberg sich

in seinen besten Anzug geworfen. Unser Bruder musterte ihn und sagte dann:

„Mein lieber Bruder Kardinal, deine Wangen sind von einer zu auffallenden Röte. So geht das nicht — du siehst sonst gar zu vollblütig aus. Komm, laß dir raten."

Und Hans führte ihn in die nächste Barbierstube und hieß den Feldscher, ihm zur Ader zu lassen. Fagerberg ließ es gutwillig mit sich geschehen. Als sie aber wieder auf der Straße waren, sagte Hans, nachdem er ihn genau betrachtet hatte:

„Lieber Efraim Nathanael, so geht's auch nicht. Nun bist du gar zu blaß. Glaubst du, daß Anne Charlotte dich haben will, wenn du so käseweiß aussiehst? Dem müssen wir erst abhelfen."

Worauf Hans ihn in den Ratskeller führte und ihm eine Kanne glühheißen Grog bestellte.

Wiederum fügte Fagerberg sich, denn Hans war ja sein Freiwerber bei Anne Charlotte. Aber wackliger auf den Beinen hatte er sich nie in seinem Leben gefühlt, weder vorher noch nachher.

„Du tatest mir so schrecklich leid, mein Alter, wie dich

Hans an jenem Morgen so zur Türe hereinschob," unterbrach ihn hier Anne Charlotte. „Ich glaube, deswegen — habe ich dich überhaupt nur genommen."

„So, da habe ich es also meinem seligen Schwager zu verdanken, daß ich dich bekam," versetzte Fagerberg mit gutmütigem Spott. „Hätte er sich unser nicht auf seine Weise angenommen, so liefst du vielleicht heute noch als unverstandene Frau herum."

„Ach mein Gott, lieber Alter, rede doch nicht so unchristlich daher," sagte Anne Charlotte und schlang ihre Arme um Fagerbergs Hals, so daß Käppchen und Brille in Gefahr gerieten. Und indem sie ihn auf die Stirne küßte, fuhr sie fort: „Wie hätte ich denn jemals ohne dich leben können!"

Ja, die Liebe ist etwas Wunderbares. Wie leer wäre das Leben, wenn man nicht jemand hätte, der einem so recht ans Herz gewachsen ist. Ich verstehe nur nicht, wie es möglich ist, daß eine Frau während ihres Lebens mehr als einen E i n z i g e n lieben kann. Doch es gibt wirklich Herzen, denen es gegeben zu sein scheint, mehr als e i n m a l zu lieben; sie müssen freilich von sonderbarer Beschaffenheit sein.

Dabei fällt mir die alte Frau vom Ribbingshof ein, die jetzt hier in der Kirche begraben liegt. Ich hörte gestern ihre Geschichte, als wir zum Mittagessen beim Kammerherrn waren, der Fagerbergs „Patron" ist.

Sie war die einzige Tochter des Besitzers dieses großen schönen Gutes gewesen. Es war schon lange her, ich glaube, zur Zeit Adolf Fredriks. Dann verheiratete sie sich mit ihrer Jugendliebe, einem Baron Leijonhjelm. Baron Leijonhjelm starb. Seine Witwe war untröstlich. Sie wollte sich nicht von den sterblichen Überresten des Geliebten trennen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er in der Kirche beigesetzt werde, obgleich diese ja nur ein ganz kleines Ende vom Gutshof entfernt liegt. So ließ sie ihn unter ihrem Fenster beerdigen. Und wenn sie des Abends hinausschaute, schien der Mond auf den blumengeschmückten Grabhügel zu ihren Füßen.

Sieben Jahre später aber verliebte sie sich in den starken Hauptmann Fredrik Ulrich Ridderborg und reichte ihm ihre Hand. Bis zu ihrem seligen Ende wohnten die beiden hier auf Ribbingshof. Leijonhjelms Grab-

Hügel ist nun von Jasmin und alten vermoosten Flie-
derbüschen überwuchert.

Daß ein Frauenherz wirklich mehr als einmal blühen
kann!

Norra Vi, den 5. Juli 1848.

Heute regnet es. Schwester Anne Charlotte macht unten in der Küche Stachelbeeren ein, und Fagerberg ist auf einer Visitationsreise. A propos Stachelbeeren — ist es nicht wirklich merkwürdig, wie obstinat die Jugend von heutzutage ist. Das liegt wohl im Geist der Zeit. In allen Ländern scheint es jetzt zu gären und zu sieden. Also die Sache war die, daß gestern, als Anne Charlotte und ich eifrig dabei waren, die Stachelbeeren, die wir in große Steinkrüge geschüttet hatten, auf Flaschen zu füllen, Daniel vom Segeln heimkam. Nun weiß doch jedermann, daß es, wenn man Gläser mit Stachel- oder Wachholderbeeren verkorkt, von Wichtigkeit ist, daß keine Luft hineingerät. Wir hielten deshalb natürlich, während wir die Beeren in den Flaschenhals gaben, den linken Daumen über die Flaschenöffnung und nahmen ihn nur fort, wenn wir eine Beere hineinfallen lassen wollten. Daniel beobachtete unsere Arbeit eine Zeit lang stillschweigend, dann fragte er Anne Charlotte:

„Liebe Mutter, warum hältst du eigentlich den Daumen über die Flaschenöffnung?"

„Weißt du das nicht, mein Jungchen? Es darf doch keine Luft hineinkommen."

Da brach Daniel in ein schallendes Gelächter aus. War da nun etwas zu lachen dabei? Anne Charlotte wurde natürlich ärgerlich, Daniel aber lachte nur noch mehr und sagte, das sei das Unsinnigste, was ihm seit langem vorgekommen sei.

Im Herzensgrund ist Daniel ein sehr lieber und braver Junge, aber er hat die unartige Gewohnheit an sich, uns Alte zum besten haben zu wollen, uns, die wir ihn doch so lieb haben und die er im tiefsten Herzen wieder lieb hat. Dieser Tage wollte er mir zum Beispiel einreden, daß man, wenn ich nicht irre, in Sibirien, riesige Elefanten in Eisberge eingefroren aufgefunden habe. Es war wirklich ein Glück für meinen guten Daniel, daß Efraim Nathanael das nicht hörte, sonst hätte er den jungen Herrn wohl ordentlich mores gelehrt! Mir fiel es natürlich nicht ein, darüber böse zu werden oder gar Fagerberg ein Wort davon wiederzuerzählen. Ich mag den Jungen nun einmal gut leiden, wie er auch sein möge.

Wenn man denkt, daß es vielleicht einmal Daniels

los sein kann, die Kette von Schloß Bravalla zu tragen! Wer weiß! Ich würde sie ihm von Herzen gönnen, vorausgesetzt, daß er erst Zeit gefunden hätte, seinen Charakter zu festigen. Seit drei Jahren liegt sie nun unter Siegel im königlichen Justizgebäude zu Jönköping, und lange haben wir nichts mehr über die Sache gehört. Fredriques Sohn soll in der Tat am Leben sein, wenngleich man bis auf weiteres seine Spuren verloren hat. Wie würde ich mich freuen, wenn man ihn fände! Ich glaube und — Gott verzeih es mir — hoffe ja nicht einmal, daß ich in sieben Jahren noch leben werde. Aber sich vorzustellen, daß dann ich, Jacquette Stjernfeldt, Fideikommißinhaberin werden würde, falls der junge Spiegel bis dahin nicht gefunden ist und auch kein Kind von ihm! Übrigens finde ich, um offen zu sein, auch nicht, daß, wenn Anne Charlotte das Gut bekäme, der gute Fagerberg ins Schloß passen würde. Vielleicht ist das ein Vorurteil von mir armer einsamer Frau — aber je länger ich lebe, desto stärker wird die Überzeugung in mir, daß ein Mensch in sein Milieu passen muß. Es gehört ja eigentlich so wenig dazu, sich ein eigenes Milieu zu schaffen. Es fällt mir ein

wenig schwer, das auszudrücken, was ich damit meine, aber könnte man sich beispielsweise nicht einen Tisch, einen Stuhl und eine Blume in einem Glase denken, die zusammen nur zu einer gewissen Person oder einer gewissen Art von Menschen paßten? Wäre der Tisch aus Birke und hätte eine Wachstuchdecke, der Stuhl breit und mit abgenutzten Lederkissen, und die Blume — sagen wir, eine Päonie in einem Wasserglas, so würde dieses Milieu vortrefflich zu dem guten Fagerberg passen. Wäre es aber ein Rokokotisch mit vergoldeten Beschlägen und der Stuhl mit Seide bespannt und die Blume eine „Souvenir de Malmaison“, so möchte sich der gute Efraim Nathanael recht schlecht in dem Stuhl ausnehmen, und, da er ein anspruchsloser und einfacher Mensch ist, sich vermutlich auch sehr unglücklich darin fühlen. Es ist eigentlich verwunderlich, wie wenige Menschen ein Gefühl für so etwas haben. Ich muß hier die Worte anführen, die Sjöbom zu sagen pflegt (weiß der Himmel, wo er die Redensart aufgeschnappt haben mag): „Der Mensch muß alleweil ans Decorum denken.“

Norra Vi, den 6. Juli 1848.

Was ist das heute für ein herrlicher Tag! Die Sonne leuchtet auf dem goldenen Kreuz der hohen weißen Kirche; alles wird schöner in ihrem Licht. Die Kornblume, die Blume von Ostgotland, leuchtet blau aus dem gelben Roggenfeld zwischen der Kirche und dem Pfarrhof, und ich höre ein Rebhuhn seine Jungen locken.

Wie friedlich und still ist es auf dem Lande. Die Menschen haben sozusagen mehr Ellbogenraum und puffen einander nicht so, wie in der Stadt. Wohl gefällt es mir gut in meinem kleinen Linköping, wo es so viele gute und feine Menschen gibt, warum aber sprechen fast alle hinter dem Rücken so häßlich voneinander? Ach, wenn sich die Menschen doch nur ein bißchen weniger um die Angelegenheiten ihres Nächsten bekümmern wollten! Wie oft werden gerade dessen schönste und feinste Gedanken mißverstanden und angetastet. Warum muß nur immer, sobald zwei oder drei Frauen beisammen sind, zu allererst das Liebesleben fremder Menschen hervorgezogen, zerstückelt und verspottet werden? Geschieht das wohl aus Schlechtigkeit und Roheit? Oder vielleicht nur ganz einfach aus Neid?

Mehr als einmal mußte ich an unsere kleine Schwester Anne Madelaine denken, wenn ich beim Teekränzchen harte und herzlose Aussprüche über den Fehltritt irgend einer Abwesenden anhören mußte. Wie würden es sich diese wohlanständigen, kritischen Damen haben angelegen sein lassen, ihr Andenken zu schmähen und zu besudeln, falls sie ihre Geschichte erfahren hätten! Und doch steht sie vor meinem Auge als meine schönste, vielleicht lichteste Lebenserinnerung. Sie fiel, doch sie hatte geliebt. Es kostete sie das Leben, sie aber dankte bis zu ihrer letzten Stunde Gott, weil er ihr in seiner unbegreiflichen Gnade so viel Glück geschenkt habe!

Auch ich habe Gott für vieles zu danken. Es ist ja so wunderbar, während so vieler Jahre eines Mannes Liebe besessen zu haben. Und vielleicht eine noch größere Gnade, ihn haben lieben zu dürfen und zu können.

Es ist so stille hier unter der großen Esche. Der Tag ist so unbewegt, es ist, als sei heute die ganze Welt eitel Stille und Ruhe. Wenn ich mich je entschließen könnte, einmal meine eigene Geschichte zu erzählen, so weiß ich gewiß, daß es nur an einem solchen Tage geschehen könnte.

Aber es ist so schwer. Und doch ist sie so einfach.

Er hieß Johannes Justelius und war der Sohn einer armen Witwe, deren Mann Hilfsprediger gewesen war. Er wurde der erste und einzige Hauslehrer meines Bruders Hans.

Er hatte helles, lockiges Haar und große blaue Augen. Und er schrieb so schöne Verse.

Er war Student und ich war erst vierzehn Jahre, als wir uns auf Schloß Bravalla zum ersten Male sahen. Wie hätten wir da wohl ahnen können, was wir einander werden sollten.

Zwei Jahre blieb Johannes in Schloß Bravalla. Als er schließlich nach Upsala zurückreiste, um den Magistergrad zu erwerben, waren wir heimlich verlobt. Niemand außer uns beiden wußte darum. Johannes sollte erst etwas werden, ehe er um meine Hand anhielte. Ich gab ihm mein Wort, auf ihn zu warten.

Mit Auszeichnung holte sich Johannes seinen Magisterkranz. Ich selbst hatte ihn aus den Blättern der Lorbeerbäume gebunden, die zu beiden Seiten der Gartentreppe standen, und es glückte mir, ihn zu rechter Zeit nach Upsala zu schaffen.

Johannes wurde ultimus bei der Prüfung. Aber er hatte sich dabei überanstrengt. Später bekam ich zu wissen, daß er auch sehr schlecht gelebt hatte. Er war ja so arm.

Am liebsten hätte nun Johannes den gelehrten Weg eingeschlagen. Sein Hauptinteresse war Literaturgeschichte. Professor Atterbom, der sein Lehrer und zufällig auch sein Promotor war, wollte, daß er bei der Akademie bliebe. Doch Johannes entschied sich für den Lehrerberuf. Auf diese Weise hoffte er es am schnellsten zu einem kleinen Einkommen zu bringen.

Großmutter war gestorben. Sie hinterließ, wie ich vorher schon erwähnte, zu aller Welt Überraschung nicht das geringste Vermögen — nur Bravallahaus, das Fideikommiß war, und die Schulden des armen Papa und dessen Bürgschaftsverbindlichkeiten für seinen Herzog.

Wir standen ebenso weit von unserem Ziele entfernt, wie zuvor.

Johannes wurde Adjunkt am Gymnasium zu Västeras. Aber seine Einkünfte waren noch so klein, daß alles, was er sich am Munde absparen konnte, an seine

Mutter gehen und zur Abtragung der während seiner Studienzeit gemachten Schulden dienen mußte.

Indessen hatte Johannes sich zum Priester weihen lassen, und im Sommer, wenn er Schulferien hatte, konditionierte er im Stift. Da wurde er endlich eines Tages ganz unvermutet als vierter Probeprediger der Gemeinde Kvarsebo, die Bravalla gerade gegenüber liegt, aufgestellt und zu unserer unsäglichen Freude mit großer Majorität gewählt.

Am Tage, nachdem der König seine Wahl bestätigt hatte, suchte er Bruder Hans auf und hielt um meine Hand an. Bruder Hans fand allerdings, es wäre genug an einem Pfarrer in der Familie, aber da er Justelius immer gut hatte leiden mögen, gab er seine Einwilligung und versprach, daß er und Schwester Henriette, die seit Großmutters Tode ja das Hauswesen in Bravallahaus führte, uns die Hochzeit ein paar Tage vor Justelius' Pastoratsantritt ausrichten würden.

Welche glückliche Woche verbrachten wir vier Geschwister damals auf Schloß Bravalla. Hans kam mit Johannes im Jagdwagen angefahren, und dann feierten wir Verlobung. Es war gerade am Johannis-

tag, und wir tanzten alle um den Johannisbaum, während die Geigen den alten Bravallatanz spielten. Dann fuhren wir durch die Bucht und statteten dem Pfarrhaus in Kvarsebo einen Besuch ab, dem Haus, das unser zukünftiges Heim werden sollte. Es lag so schön droben im Hochwald. Groß war es ja nicht, aber die kleinste Hütte hätte uns ein Palast geschienen.

Johannes, der noch ein Jahr warten mußte, ehe er seine neue Stelle antreten konnte, blieb vorläufig in seiner alten und gab dazu Schulunterricht. Mit jeder Post schrieben wir einander. Johannes' Briefe atmeten eine solch innerliche Freude. Er sehnte sich nur nach dem Ende des dunklen Winters. Dann und wann machte er ein kleines Gedicht oder sandte mir eine Abschrift von Versen Tegnérs oder eines anderen Dichters. Doch je weiter die Zeit fortschritt, desto wirrer und unverständlicher fand ich seine Briefe.

Mitunter hatte er solch wunderliche Ideen. Einmal schrieb er, er spare jetzt, um später für unsere Ausstattung ein Service aus reinem Gold zu kaufen. Porzellan könne er nicht leiden, das sei so zerbrechlich. Und Silber oder Zinn seien so armselig. Nein, Gold sollte es sein,

und er werde es von Hamburg bestellen. Es war ganz klar: er war überanstrengt. Ich tröstete mich damit, daß bald die Hochzeit sei, und dann wollte ich schon gut für seine Gesundheit sorgen.

So wurden wir aufgeboten. Johannes konnte sich von seinem Schuldienst nicht frei machen, doch schickte er mir als Aufgebotsgeschenk ein breites goldenes Armband mit echten Perlen. Es war sehr schön, aber ich mußte nur immer denken, daß es unnötig kostbar und viel zu auffallend sei, um von einer so schlichten kleinen Pfarrersfrau getragen zu werden, wie ich eine sein würde.

Wie freundlich und gut waren alle. Von den Geschwistern und von Yhléns auf Allond kamen schöne und wertvolle Geschenke. Von Bruder Hans bekamen wir einen Wagen und ein Paar Pferde. Ich hatte meine ganze Aussteuer zu Hause längst vollendet. Dabei war mir Großmutters großer Leinwand- und Drillichvorrat gut zustatten gekommen.

Und dann kam der Hochzeitstag. . .

Es war bestimmt, daß ein Teil der Gäste, und mit ihnen Johannes, am Morgen auf Schloß Bravalla ein-

treffen sollte. Seine stille und freundliche Mutter war bereits am Tage zuvor von Linköping angekommen. Es sollte zuerst ein einfaches Frühstück eingenommen werden, und darauf wollten wir allesamt zur Kirche fahren, wo uns der Pfarrer und die Nachbarn erwarten würden. Nach der Trauung sollte eine große Mittagstafel auf Schloß Bravalla stattfinden, und am Abend wollten dann Johannes und ich über die See nach unserem neuen Heim fahren, das uns jetzt in schönster Ordnung inmitten seiner Fliederbüsche erwartete.

Was mich selbst betraf, so sollte ich meinen Bräutigam nicht sehen, bevor wir in den Wagen stiegen. Schwester Henriette und das Hausmädchen halfen mir, mein Hochzeitskleid anzuziehen und den kleinen Myrtenkranz aufzusetzen.

Nach und nach kamen die Gäste an. In meinem Kopfe drehte sich alles! Endlich! Endlich, nach so langen Jahren!

Jeden Augenblick erwartete ich, die liebe Stimme von unten heraufschallen zu hören. Aber Johannes ließ auf sich warten. Es war ihm doch kein Unglück zugestoßen?

Ich merkte meiner Schwester an, daß sie ein wenig unruhig wurde, und das machte mich etwas beklommen, denn sie pflegte sonst immer so gelassen zu sein.

Endlich hörte man einen Wagen vorfahren. Ich fühlte, daß er es war. Aber ich saß vor dem Spiegel, und Henriette war gerade im Begriff, mir den Kranz ins Haar zu flechten, so daß ich nicht zum Fenster eilen und hinuntersehen konnte. Ich hörte, wie Bruder Hans ihn auf der Treppe begrüßte und ihm auf die Schulter klopfte.

Gott sei Dank, daß er da war! Ich hatte so fürchterliche, böse Ahnungen gehabt. Endlich saß der Kranz, und der Schleier lag gestärkt und zum Aufstecken bereit auf dem Bett.

Da saß ich und wartete. Wie mein Herz klopfte! Aber es dauerte und dauerte. Würden die da unten denn nie fertig werden?

Endlich ging die Tür auf.

Schwester Anne Charlotte, die an Henriettes Stelle die Gäste empfangen sollte, kam herein. Sie sah bleich und verstört aus.

„Johannes scheint krank geworden zu sein," sagte sie.

„Johannes krank!" rief ich und wollte hinab eilen. Schwester Anne Charlotte aber hatte sich vor die Tür gestellt und hielt mich zurück.

„Nein, Schwesterchen, du nicht! Bleib du hier, wir werden schon für ihn sorgen!“

Ich war in Tränen ausgebrochen. Vergebens suchte Henriette mich zu trösten.

„Es geht schon wieder vorüber,“ sagte sie. „Es geht schon vorüber.“

Da erklangen Schritte auf der Treppe. Es war Bruder Hans. Er war in Galauniform. Er sah sehr aufgeregt aus. Ich bemerkte, daß sein sonst so sorgfältig behandeltes Toupé in Unordnung geraten war.

Er blieb in der Tür stehen.

„Jacquette, meine gute Schwester,“ sagte er. „Ich fürchte, daß wir die Hochzeit aufschieben müssen. Johannes ist nicht ganz wohl. Aber wir hoffen, daß es vorüber geht.“

„Ich will zu ihm hinunter,“ rief ich.

„Nein, nein, unter keiner Bedingung,“ antwortete Hans und vertrat mir mit ausgebreiteten Armen den Weg. „Ich verbiete es dir!“

„Hans, sprich, was ist es?“ fragte ich.

„Er ist gemütsleidend,“ sagte Hans langsam und mit

Nachdruck. „Du kannst dich nicht einem geisteskranken Menschen antrauen lassen."

Da kam Johannes' Mutter ins Zimmer, die liebe kleine Pfarrersfrau. Weinend warf sie sich an meine Brust.

„Kind, mein Kind," schluchzte sie. „Der Herr hat uns hart gestraft! Unser lieber geliebter Junge hat seinen Verstand verloren!"

Es war nur allzu wahr. Bereits unterwegs hatte er sich so sonderbar benommen, daß zumal diejenigen, die ihn nicht kannten, ganz bestürzt waren. Bei Tische war er dann aufgestanden und hatte eine so verworrene Rede gehalten, daß man ihn gewaltsam zum Hinsetzen veranlassen mußte. Da war er tobsüchtig geworden. Die andern sahen sich gezwungen, ihn zu binden. Es war kein Zweifel — er war wahnsinnig.

Ich will mich kurz fassen. Mein Johannes, dessen helle Augen so geistreich blitzen konnten, war unheilbar geisteskrank. Er wurde in das Hospital von Vadstena gebracht und starb dort nach zwei Jahren, ohne je wieder auch nur einen einzigen lichten Augenblick gehabt zu haben.

In der Nacht, bevor Johannes starb, schlief ich in Schloß Bravalla. Ich erwachte davon, daß Ratten im Zimmer umherliefen. Augenblicklich ahnte ich, daß das Johannes gelte. Wie bitterlich weinte ich da, und dennoch konnte ich nicht anders, als in meinem Herzen Gott danken, der ihn nun von seiner Pein erlöst hatte. Ein Trost für uns alle war nur, daß das, was ihn gebrochen hatte, zuviel Glück gewesen war. Er hatte ja solange eine so starke Sehnsucht mit sich herumgetragen!

Was mein weiteres Schicksal betrifft, so ist es rasch erzählt: ich hatte meinen Johannes versprochen zu warten — und ich warte.

Norra Vi, den 12. Juli 1848.

Wie ich eben in diesem Buche blättere, finde ich, daß meine Aufzeichnungen über unsere schöne Schwester Fredrique mit ihrem plötzlichen Verschwinden aus Schloß Bravalla und der Bestürzung und Sorge, in die unser Schwesternkreis dadurch versetzt wurde, abbrechen.

Nun also, es verging Woche auf Woche, ohne daß wir etwas von ihr hörten. Ein oder der andere Außenstehende glaubte, sie sei in die See gegangen, wenngleich niemand einen anderen Grund dafür anzugeben vermochte, als daß vielleicht Großmutter sie zu streng behandelt habe. Wir Geschwister freilich wußten aus ihren wenigen Zeilen, daß sie, wenigstens bei ihrem Verschwinden, mit solchen Plänen nicht umgegangen war, und wir errieten den Zusammenhang gut genug, obwohl wir uns nicht erklären konnten, wie die Entführung — denn daß eine solche vorlag, darüber gaben wir uns nicht dem mindesten Zweifel hin — ins Werk gesetzt worden war.

Erst nach mehreren Monaten bekamen wir einen Brief, der von Newcastle-on-Tyne datiert und an Henriette gerichtet war. Sie schrieb darin, daß sie sich in Söder-

köping heimlich mit ihrem Kapitän, dessen Name Heinrich Spiegel war, verlobt und ihm versprochen habe, ihm zu folgen, sobald er bereit sei, sie zu holen. Da Fredrique ihm gesagt hatte, daß Großmutter schwerlich ihre Einwilligung dazu geben würde, daß sie sich heirateten, hatten sie beschlossen, dies ohne ihr Wissen und ihre Erlaubnis zu tun.

Heinrich wohnte mit seiner alten Mutter zusammen in Blankenese bei Hamburg, wo er ein kleines Haus mit einem Garten besaß. Die prächtige Bark „Seeadler" gehörte ihm zum größeren Teil selbst. Sie hatten nun ausgemacht, daß er nach seiner Heimkehr erst alles für ihre Ankunft vorbereiten und in Stand setzen, im nächsten Frühjahr aber, wenn er wieder seine Fahrt nach Nordschweden machte, sie holen und mitnehmen sollte, falls sie bis dahin noch immer willens wäre, ihm zu folgen.

Der Brief, den Fredrique kurz vor ihrem Verschwinden erhalten hatte, enthielt die Mitteilung, daß ihr Verlobter mit dem „Seeadler" zwischen Öresund und Arkö kreuze und sie nachts zu bestimmter Stunde mit einem kleinen Segelboot unterhalb des Schlosses abholen werde.

Fredrique hatte sich keinen Augenblick besonnen. Zur festgesetzten Zeit hatte das Boot sie an der Landebrücke erwartet. Am Steuer saß ihr Heinrich, und an seiner Seite fuhr sie voll von Glück und Jubel dem Unbekannten entgegen.

In der hellen Sommernacht sah sie die weißen Mauern von Bravallahaus für immer hinter sich entschwinden. Wohl dachte sie der lieben Schwestern — doch vor ihr lag die Freiheit, die Welt!

In Deutschland hatten sie sich nicht trauen lassen können, denn ihr fehlten die notwendigen Papiere; aber nun war das in England geschehen. Vorher hatte sie nicht nach Hause schreiben wollen, um, wie sie sich ausdrückte, die gute Henriette nicht gar zu sehr zu „shokkieren".

Im übrigen war in dem Brief hauptsächlich vom Meer die Rede.

Großmutter erwähnte, solange sie noch lebte, Fredriques Namen niemals mehr, und auch wir wagten ihn in ihrer Anwesenheit nicht zu nennen. Doch als sie gestorben war, fanden wir in ihrem Sarg oben auf dem Boden eine kostbare alte Diamantbrosche, in einen

schmutzigen Papierfetzen eingewickelt, auf dem stand: „Für Fredrique, im Falle sie infolge ihrer dubiösen Heirat in Misère geraten sollte.“ Dieses Schmuckstück sandten wir unserer Schwester — natürlich ohne den Zettel beizufügen! — durch den schwedischen Konsul in Hamburg.

Wir schrieben öfters Briefe, bekamen aber selten Antwort. Einmal schrieb sie von Durban in Südafrika, sie habe einen kleinen Jungen bekommen, der dort vom englischen Pastor getauft worden sei und nach seinem Großvater den Namen Jacques erhalten habe. Von ihrem Mann aber berichtete sie wenig, nur die notdürftigsten Angaben über bevorstehende Reisen usw. Schließlich hörten ihre Briefe gänzlich auf.

Nach Großmutters Tode hatten wir uns mit dem schwedischen Konsul in Hamburg in Verbindung gesetzt, durch dessen Vermittlung Fredriques kleines Erbe und, wie gesagt, auch die schöne Diamantbrosche ihr zugestellt wurde. Als dann unsere Schwester gar nicht mehr schrieb, wandten wir uns wiederum an das Konsulat, um Erkundigungen einzuziehen.

Leider war das, was wir erfuhren, wenig erfreulich und kostete uns viele Tränen. Fredrique war tot. Ihr

Mann war nach Amerika gegangen, die alte Frau hatte mit dem kleinen Jungen den Ort verlassen. Niemand wußte, wohin sie sich begeben hatten.

Aus der Auskunft ging hervor, daß Spiegel ein brutaler und rücksichtsloser Mensch war, der sich in den letzten Jahren stark dem Trunk ergeben hatte. Auf einer Fahrt um das Kap Horn hatte er das Unglück, seinen „Seeadler" zu verlieren, und damit war er ruiniert. Er verkam immer mehr, und da er den Namen eines wilden und gefährlichen Burschen hatte, vertraute ihm kein Reeder mehr die Führung eines Fahrzeugs an. Fredriques kleine Erbschaft — und wohl auch das schöne Schmuckstück — hatte er binnen kurzer Zeit durchgebracht. Allem Anschein nach war sie sehr schlecht von ihm behandelt worden. Deswegen hatte sie wohl nie mehr geschrieben. Fredrique war sehr stolz.

Von dem kleinen Jacques haben wir nie etwas gehört. Lebt er noch? Was für ein Mensch ist er? Welche Eigenschaften hat er von seiner herrlichen Mutter geerbt? Welche von seinem beklagenswerten Vater? Wenn er noch lebt, muß er demnächst neununddreißig Jahre alt werden. Und er ist dazu bestimmt, falls er innerhalb

der nächsten sieben Jahre noch auftaucht, die alte Kette der Greife zu tragen und Herr auf Bravalla, dem weißen Schloß unserer Kindheit, zu werden!

Möge Gott in seiner Gnade den lieben Hof in gute und liebevolle Hände kommen lassen!

Norra Vi, den 30. Juli 1848.

Anne Charlotte und ich saßen gestern Nachmittag zusammen und strickten Strümpfe. Es ist wirklich schrecklich, was Jungens alles zerreißen! Nun wollen wir jede drei Paar für Daniel stricken, so daß er genug hat, wenn die Schule anfängt, und damit Madam Löfquist, bei der er wohnt, sieht, daß er aus einem ordentlichen Hause kommt.

Es läßt sich so schön plaudern beim Stricken, und wenn man es gut kann, strengt es die Augen auch gar nicht an. Während wir arbeiteten, kamen wir auf so mancherlei zu sprechen. Die gute Anne Charlotte hat eigentlich kein so besonders gutes Gedächtnis; freilich lebr sie auch nicht so viel in der Vergangenheit wie ich. Sie interessiert sich am meisten für den Tag, den sie gerade vor sich hat, für das, was Fagerberg zum Mittagessen vorgesetzt bekommen soll, für die Kuh, die sich auf der Wiese überfressen hat, oder für Mittel gegen den Rheumatismus der Küstersfrau.

Vielleicht lebe ich deshalb so einsam, weil ich so viel an das denke, was gewesen ist.

„Höre, Jacquette," sagte Anne Charlotte, nachdem

sie eine Weile stumm dagesessen und sich mit der Stricknadel auf dem Kopf gekratzt hatte. „Mit all ihren Fehlern war Großmutter doch ein merkwürdiger Mensch."

„Ja, gewiß," antwortete ich, „aber wie meinst du das?"

„Hm," sagte Anne Charlotte, „ich weiß noch heute nicht, ob ich sie leiden mochte oder nicht. Solange sie lebte, wurde es mir in ihrer Gegenwart stets so beklommen zumute. Auch wenn ich gar kein schlechtes Gewissen zu haben brauchte, war mir immer, als hätte ich die fürchterlichsten Sünden auf dem Gewissen, sobald sie nur in der Nähe war. Glaubst du, daß sie überhaupt ein Herz hatte?"

„Du Liebe, Gute," sagte ich, „alle Menschen haben wohl ein Herz, wenn auch manche sich gewissermaßen schämen, es zu zeigen."

„Ja, aber denk doch, daß sie vor Wut starb!"

Das war nun freilich traurig, wie ich zugeben mußte; wie sehr hätte ich gewünscht, daß Großmutter diese Welt in frommer und christlicher Stimmung verlassen hätte!

Ich will versuchen, in aller Kürze die traurige Be-

gebenheit zu erzählen, aus der man ersehen kann, was für große und schwere Folgen ein unschuldiger Anlaß nach sich ziehen kann.

Bruder Hans war aus Stockholm heimgekommen, wo er zur Krönung des höchstseligen Königs Karl XIV. Johann anwesend gewesen war. Er war Leutnant bei dem Königl. Smaländischen Husarenregiment — übermütig, leichtsinnig, aber gewinnend und artig, und immer voller Einfälle. Als Burschen hatte er einen Husaren namens Lätt, der seinem Herrn wie ein Hund ergeben war. Beide hatten sie zusammen den Krieg mitgemacht.

Lätt war ein lustiger Vogel, der sogleich Leben in das träge Hofgesinde brachte. Er ordnete oftmals Tanzereien in der Dreschtenne an, und Abend für Abend ertönte Geigenspiel. Die Mägde gingen in steter Verzückung einher.

Großmutter war zwar von Herzen froh, ihren lieben Enkelsohn heil und ganz wieder bei sich zu haben, in die neuen Verhältnisse jedoch schickte sie sich recht schwer. Sie hielt zu dem alten Königshause und verabscheute Bernadotte. „Er ist zum Verräter an seinem franzö-

sischen Vaterland geworden," sagte sie, „an seinem Kaiser und an seinem katholischen Gott. Gibt es denn keine Männer in Schweden, daß man einen ausländischen Charlatan ins Land ziehen muß?"

Das war ja nun sehr scharf und unchristlich gesprochen, aber Großmutter hatte nun einmal ihren eigenen Kopf. Denn, mag man von dem seligen König sagen, was man wolle, auf seine Weise war er doch ein ganz tüchtiger Mensch. Und dann hatte er so besonders schönes Haar!

Im übrigen war Großmutter bei guter Laune und trotz ihres hohen Alters — sie stand kurz vor ihrem neunundachtzigsten Geburtstag — rüstig und elastisch wie früher. Noch immer fuhr sie jeden Sonntag zur Kirche, und auf die Angelegenheiten in Haus und Hof hatte sie nach wie vor ein scharfes Auge.

Eines Morgens im Dezember hatte man nun einen kohlschwarzen Widder mit ungewöhnlich schönen, gebogenen Hörnern auf unserem Hof geschlachtet. Husar Lätt, der immer Dummheiten im Kopf hatte, hatte sich das Fell geben lassen, die Hörner des Bocks vergoldet und sich mit Hilfe von allerhand alten Flicken und

Lappen eine Art Verkleidung zurechtgemacht. Am Abend trat er darin in der Gesindestube auf und mimte dort den „gehörnten August", so daß alle, die ihn sahen, sich vor Lachen schüttelten. Auch Hans und Anne Charlotte, die zufällig dazugekommen waren, hatten herzlich über die gelungene Maske und Lätts komische Schauspielkünste gelacht.

Später, am Abend, besprachen wir Geschwister uns über die Feier von Großmutters morgigem Geburtstag, der ja, wie schon früher erwähnt, auf den Luciatag fiel. Noch immer — obwohl wir mittlerweile alle längst erwachsen waren — wurde die alte Sitte treu beibehalten, daß wir uns verkleideten und am frühen Morgen Großmutter mit Schokolade wecken gingen. Auch in diesem Jahre, so beschlossen wir, sollte das geschehen. Hans hatte vom Boden einen alten grünseidenen Leibrock mit großen Taschen, der Großvater gehört hatte, heruntergeholt und dazu eine von dessen weißen Allongeperücken herausgesucht, die noch alle da waren. Die Schwestern und ich wollten uns wie gewöhnlich als Lucias verkleiden und einen Kranz brennender Talglichter aufsetzen.

Da kam Hans auf die unglückselige Idee, Lätt, der ja ein so prachtvolles Kostüm hatte, mitzunehmen. Er sollte den Teufel vorstellen und das Brett mit der Schokolade vor uns hertragen, während wir andern ihm nur zu folgen hätten.

Husar Lätt war wirklich ein ganz echter Teufel. Er nahm das Tablett in die eine Hand, nachdem er erst seinen langen Schwanz über den Arm gelegt hatte, damit er nicht nachschleppte.

„Wir lassen Lätt zuerst hineingehen," sagte Hans, „damit Großmutter auch eine rechte Überraschung hat."

Dagegen hatten wir nichts einzuwenden. Zitternd und verfroren standen wir, bereit, Lätt zu folgen, vor dem Spukkorridor, Hans in seinem grünen Rokokoanzug und der weißen Perücke, Henriette, Anne Charlotte und ich in weißen Kleidern, brennende Lichterkränze im offenen Haar.

„Bataillon marsch!" kommandierte nun Hans.

Der Bursche öffnete die Tür und verschwand, das Brett in der Hand und den Schwanz überm Arm. Seine vergoldeten Bockshörner leuchteten im Flackerlicht der Kerzenkränze auf unseren Köpfen gespenstisch auf.

Wir standen gerade im Begriff, ihm zu folgen, nachdem Hans uns mit einer galanten Verbeugung à l'ancien régime den Vortritt gelassen hatte, als wir plötzlich Großmutter einen Wutschrei ausstoßen hörten, dem ein dumpfer Fall und der harte Laut eines schwer aufschlagenden Metallgegenstandes und zerbrechenden Glases folgte.

Erschrocken starrten wir einander an und eilten hinein.

Der Anblick, der uns erwartete, war fürchterlich.

Auf dem Boden lag wie leblos hingestreckt ein schwarzes, teufelsähnliches Geschöpf mit goldenen Hörnern, und von seinem Kopfe rann Blut zu einer Lache zusammen.

In seiner Nähe lagen die Lampe und Scherben des zerbrochenen Geschirrs. Als wir unsere Augen aber dem Bette zuwandten, gewahrten wir etwas noch Schrecklicheres.

In ihren Kissen saß vornübergebeugt Großmutter. Ihr magerer rechter Arm, von dem der Ärmel ihres gelben Morgenrocks bis zu der Schulter hinaufgeglitten war, war ausgestreckt, selbst die Finger waren gestreckt. Den linken Arm hielt sie an die Brust gepreßt.

Ihr Kopf und der ganze Körper waren nach links geneigt. Ein breiter Streifen ihres glänzend weißen Haares war ihr über das Gesicht gefallen. Auf ihrem dürren langen Hals blinkten ein paar Glieder der Greifschen Familienkette, die aus dem Hemdkoller herausgerutscht war.

Großmutter war tot. Als wir sie in die Kissen zurücklegten, sahen wir, daß aus den Mundwinkeln und aus der stolzen, gebogenen Nase Blut sickerte.

Wie versteinert standen wir Geschwister da. Hans in seinem Kavalierskostüm und der Perücke, Henriette, Anne Charlotte und ich mit offenem Haar und brennenden Talglichtern um den Kopf.

Husar Lätt begann sich zu regen; er richtete sich auf der Hand auf und verschwand, indem er seinen Schwanz durch das Blut nachschleifte, lautlos, als ob er sich schämte.

Was war geschehen?

Vielleicht hatte Großmutter geschlummert und war davon erwacht, daß die Tür aufging. Sie hatte plötzlich im Scheine des in Rüböl schwimmenden Nachtlichtes, das während der Nachtstunden stets in ihren

Zimmern brennen mußte, ein schwarzes Geschöpf mit leuchtenden Hörnern an der Stirn vor sich gesehen. War Großmutter vor Schrecken gestorben? Undenkbar. Hellwach, wie sie zu sein glaubte, hatte sie wohl vermeint, den Teufel in eigener Gestalt hereinkommen zu sehen, und nicht Schrecken, sondern Wut erfaßte sie darob. Deshalb warf sie mit der Lampe und traf den armen Husaren an der Schläfe. Die Aufregung, die Anstrengung waren zu plötzlich und zu gewaltsam gewesen, und daher war, wie der Arzt nachher erklärte, die große Schlagader geplatzt, was ihren sofortigen Tod herbeigeführt hatte.

Unsere Bestürzung und Sorge waren unbeschreiblich. Tief im Innern hatten wir das Gefühl, durch unser kindisches Benehmen, wenn auch nur mittelbar, an Großmutters Tode schuld zu sein, und das quälte uns ganz furchtbar.

Was den Husaren Lätt betraf, so war er bald wieder hergestellt, er blieb aber, solange Hans auf dem Schloß verweilte, stumm und besinnlich. Späterhin äußerte er Hans gegenüber einmal, er habe zwar den Krieg gegen Napoleon mitgemacht, der sei aber Kinderspiel

gegen dieses Erlebnis gewesen. Von jener Zeit an hatte er eine Narbe auf der Stirn, doch erlaubte er, nach dem, was Hans uns erzählte, niemals irgendjemand, davon zu reden.

Norra Vi, den 3. August 1848.

Dieser Tage muß Daniel wieder auf das Gymnasium zurück. Seine sechs Paar Strümpfe haben wir glücklich fertig, seine ganze Wäsche ist durchgesehen, und der Schneider aus Falla ist hier gewesen und hat ihm einen neuen Schulanzug aus hausgewebtem Stoff angefertigt. Er selbst ist sonnverbrannt und braun wie ein Hottentott. Möge er sich nun in der Schule gut führen und sich nicht in Raufereien mit seinen Kameraden einlassen, sondern seinen guten Eltern Freude machen!

Gestern kam unser lieber alter Fagerberg an, als wir gerade dabei waren, Kirschen auszusteinen. Wir saßen auf unserem gewohnten Platz in der Fliederlaube, jede einen Steintopf auf den Knien und mit gezückter Haarnadel. Er stellte sich vor uns hin, ohne etwas zu sagen, aber an seiner Art, mit den Augen zu zwinkern, erkannte ich, daß er eine Überraschung für uns in petto hatte.

Anne Charlotte, die augenscheinlich das Zwinkern auch bemerkt hatte, sagte schließlich:

„Na, mein Alterchen, was ist mit dir? Fühlst du dich nicht wohl?“

„Doch, doch, Gott sei Lob und Dank," sagte Fagerberg. „Ich finde nur, daß meine Damen so unbegreiflich fleißig sind!"

„Ja, Gott sei ewig gepriesen, daß er uns Arbeitskraft verliehen hat. Wie sollte man sonst auch mit seinem Tagewerk zufrieden sein können," meinte Anne Charlotte. Und damit hatte sie ja so von Herzen recht.

„Hört mal," sagte Fagerberg, nachdem er eine große Rauchwolke ausgestoßen hatte, „findet ihr nicht auch, daß ihr alle beide ein wenig hinaus ·solltet und mal etwas anderes sehen?"

„Was in des lieben Friedens Namen sprichst du da, Efraim Nathanael? Sollen Schwester Jacquette und ich etwa auf Reisen gehen? Du willst uns doch wohl nicht los werden?"

„Doch," sagte Fagerberg. „Ihr habt den ganzen Sommer über so viel von Bravallahaus geschwatzt, daß mir der Gedanke gekommen ist, euch zu einer Reise dorthin einzuladen."

Ich fühlte, wie mein Herz plötzlich bis zum Halse schlug. Sollte ich, die alte Jacquette Stjernfeldt, noch einmal in meinem Leben das weiße Haus und die blaue

Bucht zu sehen bekommen? Du lieber Efraim Nathanael, wie gern hätte ich dich in diesem Augenblick umarmt!

„Du bist doch der beste Mann von der Welt, mein Alterchen!“ sagte Anne Charlotte. „Du kommst aber doch natürlich mit?“

„Nein,“ antwortete Fagerberg, „das werde ich eben gerade nicht tun. Ich muß nach Linköping zur Pastorenkonferenz, aber ich begleite euch ein Stück Wegs.“

„Dann nimm dich nur vor gebratenem Aal in acht, mein Fagerberg. Du weißt ja wohl selbst noch, wie es dir das letztemal ging.“

„Sei beruhigt, Anne Charlotte. Vom Schaden wird man klug. Aber hört nun zu, wie ich mir die Sache gedacht habe. Wir nehmen den guten gelben Wagen, den ich auf der Auktion in Tranås erstanden habe. Sjöbom und den Wagen nehmt ihr mit bis nach Bravallahaus, die Pferde aber werden in Norrköping ausgewechselt. Daniel und ich begleiten euch bis Linköping.“

„Du bist ein Engel, Efraim Nathanael. Wenn nun Sjöbom nur auch etwas auf sein Decorum halten möchte!“

„Ja, ihr müßt ein Auge auf ihn haben," meinte Fagerberg, „aber wem der Herr ein Amt gibt, dem pflegt er auch den Verstand zu geben. Im übrigen ist kein Falsch an ihm, er ist nur ein wenig unbeherrscht."

Wir sollen also verreisen! Das Wetter verspricht zum Glück schön zu bleiben. Der Siebenschläfertag war in diesem Jahr strahlend. Einen ähnlichen Sommer haben wir seit mehreren Jahren nicht gehabt.

Doch hier sitze ich und erzähle von dem, was sein wird, und vergesse, daß dies Buch ja eigentlich dazu da ist, das zu schildern, was gewesen ist.

Von Großmutters plötzlichem Tode habe ich schon berichtet. Er erfüllte uns alle mit Trauer und Bestürzung. Wie sie so in ihrem eichenen Sarge dalag, den sie sich selbst schon vor so langen Jahren hatte anfertigen lassen, sah sie wie eine altehrwürdige Märchenkönigin aus; sie hätte eine Krone auf dem schneeweißen Haar haben müssen, oder doch wenigstens ein purpurnes Stirnband. Der Ausdruck des Zorns, der zuerst in ihren toten Zügen zu lesen stand, war dem unerschütterlicher Ruhe und Willenskraft gewichen. Sie sah aus wie ein Mensch, der ohne Überhebung, aber

auch ohne Furcht bereit ist, vor seinen Richter zu treten.

Großmutters Begräbnis wurde sehr großartig. Von nah und fern strömten die Menschen herbei, um ihr die letzte Ehre zu erweisen. Man merkte wohl, daß sie sehr verehrt worden war. Wegen ihres eigentümlichen Charakters und ihrer Willenskraft war sie ja auch weit und breit in Ostgotland bekannt gewesen. Mehr als siebzig Jahre hatte sie auf Schloß Bravalla geherrscht. Was uns aber überraschte, war der Umstand, daß die Armen so herzlich um sie trauerten. Es verging kein Tag, ohne daß wir neue Beweise davon empfingen, wie sie in aller Stille da und dort für das Wohl ihrer Untergebenen gesorgt hatte.

Großmutter hatte bestimmt, daß sie in dem neuen Grabe vor der Kirche liegen wollte. Unser Vater war der letzte, dessen Sarg in dem alten Greifschen Familiengrab beigesetzt wurde. Großmutter hatte selbst die Tür dazu abgeschlossen und den Schlüssel in die Tiefe der Brabucht geworfen. Wir ließen nun über Großmutters Grab einen großen Grabstein aus Kolmardener Marmor mit der Inschrift „Stjernfeldtsches Familiengrab" er-

richten. Oben war ein goldenes Kreuz eingehauen, und darunter standen die Namen und Jahreszahlen Großmutters und Anne Madelaines. Es blieb aber noch Platz für mehrere andere Inschriften.

Jedermann glaubte, daß Großmutter sehr reich gewesen sei. In weitem Umkreis hatte sie für äußerst sparsam, ja selbst geizig gegolten. Wie groß war daher unsere Überraschung, als sich bei der Prüfung des Nachlasses herausstellte, daß dies nicht der Fall war.

Landrichter Stenström und Hofgerichtsrat Sundberg nahmen sie vor. Es ergab sich dabei, daß Großmutters Bargeld, das sie gleich einigen Wertstücken in ihrem Eichensarg auf dem Boden aufbewahrt hatte, ungefähr alles war, was sie außer dem Herrenhof besaß, der Fideikommiß war und einen ganz bescheidenen Betrag verkörperte. Das Inventar des Guts gehörte natürlich ihr, und der Gewinn aus dessen Verkauf war denn auch das ganze Vermögen, das sich auf uns vier Schwestern verteilte.

Anfangs konnte niemand von uns begreifen, wie es möglich sein konnte, daß Großmutter nicht mehr hinterließ. Doch Urkunden, die sich in ihrem Sekretär mit

den vergoldeten Beschlägen vorfanden, erklärten uns alles. Aus ihnen ging nämlich hervor, daß unser seliger Vater, solange er lebte, besonders aber während seiner Stockholmer Zeit, ganz bedeutende Schulden gemacht hatte. Unter anderm war er leichtsinnig genug gewesen, für seinen Freund, Herzog Fredrik Adolf, ansehnliche Bürgschaften zu übernehmen. Der Herzog war schon vor dreizehn oder vierzehn Jahren, kurz vor unserem Vater, gestorben, und der neue König, Gustav IV. Adolf, hatte sich geweigert, die Verpflichtungen seines etwas ausschweifenden Onkels zu erfüllen.

Diese Schulden und Bürgschaftsgelder, die mein Vater hinterlassen hatte, und die in ihrem Gesamtbetrag den Wert des ganzen Anwesens von Bravallahaus weit überstiegen, hatte Großmutter im Laufe der Jahre zum größeren Teil abbezahlt, wie aus den dicken Bündeln von Quittungen hervorging, die wir fanden. Nur etwa ein Zehntel der ganzen Summe war noch zu bezahlen.

„Lassen Sie uns sehen, ob nicht diese Schuldtitel bestritten werden können," sagte Landrichter Stenström. „Nehmen wir einmal an, mein lieber Rittmeister, daß —"

„Herr Landrichter," schnitt ihm da unser Bruder das

Wort ab. „Wenn Großmutter die Schuld anerkannte, so wird sie auch wohl zu Recht bestehen. Ein Stjernfeldt bezahlt seine Schulden, wenn es auch dann und wann etwas langsam gehen mag. Ich übernehme meines Vaters Verbindlichkeiten mit dem Fideikommiß und zu dessen Lasten und entbinde meine Schwestern davon."

Unser lieber Bruder war nun Herr von Schloß Bravalla und Träger der Greifschen Kette. Da er indes nicht genug flüssiges Kapital zu haben glaubte, um den Hof selbst zu bewirtschaften, und zudem mehr Neigung empfand, sich auch weiterhin ganz seinem militärischen Beruf zu widmen, beschloß er zu unserem großen Kummer, das Gut zu verpachten und sich in Eksjö niederzulassen. Wir Schwestern sollten jedoch hier bleiben, und Hans hatte für uns vom Pachtgebiet einen großen Teil des Hauptgartens abgetrennt, der uns allein zur Verfügung stand, ebenso wie er uns zehn Kühe, Ochsen, Schafe und ein Paar Kutschpferde beließ.

Ich habe schon davon erzählt, wie kurz danach Charlotte unter die Haube kam und uns verließ. Ich selbst folgte meinem Bruder zunächst nach Orebro, und als er bei ganz jungen Jahren, nachdem er Oberstleutnant

bei den Smalands-Husaren gewesen, infolge des besonderen Vertrauens Sr. Majestät des Königs zum Landeshauptmann berufen worden war, stand ich, da Hans sich zu meinem größten Leidwesen nie entschließen konnte, zu heiraten, bis zu seinem für mich so unendlich schmerzlichen Tode dem Hauswesen auf seinem Schlosse vor.

Henriette lebte ihr ganzes Leben lang still und ruhig auf Schloß Bravalla. Sie kam nie weiter weg von dem Gut, als zehn Meilen, und vollendete ihr einundsechzigstes Jahr. Sie kümmerte sich um den Garten und alles, was damit zu tun hatte, und hatte für ihre Person weiter keine Privatinteressen. Als unser lieber Bruder zum tiefen Kummer von uns Schwestern und von seiner ganzen Provinz beklagt, starb, übernahm sie das Besitztum und die Kette. Dies änderte indes nicht das Mindeste an ihren Gewohnheiten oder Bedürfnissen. Von den Schulden unseres seligen Vaters war ein Teil noch nicht beglichen. Bruder Hans hatte alljährlich etwas abbezahlt, seine für eine so hohe Stellung geringen Einkünfte hatten es aber mit sich gebracht, daß dies nur sehr allmählich geschehen konnte. Henriette nahm sich nun vor, die Sache endlich zum Ab-

schluß zu bringen, und das glückte ihr denn auch in der Tat.

Henriette hatte viel schlechtere Dienstboten als Großmutter. Aber sie hielt sie genau wie zu Großmutters Zeiten zur Arbeit an. „Da wir beim Weben müde geworden sind, wollen wir uns beim Erbsenausschoten jetzt ein wenig ausruhen,“ konnte sie zum Beispiel sagen. Denn gesponnen und gewebt wurde noch immer eifrig. „Liebe Henriette,“ sagte ich einmal, als ich zu Besuch bei ihr war, „warum webst du nur so viel? Was willst du mit soviel Drell? Gedenkst du dich zu verheiraten?“ — „Liebste Jacquette,“ antwortete sie, „kannst du dir nicht vorstellen, daß ich gerne möchte, es könnte nach meinem Tode eine recht schöne Auktion stattfinden!“

Seit meines Bruders Tod habe ich mich in Linköping niedergelassen. Hans hinterließ nichts, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Erbschaftskonkurs angesagt werden müssen, wenn sich nicht mehrere von seinen vielen guten Freunden ins Mittel gelegt hätten. Doch hatte ich ja das kleine Erbteil von Großmutter her und die nette kleine Rente des adeligen Jungfrauenstiftes

in Vadstena, so daß ich niemals irgendwie in Not kommen konnte. Nach Schwester Henriettes Tode, die vor drei Jahren starb und die wirklich das Ziel erreichte, das sie sich gesteckt hatte — eine schöne Auktion —, kam ich dann noch in den Besitz eines netten Sümmchens von nicht weniger als siebentausend Reichstalern Banko. Dieses Geld will ich aber unter keinen Umständen antasten, solange ich lebe. Was davon nach meinem Begräbnis noch übrig bleibt, soll meinen Geschwisterkindern zugute kommen, Daniel und dann Fredriques Sohn, wenn und wo er zu finden ist. Nur möchte ich gern, daß von diesem Geld der Betrag von tausend Reichstalern Banko der Chinamission überwiesen würde. Dieser Tage hörte ich einen Missionar, Pastor Joel Habakuk Pettersson, über das arme, bedauernswerte Volk predigen, das sich von Reis ernähren muß und nur Stäbchen hat, um damit zu essen.

Linköping, den 8. August 1848.

Nun ja. Da bin ich also wieder daheim in meiner kleinen Wohnung in der Grauen Brüdergasse. Madam Lindholm hat sich wirklich selbst übertroffen. Alles ist geputzt und sauber, die Gardinen sind frisch gestärkt, und keine toten Fliegen kleben am Fenster. Und dazu hat sie mich noch mit einem weißen Blumenbrett vor dem Fenster überrascht, auf dem meine kleinen Töpfe stehen, und die Blüten, wenn es regnet, ein Bad nehmen können.

Eigentlich müßte es schön sein, einen Hund, eine Katze oder wenigstens einen Kanarienvogel oder Hänfling zu haben, der einem Gesellschaft leistete und einen freudig begrüßte, wenn man ins Zimmer tritt. Es kommt wohl daher, daß ich jetzt lange Zeit so liebe und gemütliche Gesellschaft gehabt habe, daß es mir nun in meiner Einsamkeit, die ich doch gewöhnt bin, ein bißchen sonderbar zumute ist.

So habe ich denn also mein liebes Kindheitsheim noch einmal sehen dürfen. Wie früher lag es an der Bucht — aber wie still und leer war es in dem alten Haus!

Doch ich will beim Anfang anfangen. Bis nach Linköping fuhren wir also alle zusammen in der gelben Kutsche. Sjöbom und Daniel auf dem Bock, wir drei Alten im Wagen. In Linköping übernachteten wir. Anne Charlotte auf meinem birkenen Schlafsofa und Fagerberg wie gewöhnlich bei Glasermeister Sundgren. Frühzeitig am nächsten Morgen fuhren wir dann unseres Weges, Anne Charlotte und ich.

Wir fuhren die lange Straße zwischen Linköping und Norrköping entlang, an der Kirche von Rimstad vorbei, auf deren Dach man die beiden Könige Alarich und Erich abgebildet sieht, wie sie zu Pferde, den Zaum hoch emporreißend, zum Angriff gegeneinander anstürmen. Und vorbei an dem alten Schloß von Lövstad, wo Axel Fersen und seine Schwester lebten, und in dem sie viel vornehmere Spukgeister haben, als in Bravallahaus. Endlich kamen wir durch das westliche Zolltor nach Norrköping hinein. Wir fuhren durch die hügelige St. Petersgasse zur Königinstraße. Als wir an St. Olaf vorbeikamen, dessen Turm sich über den Seitenflügeln wie eine weiße Fahnenstange zwischen zwei kleinen Hundehütten erhebt, richtete Sjöbom sich auf

und knallte mit der Peitsche. Gott sei Dank, dachte ich, er hält doch aufs „Decorum“!

Schwester Anne Charlotte, die anscheinend von der Reise ermüdet war und daher etwas verdrießlich aussah, sagte: „Liebe Jacquette, findest du nicht, daß, unter uns gesagt, diese gute Stadt hier einen unbegreiflich trübseligen Eindruck macht?“ — „Doch, Liebste,“ sagte ich, „und dem wird wohl kaum abzuhelfen sein. Aber siehst du, liebe Schwester, es ist wohl mit den Städten ebenso wie mit uns Menschen, daß jede wohl ihre guten Seiten hat, nur daß es mitunter recht schwer ist, sie zu entdecken.“

Wir fuhren weiter. An dem einzigen schönen Hause der Stadt vorbei, dem kleinen weißen Rathaus am Deutschen Markt und über die Brücke bis zum Stjerneманschen Gasthof, wo wir einkehrten und unseren Mundvorrat auspackten. Sjöbom wollte selbstverständlich, nachdem er ausgespannt hatte, „sich die Stadt ansehen gehen“. Und wenn er Gelegenheit finde, wolle er etwas Schnupftabak einkaufen, sagte er. Schwester Anne Charlotte und ich wurden dadurch höchst beunruhigt. Wenn Sjöbom nur so veranlagt wäre, daß er

sich ein wenig mehr an die Wahrheit hielte, würde er vermutlich ein sehr braver Mensch sein. Doch da wir ahnten, daß die Luft von Norrköping seiner Natur nicht recht zuträglich sein würde, verboten wir ihm, das Gasthaus zu verlassen.

Am folgenden Morgen punkt fünf Uhr fuhren wir weiter. Sjöbom war allem Anschein nach trotz unseres Verbots auf Abenteuer aus gewesen, denn er roch nach starken Getränken und schwankte ein wenig auf seinem Kutschbock hin und her. Wir fuhren durch das Vikboland mit seinen vielen freundlichen, kleinen Kirchen, durch Dagsberg, Konungssund und Östra Stenby, die Heimat Sigrid Svanehielms. Gleich darauf gewahrten wir den Turm des weißen Kirchleins von Bravallahaus aus einer Gruppe von Ulmen aufragen.

Wie klopfte mein Herz bei diesem Anblick! So viele Jahre war ich nicht dort gewesen. Bei Schwester Henriettes Tod und Begräbnis war ich verhindert gewesen zu kommen, da ich mit einem gebrochenen Bein im Krankenhaus lag. Wenn ich genau nachdenke, sind fünfzehn Jahre verflossen, seit ich zuletzt zu Hause war. Schwester Henriette hatte ja niemals Verlangen nach

Gesellschaft, und besuchte man sie doch einmal, so kam man sich herzlich überflüssig vor.

Wir schwenkten an der Kirche vorbei. Zwischen den Ulmen leuchteten die weißen Mauern hervor. Selbst im Schlaf hätte ich mich hier ausgekannt, denn der Weg bei der Kirche von Bravalla ist der am schlechtesten gehaltene in ganz Vikboland. Wir fuhren nach Osten über die große Ebene. Da und dort erhoben sich über wehende goldene Saatfelder nackte, heidebewachsene, Meeresriffen ähnelnde Klippen.

Hier, auf diesem merkwürdigen Stück Land, wo die kahlsten Hügel sich aus der fruchtbarsten Erde erheben, soll einst die Schlacht von Bravalla stattgefunden haben. Ich weiß noch so gut, wie bange wir als Kinder waren, darüber zu fahren. Wir fürchteten immer, daß die toten Krieger sich aus ihren Gräbern erheben und mit Schild und Schwert aufeinander losgehen würden.

Dann sehen wir einen langgestreckten Wald vor uns. Die Straße führt in Waldesdämmer hinein. Wir sind auf dem Grund und Boden von Bravalla. Wie durch einen Zauberschlag hat die Landschaft einen anderen

Charakter angenommen. Wiesen mit großen knorrigen Eichengruppen, kleine rote Bauernhäuschen, von Apfelbäumen und fruchtbaren Feldern umgeben, fliegen an uns vorüber.

Noch eine halbe Stunde Wagenfahrt, und wir sehen am Ende einer langen Allee das weiße Schloß auftauchen.

Zu unserer Linken lichtete sich der Wald, und plötzlich sahen wir zwischen den Bäumen die Brabucht schimmern. Wir fuhren zwischen den großen weißen Schlagpfählen durch in den Park ein, und hoch oben auf seiner Rasenfläche lag zwischen den beiden langgestreckten Seitenflügeln das weiße Schloß der Greise und unserer eigenen Kindheit vor uns.

Der Gärtner, der in seinem Häuschen im Park nicht weit von der Kapelle der Reichsgräfin wohnt, hatte, wie uns gesagt worden war, die Schlüssel in Verwahrung.

Die Pferde wurden in den großen, hohen Stall geführt, der nun vollkommen leer stand. Wir selbst gingen hinunter, um den Gärtner aufzusuchen. Auf der kleinen Veranda lag eine weiße Katze, das erste lebende Wesen, das uns auf dem Gutshof begegnete.

Die Frau des Gärtners war zuhause. Sie erkannte Anne Charlotte, die zu Henriettes Begräbnis dagewesen war. Die Alte dienerte und hieß uns herzlich willkommen. Dann nahm sie das Schlüsselbund und folgte uns ins Schloß.

All die weißen Holzläden waren heruntergelassen. Nun knarrte der große Schlüssel in der Tür unter dem Wappen mit dem Raubvogelkopf der Greife, und wir traten in die Diele ein. Hier war alles öde und leer. Oben im Treppenhaus aber stand wie früher Mauritz Birgersson Grip mit dem Stab in der Hand und dem großen Hofhund neben sich.

Oben im Salon fanden wir noch einige von den alten Möbeln vor. In langen Reihen standen die grünen Stühle da, alle mit ihren Überzügen aus großkariertem rotweißen Stoff. Die Bilder hingen da wie immer. Unter dem Sigrid Svanehielms stand noch das alte Spinett, das Fredrique mit soviel Gewandtheit zu spielen verstanden hatte.

Auch im Saale hingen die alten Porträts noch auf ihren Plätzen. Aber nur ein einziges Möbelstück war noch da, der Tisch aus hellem Holz mit der Schiefer-

platte in der Mitte. Er stand, wo er immer gestanden hatte, solange ich zurückdenken kann, an dem Fenster, das nach der Brabucht hinausgeht.

Wir gingen in den Salon zurück. Ich schlug den Deckel des Spinetts zurück. Meine alten, steifen Finger glitten über die Tasten, die, als ich das Pedal niederdrückte, in die Höhe gingen, als ob ein Seufzer durch das Instrument bebe. Ich schlug ein paar Akkorde an, ich weiß nicht, wie es kam, aber sie wurden zu „Wanderers Weihnachtslied".

Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Als ich mich umdrehte, stand Anne Charlotte hinter mir.

„Nein, liebste Jacquette," sagte sie, „nun wollen wir lieber in den Garten hinaus gehen."

Ich fühlte wohl, daß sie recht hatte. Die alten Erinnerungen wollten mir die Kehle zuschnüren. Ohne zu antworten, schloß ich den Deckel wieder, und wir gingen aus dem Hause.

Wir schritten die Treppe hinab. Zu ihren beiden Seiten standen noch die Lorbeerbäume, aus deren Zweigen ich einst ihm einen Kranz gewunden hatte, der nun einen weniger vergänglichen trägt. Den breiten Weg

zum Karpfenteich gingen wir hinunter und schwenkten dann links ab nach der Stelle, wo die kleine Bronzebüste Napoleons auf einem roten Granitsockel steht. Ich weiß noch, wie Bruder Hans sie aufstellen ließ, und wie wir Schwestern uns wunderten und schon bei dem bloßen Vorschlag schwachen Einspruch erhoben. Er sei ja Schwedens Feind, meinten wir. „Freilich," sagte Hans „Ich habe ja selbst gegen ihn im Felde gestanden. Aber jetzt ist er gefangen, und sie spotten seiner. Daher macht es mir Freude, ihn zu ehren. Er war trotz alledem ein Adler."

Wir gingen am Strande entlang und den Hügel hinan, auf dem so viele Stiefmütterchen wachsen. Vor dem alten eisernen Kruzifix, das seit den Tagen der Reichsgräfin auf einer der Klippen steht, blieben wir stehen. Die Jahre und der Regen hatten es übel zugerichtet. Bald wird der Rost es ganz verzehrt haben. Aber noch in seinem Verfall lockt es mit derselben Mystik, als zu der Zeit, da ich ein Kind war. Und ich dachte daran, wie in demselben Augenblick, als es aufgerichtet wurde, die wunderbare Quelle aus dem Boden sprang, die noch heute Bravallahaus mit Wasser versieht.

Wir setzten unseren Weg außerhalb des Parkes fort und kamen zu der Kate, bei der einst der kleine Göran mit seinen Tieren gespielt hatte. Drunten im Rohr schnatterten die Enten. Plötzlich packte Anne Charlotte mich am Arm und zeigte nach der Bucht hinab. Ich blickte hin, und deutlich sah ich eine kleine Wolke weißer Falter über dem Wasser kreisen.

„Jetzt haben wir genug gesehen," sagte Anne Charlotte, „jetzt fahren wir wieder heim. Unterwegs halten wir uns irgendwo auf und verzehren unseren Mundvorrat."

Wie gut ich sie verstand! Die gute Anne Charlotte hat immer Angst davor, sich zu weich stimmen zu lassen.

Doch auf dem Rückweg konnten wir es beide nicht lassen, den Friedhof zu besuchen. Wir hatten alle zwei denselben Gedanken gehabt, obwohl wir ihn uns gegenseitig nicht gestanden hatten. Zum Abschied hatten wir von der Gärtnersfrau jede einen kleinen Strauß Astern und Dahlien, mit Spargelkraut dazwischen, bekommen. Als wir auf dem schmutzigen Wege vor der Kirche aus dem Wagen stiegen, nahmen wir beide, als hätten wir es so ausgemacht, unseren Blumenstrauß mit.

Da lag die kleine Kirche mit ihrem schwarzen Glockenturm so schön und friedlich auf ihrer waldigen Anhöhe. Wohin man sah, alte Kreuze, Grabsteine und bewachsene Ligusterhecken. Das Dach des Greifschen Grabmals war grün von Kupferrost, zu oberst drehte sich eine Wetterfahne mit dem Vogelkopf des Geschlechts. Wir blickten durch das Gitter hinein. Drinnen konnte man einige der Särge stehen sehen. Wir wußten, daß der große kupferne mit dem Kruzifix auf dem Deckel der des ersten Freiherrn war, der den Krieg unter Gustav Adolf mitgemacht hatte. Der Sarg daneben, der wohl einst mit einer Art von schwarzem Brokat überzogen gewesen war, gehörte Sigrid Svanehielm.

Draußen vor dem Chor war das Familiengrab der Stjernfeldts. Da lag ein langgestreckter Hügel neben dem anderen, und im Hintergrunde erhob sich der große Stein, auf dem wir entzifferten:



STJERNFELDTSCHES FAMILIENGRAB

Hier ruhen

nach den Mühsalen des irdischen Lebens

bis zum Tage der Auferstehung

die irdischen Ueberreste der
Gräfin
ULRIKA STIERNFELDT
geb. Ekeblad
* 1792 † 1814

Fräulein
ANNE MADELAINE STIERNFELDT
* 1792 † 1811

Landeshauptmann und Kommandeur
des Wasaordens Sr. Königl. Majestät
Herr
HANS JOACHIM STIERNFELDT
* 1790 † 1824

Fräulein
HENRIETTE STIERNFELDT
* 1784 † 1845.

„Hier fehlt ein Name," sagte Anne Charlotte, nachdem wir eine Zeit lang stumm die Inschriften studiert hatten.

„Du hast recht," erwiderte ich. „Da sollte auch der kleine Göran stehen."

Ich konnte mir nicht helfen, aber die Tränen traten

mir in die Augen. Und über meine Lippen kamen die herrlichen Worte des Erzbischofs Wallin:

Befreit von ird'scher Hast,
Als Brüder, alle gleich,
Zieh'n wir ins Gottesreich
Zu ew'gen Friedens Rast.

Wir banden unsere Sträuße auf und streuten die Blumen über die Gräber. Dann ließen wir einige davon durch das rostige Gitter des Chors fallen, in dem sich die ersten gelben Herbstblätter verfangen hatten. Wir sahen sie in das Dunkel hinabflattern, bis an den Fuß von Sigrid Svanehielms Sarg.

Und damit verließen wir zwei alten Schwestern Bravalla, wohin wir wohl niemals mehr zurückkehren, nicht einmal mehr im Tode. Denn ich für mein Teil will meiner Auferstehung an einem andern Orte harren, und was die gute Anne Charlotte betrifft, so gedenkt sie wohl auch nach dem Tode ihrem lieben Efraim Nathanael zu folgen.

Linköping, den 23. September 1848.

Hu, wie es draußen weht und durch die Vorfenster zieht! Ich ging heute über den Domkirchhof, da tanzten die roten Blätter ihren Herbstreigen. Nun ist es bald Zeit, in die Winterkleider zu schlüpfen.

Ich habe lange nicht geschrieben. Aber ich bin auch gar nicht recht auf dem Posten gewesen. Ich schlafe so schlecht und wache mitunter mit einem Gefühl auf, als wolle mein Herz stehen bleiben. Aber das wird sich wohl wieder geben.

Ich habe jetzt in kurzen Zügen die wichtigsten meiner Erinnerungen aus Schloß Bravalla in diesem Buche aufgezeichnet. Ich setze meine Schilderungen nun fort, indem ich von den Tagen erzähle, in denen ich dem Haushalt unseres einzigen unvergeßlichen Bruders auf Schloß Orebro vorstand. Was ihn selbst betrifft, so war seine Persönlichkeit und seine öffentliche Wirksamkeit zu wohlbekannt und hochgeschätzt, als daß ich es nötig hätte, daran zu erinnern. Was ich aufzuschreiben beabsichtige, gilt daher nur seinem Privatleben, das ich so genau kannte, und das ich verstanden zu haben glaube.

Ich will zunächst versuchen, ihn zu zeichnen, wie er in den späteren Jahren seines kurzen Lebens aussah.

Er war lang und schlank, hatte eine gebogene Nase, ein hohes, kohlschwarzes Toupé, große dunkle Augen, ein ziemlich längliches Gesicht. Er trug einen kurz geschnittenen Schnurrbart, und über den Ohren hatte er sein schwarzes Haar zu außerordentlich gepflegten sogenannten Husarenschöpfen zusammengebürstet. Er ging stets sehr gewählt gekleidet, insbesondere waren seine Schuhe, unter denen die Stege der feingebügelten hellen Beinkleider herliefen, höchst zierlich.

Warum heiratete er niemals? Er, der nicht auf die Straße gehen, in keinen Salon treten konnte, ohne daß alle Augen sich ihm zuwandten? Mütter und Töchter seufzten um ihn. Ja selbst die Großmütter!

Das ist die Seite seines Lebens, die ich versuchen will mit meiner schwachen Feder zu schildern. Sein Herz, das so unberührt zu sein schien, war in Wirklichkeit sehr weich und hatte seine eigene Geschichte. Und die wurde der Anlaß zu seinem Tode.

Hans Stjernfeldts wunderbarer, edler und heimlicher Liebe will ich den Rest dieses Buches weihen. Nie-

mand als ich wußte davon. Aber da nun alle, die in dieser Sache eine Rolle gespielt haben, vor ihrem ewigen Richter stehen, halte ich mich für berechtigt, den Schleier von der Vergangenheit zu lüften. Das Andenken meines Bruders verlangt diese Rechtfertigung.

Linköping, den 29. September 1848.

Ich habe heute Nacht nicht schlafen können. Mehrere Male erwachte ich und glaubte, mein Herz stände still. Und heute früh erlebte ich etwas Schreckliches. Als ich die Kanne mit meiner Frühstücksmilch von der Küche in die Speisekammer tragen wollte, sprang eine große Ratte zur Tür hinaus. Wenn nur der guten Anne Charlotte kein Unglück zugestoßen ist!

Denn diese Ratte

NB. Hier schliessen die Aufzeichnungen meiner verstorbenen Tante, des wohlgeborenen Fräuleins Jacquette Stjernfeldt. Nach der Datierung zu schliessen, scheint sie das letzte, unvollendete Stück an demselben Tage angefangen zu haben, an dem sie so plötzlich und still entschlief. Wer hätte wohl geahnt, dass meine gute alte Tante, die sich immer so ruhig und vernünftig gab, in Wirklichkeit so romantisch veranlagt war! In einem von ihr hinterlassenen Kodizill hatte sie nämlich verordnet, dass sie auf dem Hospitalfriedhof von Vadstena an der Seite von Johannes Justelius, dem vor vielen Jahren dort beerdigten Magister der Philosophie und Pfarrer der Gemeinde Kvarsebo, beigesetzt zu werden wünsche. Gleichzeitig hatte sie verordnet, dass man sie in einem unter ihren Habseligkeiten befindlichen weissen Brautkleid mit Schleier nebst verdorrtem Myrthenkranz und weissen Schuhen ins Grab legen solle. Ferner sollte bei ihrer Beerdigung weder über ihre Person gesprochen noch sonst, abgesehen von

dem Begräbnisritual, eine Grabrede gehalten werden; hingegen sollte der Pastor das Gesangbuchlied 337, Vers 1 verlesen. Mein gleichfalls verstorbener, nun im Herrn seliger Vater, der Pfarrer und Doktor der Theologie E. N. Fagerberg, Geistlicher Ritter des Königlichen Wasaordens, übernahm selbst die Beerdigung und verlas dabei den betreffenden Gesangbuchvers, der wie folgt lautet:

Nur von der Welt getrennt,
Vor Gott eine Seele, ein Odem,
Flieh'n wir des Lebens Brodem
Und einen uns im Herrn.
Verschmelzen unsre Pfade
Und folgen Seinem Ruf,
Des übergrosse Gnade
So Nacht wie Licht erschuf.

Linköping, den 3. Mai 1865.

DANIEL FAGERBERG,
Hauptmann und Kompagniechef.

Drittes Buch: Das Erbe der Greise

I. Die wunderbare Violine.

Ueber den Viktualienmarkt in München ging ein Mann mit aufgeschlagenem Rockkragen. Er war mager und knochig; langes, kastanienbraunes Künstlerhaar fiel ihm unter dem breitkrempigen Hut hervor auf den abgetragenen Kragen nieder. Er ging vornübergebeugt, mit eingesunkener Brust, die Hände in den Taschen, aus deren einer eine von einem Bindfaden zusammengehaltene Notenrolle hervorsah.

Ein Grünkramkarren, von einem Hund gezogen, kam vorbei. Rot leuchteten die Kirschen darauf. Der Mann blieb stehen und fragte nach dem Preis. Nach einigem Handeln entschied er sich für eine kleine Menge. Während die Frau, der der Wagen gehörte, eine braune Papiertüte drehte und die Kirschen hineinfallen ließ, entnahm der hagere Musiker seiner Geldbörse eine Nickelmünze. Dann schritt er weiter, ein zufriedenes Lächeln auf dem glattrasierten Gesicht.

Er bog in die Heiliggeiststraße ein, an den alten Häusern vorbei, in deren Mauernischen kleine Madonnen aus Stein mit dem Christuskind auf dem Arm standen, dann in die Maderbräustraße, wo er ein kleines, vornübergeneigtes Haus betrat.

Im ersten Stockwerk schloß er eine Tür auf, die viel zu niedrig für ihn war.

„Guten Abend, Goldvögelchen," sagte er.

„Wie gut, daß du da bist, Vater," antwortete eine Mädchenstimme aus einer dunklen Ecke.

Durch die vier kleinen Scheiben des Fensters grüßte ein erlöschender Abendhimmel in die Stube. Die beiden Zeisige im Käfig, die den ganzen Tag lang ohne Rast und Ruh auf ihren Stangen umherhüpften und deshalb von dem Mädchen „Hier" und „Dort" genannt wurden, hatten, im Begriff einzuschlafen, schon die Köpfchen in den Hals gebohrt und ihr Gefieder aufgeblasen. Das Notenpapier und das niedrige Tintenfaß auf dem Tisch vor dem Fenster waren beiseite geschoben und hatten ein paar Tellern mit Wurst, Brot und Sauerkraut sowie einem Steinkrug voll Bier Platz gemacht.

In der Ecke des Zimmers lag ein junges Mädchen im Bett. Sie war mager, ihre Augen groß und braun, gleichsam brennend. Sie hatte sich auf einen Arm erhoben. Zwei lange schwarze Zöpfe fielen auf ihre Schultern nieder.

„Hier, Goldvögelchen, ist etwas für dich," sagte ihr Vater und reichte ihr die Tüte.

„Wie lieb du bist, Väterchen," sagte das Mädchen. „Du bist wirklich ein Verschwender und gehst mit dem Geld um, als wärest du ein Millionär."

Der Vater hatte die Notenrolle auf einen Stuhl gelegt und den Rock und das Halstuch abgenommen, das, wiewohl es gar nicht kalt war, mehrmals um den Hals geschlungen war. Er trat zu seinem Kinde, streichelte ihm die Wangen und das schwarze Haar.

„Du siehst heute so froh aus. Erzähl, was du erlebt hast, Väterchen."

„Denk nur, Goldvögelchen, der Kapellmeister hat eine ganze Menge Notenabschriften bei mir bestellt. Nun habe ich Arbeit für mehrere Wochen, und wir können uns ein schönes Stück Geld für unsere Dachauer Reise zurücklegen."

„Ach Vater, wie gut von ihm. Ich bin so froh!“

Er hatte sich zu Tisch gesetzt und redete während des Essens weiter.

„Im Frühling, Goldvögelchen, im Frühling. Wird das nicht herrlich sein?“

„Aber du kommst doch mit?“

„Freilich komm' ich mit. Dann werden wir die Nachtigall zu hören bekommen. Und du pflückst Blumen. Und wir rudern im Moor.“

„Und du geigst.“

„Und ich geige. Schöne Märchen werde ich spielen, und mein Goldvögelchen soll rosige Wangen bekommen.“

„Ach, ich bin so glücklich, Vater. Du bist so gut. Und weißt du, es geht mir schon jetzt viel besser. Ich habe den ganzen Tag fast gar nicht gehustet.“

„Und dann trinken wir süße Milch. Wir gehen selber mit in den Kuhstall. Und während die Kuh dasteht und sich melken läßt und uns mit ihren großen Augen anguckt und sich das dunkle, feuchte Maul leckt, stehen Goldvögelchen und ich jeder mit seinem Glas in der Hand dabei und warten.“

Lächelnd hatte das Kind sich in die Kissen zurückgelehnt, den einen Arm unterm Kopf. In der kleinen Stube war es dunkel geworden. Kammermusikus Heidenarm hatte fertig gegessen und den Tisch abgeräumt. Nun öffnete er seinen großen schwarzen Violinkasten aus Holz, der wie ein Kindersarg aussah, und nahm die Geige heraus. Nachdem er gestimmt, begann er zu spielen. Goldvögelchen schloß die Augen und schlummerte unter den Tönen von Mozarts dritter Sonate leise ein.

Als der erste Violinist der Münchener Hofkapelle Heinrich Heidenarm ein paar Tage darauf nach seiner Wohnung in der Maderbräustraße zurückkehrte und gerade um die Ecke der Heiliggeiststraße biegen wollte, mußte er auf einmal wie gebannt stille stehen.

Aus einem Fenster des dritten Stockwerks drangen die Töne einer Geige, auf der irgendein Stümper die ersten Takte des Trinklieds aus Don Juan zu spielen versuchte.

Welch wunderbaren Klang hatte diese Violine!

Der Mann drunten auf der Straße lauschte und lauschte. Wo hatte er diesen Ton nur schon gehört?

Von einem Bogen war er nicht hervorgelockt worden. Das wußte er sogleich. Aber wo — wo?

Da schwieg die Geige. Der Mann auf der Straße ging zögernden Schrittes weiter. Wie merkwürdig dies war, dachte es in ihm.

Heute Abend kam er zeitiger, als gewöhnlich. „Hier" und „Dort" hüpften noch munter auf ihren Stangen umher, Goldvögelchen saß noch in ihrem hochlehnigen Lutherstuhl und strickte an einem kleinen Schal.

Wie gedankenvoll Vater heut Abend war! Was hatte er nur?

Es war die geheimnisvolle Violine. Wo in aller Welt hatte er den Ton nur früher schon gehört?

Lange saß er und grübelte, den Kopf in den Händen. Plötzlich sprang er auf.

„Ich hab's, Goldvögelchen, ich hab's."

„Was denn, Väterchen? Du bist heute Abend so nachdenklich. Ist dir ein neues Thema für deine Symphonie eingefallen?"

„Nein, Kind, es ist der Ton jener Geige, von der ich dir vorhin erzählte. Nun weiß ich, wo ich ihn schon gehört habe. Es war vor vielen Jahren. Aber es war kein Geigenton. Die Stimme eines Menschen war es. Mutters Stimme."

„Erzähl mir von Großmutter."

„Ich kann mich ihrer so wenig entsinnen, Kind. Ein Paar große braune Augen, ein Paar weiche Hände, die mir über die Stirn streichen. Und dann eine Stimme — — eine Stimme — — wie eine Geige."

„Erinnerst du dich sonst an nichts?"

„Nein. Oder ja — ich entsinne mich auch, daß sie erzählte. Aber die Worte weiß ich nicht mehr. Doch warte, ich will es erklären."

Er griff nach seiner Violine.

Zuerst strich der Bogen wie tastend über die Saiten, dann formte sich eine Melodie.

Goldvögelchen hatte ihre Arbeit auf den Schoß sinken lassen und lauschend den Blick auf den Vater gerichtet, dessen Augen einen seltsamen, abwesenden Ausdruck angenommen hatten. Ihr schönes blasses Köpfchen neigte sich sanft im Takte der Musik.

Er blickte auf.

„Begreifst du, Kind?"

„Ja, ich sehe."

„Was siehst du?"

„Etwas Großes, Weißes. Es leuchtet so stille. Und oben scheinen die Sterne. Was ist es, Vater, was ist es?"

„Weihnachten in dem weißen Land — — Mutters Land."

„Spiel weiter!"

Er neigte sich vor, indes der Bogen über die Saiten glitt. Der Rhythmus wurde jetzt lebhafter.

„Was siehst du nun, Kind?"

„Ich höre Vogelstimmen. Junge frohe Menschen tan-

zen einen Reigen. Langsam verbeugen und drehen sie sich. Was ist das, Vater?"

„Grüner Sommer in Mutters lichtem Land hoch oben im Norden."

Er hatte aufgehört zu spielen und legte nun seine Geige in den Kasten zurück, breitete die grüne Decke darüber, als bette er ein Kind zur Ruhe. Goldvögelchen hatte sich aufgerichtet, streichelte ihm mit ihrer durchsichtigen Hand die Wange und ging zum Tisch, um die Abendmahlzeit zu bereiten. —

Wieder ein Abend im Erkerzimmer.

Goldvögelchen wusch mit aufgekrempelten Ärmeln ab. Ihr Vater saß mit dem Kinn in der Hand da und sah vom Fenster aus, wie dort hinten Dächer und Schornsteine in der Abendglut rot aufleuchteten.

„Nun hast du wieder die wunderbare Geige im Kopf, Vater. Ich bin sicher, daß du ihr jeden Tag vor dem Hause lauschst.“

„Ach, wenn ich das auch täte, Kind — sie kann ja doch nie mein werden.“

„Was glaubst du, daß sie kosten würde, Vater?“

„Was weiß ich. Vielleicht ein paar hundert Mark. Aber warum fragst du?“

„Glaubst du nicht, Vater, daß die ganze Welt erkennen würde, was für ein großer Künstler du bist, wenn nur die Geige dein wäre und du auf ihr von Großmutters Land spielen könntest?“

„Wie du schwatzst, Goldvögelchen. Was als Groschen geprägt wurde, wird nie ein Taler.“

„Aber ich weiß, daß du ein großer Künstler bist, und niemand kann das so gut wissen wie ich, denn so, wie du für mich spielst, gelingt es dir vielleicht nicht,

wenn andere Menschen dir zuhören. Wenn du aber auf einer Geige spieltest, die Großmutters Stimme hätte, so wäre es eine andere Sache. Da würdest du mehr Selbstvertrauen haben. Sie würde dir helfen."

„Du bist eine kleine Närrin, Goldvögelchen. Die Violine wird mir nie gehören. Und im übrigen meinst du doch wohl nicht, daß uns etwas abgeht. Haben wir zwei es nicht ganz gut, du?"

„Doch, natürlich haben wir es gut. Daß ich das finde, mußt du doch wissen. Aber siehst du, ich möchte so gern, daß auch andere wüßten, was für ein großer Künstler du bist, denn daß du groß bist, das weiß ich ganz fest. Du sollst in einem Symphoniekonzert Solo spielen und einen großen Lorbeerkranz mit den bayerischen Farben bekommen!"

„Nicht so reden, Goldvögelchen, nicht so reden. Es geht uns ja gut, wie es uns geht. Aber morgen, wenn die Luft schön warm ist, hülle ich dich in einen Schal ein, und dann gehen wir beide in die Heiliggeiststraße und hören, ob der Stümper wieder auf seiner Violine spielt."

„Sag mir, Vater," fragte Goldvögelchen eines Abends, als sie in ihrer kleinen Stube bei Tische saßen, „wie viel haben wir eigentlich für unsere Dachauer Reise zusammengespart?"

„Einhundertachtundsiebzig Mark fünfzig Pfennig. Warum willst du es wissen?"

„Und die Violine will dieser Tierarzt nicht billiger als für zweihundertfünfzig Mark verkaufen, sagst du. Dann fehlen also noch, laß mich nachrechnen, einundsiebzig Mark und fünfzig Pfennig."

„Was in aller Welt meinst du damit, Goldvögelchen? Was hat die Geige mit unserer Dachauer Reise zu tun? Das Geld wollen wir dazu benutzen, deine kranke Brust wieder gesund zu machen. Laß uns gar nicht mehr an die Geige denken. Das ist ja nur eine Phantasie."

„Glaubst du, Vater, ich hätte nicht gemerkt, daß du wie verwandelt bist, seit du sie zum ersten Male hörtest? Du ißt ja kaum etwas. Ich selbst aber werde von Tag zu Tag kräftiger. Ich huste längst nicht mehr so garstig. Ich brauche gar nicht mehr nach Dachau zu reisen. Und außerdem könntest du an einem einzigen Abend hundert

Mark verdienen — wenn du bloß die Geige hättest. Ich will, daß du die Geige bekommst."

„Mein Goldvögelchen, führe mich nicht in Versuchung. Erst mußt du gesund werden."

„Ich **bin** doch schon gesund, Vater. Allein schon der Gedanke, dich auf dem Podium stehen zu sehen und Solo spielen zu hören, macht mich frisch und kräftig. Wir leihen einen neuen Frack für dich und ich schenke dir eine weiße Blüte in das Knopfloch, und ehe du anfangst zu spielen, mußt du dich im Saal umsehen, bis du mich entdeckt hast. Und dann lächelst du deinem Goldvögelchen zu, schüttelst mit einer schnellen Bewewegung dein Haar zurück, hebst die Geige ans Kinn, langsam aber bestimmt, und dann beginnst du zu spielen."

„Und dann beginne ich zu spielen. Erst langsam, als wandelte ich im Dunkel. Dann leuchtet es in weiter, weiter Ferne auf. Immer näher komme ich. Es ist das Schneeland unter dem Sternenhimmel. Und Mutter kommt, sie senkt sich in flatternden weißen Gewändern und großen Flügeln hernieder. Sie singt das Weihnachtslied — —"

„Ach Väterchen, wie glücklich sind wir doch!"

Veronika Heidenarm oder Goldvögelchen, wie ihr Vater sie nannte, war allein in ihrem Zimmer. Sie hatte gerade aufgeräumt, den Zeisigen Futter und frisches Wasser gegeben, die Blumen begossen und sich zum Stricken hingesetzt. Aber es wollte mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen, ihr Kopf war zu schwer von Gedanken. Ihre Hände sanken in den Schoß, und sie träumte, bis sie durch einen gewaltsamen Hustenanfall aus ihren Phantasien geweckt wurde. Als er vorüber war, schritt sie ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann wandte sie sich plötzlich dem gelben Birkenholzschreibtisch zu, ließ dessen Rollverschluß herab und entnahm einem Fach ein Pappkästchen.

Sie öffnete es und sah nun auf einem kleinen Bausch weißer Watte ihr einziges Schmuckstück liegen, einen einfachen Goldreif, in dessen Mitte ein großer eiförmiger dunkelroter Stein glühte. Der Ring war ein Erbstück von Großmutter. Sein Stein war so eigentümlich: jedesmal, wenn sie ihn herausnahm, um ihn zu betrachten, schien es ihr, als spiele er in einer anderen Farbe. Zuweilen zeigte er die Glut roten Weins, den man in einem dünnen Glase gegen die Sonne hält, an anderen

Tagen glich er den Augen einer weißen Katze in der Dämmerung.

Sie nahm den Ring und setzte ihn auf ihren mageren Finger. Dann hielt sie ihn gegen das Licht. Heute hatte er einen milden, ruhigen Schimmer, wie der nächtliche Schein einer Lampe aus einem einsamen Fenster in weiter Ferne.

Goldvögelchen drückte ihn an die Lippen. Dann warf sie ein Tuch über und ging, den Ring an der Hand, auf die Straße hinab. Nachdem sie sich eine Weile unschlüssig umgesehen hatte, als wisse sie nicht, welche Richtung sie einschlagen solle, steuerte sie geradeswegs auf einen Polizisten zu, der, die Hände auf dem Rücken, an der Straßenecke stand, und fragte ihn mit schüchterner Stimme nach der Adresse des nächsten Pfandleihers.

Goldvögelchen war eingeschlummert. Kammermusikus Heidenarm hatte sie in den Schlaf gespielt.

Er hatte die wunderbare Geige, die ihm nun seit Wochen gehörte, aus der Hand gelegt. Welch merkwürdige Zeit waren doch diese letzten Wochen für sie beide gewesen!

Zuallererst das mit der Violine. Daß sie nun wirklich sein war! Und das für bloße zweihundertfünfzig Mark! Sicherlich war sie ihre tausend wert, wenn nicht gar fünftausend!

Wie wunderbar war doch diese Violine! Freilich stand nicht der Name eines der großen Geigenbauer darin, und seine Kollegen von der Hofkapelle zuckten die Achseln darüber. Doch sie verstanden es eben nicht besser. Sie hörten nicht, wie Goldvögelchen und er, den herrlichen Unterton aus ihrem Saitenspiel heraus. Wenn der Name des Instrumentenmachers oder wenigstens eine Jahreszahl darin gestanden hätte, würden sie gewiß ganz anders reden. Daß die Menschen nur so einfältig sein konnten, sich mehr daran zu halten, wie ein Ding heißt, als was es ist.

Und nun sollte er endlich als Solist zum erstenmal

auftreten. Es hatte schwer gehalten. Der Kapellmeister hatte zuerst gar nichts davon hören wollen. Aber nun würde es doch geschehen, wenn auch nicht in der Weise, wie er es sich gedacht hatte. Es sollte kein großes Orchesterkonzert werden, sondern nur eine Wohltätigkeitsveranstaltung gegen billiges Eintrittsgeld, aber er war dennoch auf alle Fälle froh, denn es galt ja für's erste, nur einmal eine Gelegenheit zu finden, sich hören zu lassen.

Er würde seine eigene Suite für Violine spielen. „Nordische Phantasien" hatte er sie genannt. In ihr hatte er all sein Bestes und Schönstes niedergelegt. Es mußte ihm glücken, daran war kein Zweifel. Goldvögelchen, die ja so klug war, war dessen ganz sicher.

Aber sonst war nicht alles gut gegangen während dieser letzten Wochen. Zunächst hatte er sich, um Zeit zum üben zu gewinnen, gezwungen gesehen, eine ganze Menge Notenabschriften liegen zu lassen und selbst eine seiner beiden Violinstunden aufzugeben. So herrschte für den Augenblick ein gewisser, recht fühlbarer Mangel an Bargeld. Weit schlimmer aber war, daß es ihm schien, als sei Goldvögelchen in der letzten Zeit

elender und ihr Nachthusten ärger als je zuvor geworden. Doch das war wohl bloße Einbildung. Sie selbst behauptete ja, daß sie sich seit einem Jahre nicht so wohl gefühlt habe, und daß sie seelenvergnügt und des bevorstehenden Triumphs sicher sei. Nun wollte er sich aber auch anstrengen und sein Allerbestes leisten. Gold und Ehre wollte er gewinnen, und im Sommer würde er dann Goldvögelchen fortnehmen, nicht nach Dachau, wo es nicht gut genug für sie war, sondern hoch hinauf in die Berge, wo das Edelweiß blüht.

Goldvögelchen atmete unruhig im Schlaf. Er beugte sich über sie und betrachtete das junge Gesicht. Es war so eingefallen und durchsichtig. Er fühlte ihre Hände an. Sie waren heiß und trocken. Sie hatte doch kein Fieber? Sorglich breitete er seinen alten schwarzen Havelock über ihren zarten Körper und blieb lange in Gedanken versunken an ihrem Bett sitzen.

Von Tag zu Tag nahmen Goldvögelchens Kräfte ab, klang ihr Husten hilfloser. Zum Glück war der Vater den größeren Teil des Tages von Hause fort. Er hatte die Erlaubnis bekommen, in einem leerstehenden Saal des Theaters zu üben, und während dieser Stunden ruhte das Mädchen sich aus, um sich in des Vaters Anwesenheit leichter aufrechthalten zu können.

Er für sein Teil merkte ja freilich, daß es nicht gut stand, doch war er zu sehr in seine „Nordischen Phantasien" vertieft, um auf das zu achten, was zu Hause vorging. Er mußte sich durchsetzen, nicht nur seinetwegen, noch viel mehr um Goldvögelchens willen. In neun Tagen war das Konzert, und dann würde ja alles gut werden.

Aber Goldvögelchen wurde immer schwächer, und schließlich vermochte sie das Bett nicht mehr zu verlassen. Am Tage vor dem Konzert hatte sie hohes Fieber, sprach aber trotzdem eifrig und mit freudigen Worten von dem bevorstehenden großen Tag. Für Heinrich Heidenarm war es ein großer Schlag, daß seine Tochter nicht mit in das Konzert kommen und seinem Triumph beiwohnen konnte. Im Bett liegend, knüpfte sie

ihm das Halstuch. Unter ihrem Kissen hatte sie ein kleines Veilchensträußchen versteckt, das die Nachbarin ihr geschenkt. Mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte steckte sie es ihm ins Knopfloch, küßte ihn auf die Wange und flüsterte:

„Mein Paganini!"

Das waren Goldvögelchens letzte Worte. Denn als Heinrich Heidenarm spät in der Nacht als geschlagener Mann von seiner vernichtenden Niederlage im Konzert heimkehrte, nachdem er wie ein Wahnsinniger, den Violinkasten in der Hand, in der Nacht umhergeirrt war, lag sie tot im Blut ihrer armen Lungen.

Frühlingsabend auf dem Auer Friedhof. Ein Armengrab. Tief unten im Dunkel der Grube ein einfacher Holzsarg mit einem einzigen kleinen Kranz aus Eichenblättern.

Oben kauert ein Mann in Havelock und breitrandigem Schlapphut. Unbeweglich starrt er hinab, die Hand am Kinn.

Nun nimmt er den Hut ab und schlägt den Mantel zurück. Aus einem Kasten zu seinen Füßen nimmt er eine Geige und stimmt sie. Er setzt sie ans Kinn.

Und der Mann spielt. Erst tastend, dann immer bestimmter. Er spielt von der Armut und dem Kummer des Lebens. Da ringt sich aus dem bittren Klagen eine lichte Stimme empor. Ein Vogel schwingt sich auf. Ist es eine Lerche? Immer höher steigt sie, wie ein Sprühregen klarer Tropfen rieseln ihre begeisterungsvollen Töne in das Dunkel nieder. Sie aber steigt empor, höher und höher, der Quelle des Lichts entgegen.

Da sprang eine Saite. Ein falscher Ton schnitt die Melodie ab. Der Mann schwieg. Das Licht, das ihn

soeben umwoben, erlosch. Er fuhr auf, starrte in das Grab hinab. Dann blickte er sich um, zerbrach die Geige über dem Knie und ließ sie sacht auf den Sarg niedergleiten.

Den einsamen Pfad entlang, der durch die dämmernde Flur führt, verschwindet ein vornübergebeugter Mann in den Frühlingsabend. Von dem unbedeckten Haupte flattert langes, kastanienbraunes Haar herab. Es ist ein Mensch, für den Nacht und Morgen, Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Tod und Leben in ein einziges großes Chaos zusammengeflossen sind, über dem sich seine Seele mit matten Flügelschlägen hinquält, und dessen Fluten schon ihre Schwingen ergriffen haben.

Blicke dem Schwanenzug sehnend
nicht nach,
Der in der Bläue verliert sich dort
fern,
Du, an die Erde der Väter gebannt,
Senke Dein Aug' und lobe den
Herrn.

II. Das Erbe der Greise.

Am Saum einer Silberwolke stand auf einem Bein ein Storch. Seinen roten Schnabel hatte er so fest in die aufgeplusterten Brustfedern gedrückt, daß er nur teilweise zu sehen war.

Plötzlich gab es einen leichten Prall. Die Silberwolke war mit einer blaugrauen Gewitterwolke zusammengestoßen. Der Storch geriet ins Schwanken und erwachte, streckte das gebeugte Bein aus und stellte mit den Flügeln das Gleichgewicht wieder her.

Er schaute in die Tiefe unter sich. Was war denn das? Er mußte sich verschlafen haben. Wo in aller Welt war er gelandet?

Es war seine Absicht gewesen, sich auf der Rückreise vom Nil nach Dänemark zu begeben. Dann hatte er,

bequem wie er während der angenehmen und fetten ägyptischen Monate geworden war, der Versuchung nicht widerstehen können, auf der schönen Silberwolke hängen zu bleiben. Daß er sich aber nun gleich verschlafen mußte!

Wo mochte er nur sein?

Unter sich sah er ein langgestrecktes Wasser, im Norden von einem dunkeln, felsigen Walde, im Süden von schilfbewachsenen Ufern, Wiesen und Eichenhügeln begrenzt. Doch es waren keine dänischen Wiesen zwischen Buchenwald und Weidenalleen.

Er breitete die Flügel aus und senkte sich in schraubenförmigem Fluge nieder.

Nun erblickte er einen Sumpf in dem großen Wald. Dorthin richtete er seinen Gleitflug. Auf dem Moose spielten in lärmender und ungehöriger Weise ein paar sehr große Störche. Aber sie waren von einem fremden Schlag. Silbergrau waren sie und hatten leuchtend rote Hauben auf dem Kopfe: schwedische Kraniche waren es.

Er war im Lande Schweden, und dies war Kolmarden. Die Luft flimmerte vor Frühlingsfreude und Erwartung, deshalb konnten auch die Kraniche das Tan-

zen nicht lassen. Nun aber hielten sie verwundert mitten in ihrer Quadrille inne und bestarrten, was sie nur konnten, den Fremdling, der so zierlich daherkam und rot und weiß leuchtete.

Der Storch tat, als bemerke er sie nicht und fuhr fort, in langsamer Grandezza einherzuspazieren. Er fischte sich einen Frosch; den Schnabel hoch in die Luft gereckt, verschlang er ihn langsam und ohne Gier, um den bäurischen Vögeln zu zeigen, daß er feine Manieren gelernt hatte.

Da sah er ein Wickelkind unter einem Erlenbusch schlummern. Nun war ihm freilich bewußt, daß er sich auf fremden Jagdgründen befand, um aber seine Gewandtheit zu zeigen und den dummen Kranichen zu imponieren, legte er den Kopf auf die Seite und ergriff darauf mit eleganter Halsbewegung das Kleine an dem lichtblauen Band, mit dem das weiße Steckkissen kreuzweis auf der Brust zusammengehalten war. Dann erhob er sich, stieg kerzengerade empor, nahm die Richtung nach der Sonne und flog südwärts.

Kaum war er indes über das Wasser gelangt, als seine Blicke auf ein geöffnetes Fenster im oberen Stock-

werk des großen weißen Hauses fielen, das zwischen zwei langgestreckten Seitenflügeln weiß auf der Klippe über der Bucht aufleuchtete.

Er ließ sich herunter und guckte hinein.

Zufällig stand dort unter leichtem weißem Verhang eine Wiege, fertig gebettet, jedoch leer. Sie war mit feinem weißen Linnen ausgestattet und mit blauen Seidenbändern verziert. In dem weißen Bett des weißen Zimmers lag eine bleiche Frau im Halbschlummer.

Vorsichtig ließ der Storch den Kleinen in die Wiege fallen und verschwand dann in südlicher Richtung nach dem Auslande zu, nach Schonen und Dänemark.

„Was für'n häßliches Kerlchen," sagte eine Frau, die soeben ins Zimmer getreten war, leise zu sich selbst. Sie trug ein frischgestärktes blaues Kattunkleid mit weißer Schürze und eine weiße Haube auf dem Kopf.

Dennoch nahm sie das Kind sorgsam auf und trug es zu der Frau, die im Bett lag, und die gerade mit einem Seufzer aufgewacht war.

„O, wie süß er ist," sagte die Kranke.

„Er hat einen viel zu großen Kopf," dachte die Wärterin. „Der sieht ja aus wie eine kleine Melone."

„Was für schöne, traurige Augen er hat,“ sagte die Kranke und küßte sie, während sie den Kleinen mit unendlicher Zärtlichkeit an ihre Brust drückte. „Mein geliebtes Kindchen! Gott segne dich!“

Da ging die Tür auf und herein kam der Mann der Kranken. Er war groß und stark gebaut und hatte einen dunklen, kurz geschnittenen Offiziersschnurrbart.

„Daniel,“ sagte die Kranke, „ich bin so glücklich!“

„Dank dir, mein Püppchen,“ erwiderte er und küßte sie auf die Stirn. „Es ist ja ein Junge, wie ich höre. Er soll, hol mich der und jener, ein rechter Soldat werden!“

Mutter und Sohn sitzen am Strand.

Ein kleines Rindenboot mit einem papierenen Segel schwimmt vor ihnen auf dem Wasser.

Spiegelblank liegt die Brabucht da, deshalb rührt sich das Boot nicht von der Stelle.

„Was liegt hinter den Inseln, Mutter?“

„Das Meer.“

„Was liegt hinter dem Meer, Mutter?“

„Fremde Länder, fremde Völker.“

„Da will Magnus hinsegeln.“

„Hast du's nicht gut und schön bei Mutter?“

„Doch hat es Magnus bei Mutti gut. Aber Magnus will fort, weit fort. Und Mutti soll hier am Wasser sitzen und warten.“

„Ja, nun reist Magnus fort. Hör, wie die Wellen ans Schiff schlagen. Jetzt ist er auf dem Meere draußen. Hört er die weißen Möven schreien? Sieht er die Köpfe der Robben, die aus dem Wasser auftauchen und uns mit ihren großen Augen anschauen? Die möchten wohl gern wissen, wohin er fährt! Wißt ihr denn nicht, daß ich in die Welt hinausziehe, antwortet Magnus ihnen. Da legen die Robben sich auf den Rücken und

winken mit den Flossen dem Boot zu, um ihm glückliche Reise zu wünschen."

„Und dann kommt Magnus nach einer Insel."

„Ja, dann kommt Magnus nach einer Insel, auf der nur lauter Mohren wohnen. Die haben Federn auf dem Kopf und Pfeil und Bogen. Und wie sie Magnus ankommen sehen, rennen sie zum Strand hinab und winken ihm mit blühenden Zweigen zu."

„Und dort wird Magnus König!"

„Ja, dort wird Magnus König und bekommt eine Krone aus roten Papageienfedern. Aber zu Hause in Bravallahaus sitzt Mutter und weint."

„Lieb Muttichen. Ich will nicht von dir fortreisen."

„Ach, mein Kleiner du! Früher oder später reist du doch von mir fort, wenn auch nicht so weit. Aber Mutter wird immer am Strand sitzen und aufs Meer hinaussehen und auf ihren Jungen warten."

Ein hartes Lachen erklang von der Seeterrasse über ihnen. Es war der Major, der unter Hedwig Ekeblads Eiche saß und mit seinem Freund, dem Rittmeister Liljestrale, Tricktrack spielte. Die Mutter zuckte zusammen und preßte den Knaben, dessen lockiges Haar sie küßte, fester an sich.

Eketorp, den 15. Mai 1874.

Meine liebe Cousine Alice!

Es ist lange her, seit ich zuletzt von Dir hörte. Mein Bruder war neulich einige Tage hier zu Besuch, und natürlich war, wie immer, wenn wir zu zweien sind, die Rede von Dir. „Hast du etwas von Alice gehört?“ ist ja immer das erste Wort, das er zu seiner alten Schwester sagt, sobald kein Dritter im Zimmer ist.

Eigentlich müßte ich ja sehr wenig freundlich gegen Dich gestimmt sein, Liebes, denn es ist ja nur Deinetwegen, daß mein einziger Bruder nicht seßhaft werden will und stets ein alter Junggeselle bleiben wird. Er mit seiner reichen Begabung, seinen außergewöhnlich vielseitigen Kenntnissen und seinem leuchtenden Dichterruhm wäre wirklich ein besseres Schicksal wert gewesen, als sich in eine kleine Cousine zu vergaffen, die schon verheiratet war. Ich sage das nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen. Du kannst nichts dafür, daß Du die kleine blaue Himmelsblume bist, die Du nun einmal bist. Es ist nicht Deine Schuld, daß Dich immer sozusagen ein Schimmer umgibt, und daß Deine Stimme so unendlich zärtlich klingt. Deine Schuld aber ist es,

daß Du ein so zaghaftes kleines Geschöpf bist, das niemals einen selbständigen Entschluß fassen kann. Du wagst nicht, mit Deiner Umgebung zu brechen und ihm zu gehören, und Du wagst auch nicht, mit ihm zu brechen, um ganz in Deiner Umgebung aufzugehen. Und doch wäre das eine oder andere nötig. So, wie es jetzt ist, geht Ihr beide zugrunde.

So, nun habe ich mein Gewissen erleichtert und ausgesprochen, was ich, die einzige Vernünftige von uns dreien, fühle und aussprechen mußte. Nun will ich wie gewöhnlich ein wenig mit Dir plaudern, Du liebes kleines Dummes.

Was Dich selbst angeht, so hast Du es ja gut, wie Du selbst sagst. Das heißt mit anderen Worten, Dein Daniel ist jetzt auf Malmslätt und reitet und kommandiert. Wenn er mit seiner großen Branntweinkiste voll geschliffener Karaffen und den beiden Grenadieren seines Wegs zieht, wird es ja wohl so still und ruhig um Dich herum, daß du, kleines Gänschen, ganz in Dich zusammensinkst. Ich glaube, Du würdest Dir ganz ohne Daniels Lärmen und Gepolter ordentlich hilflos vorkommen, so ist es Dir zum täglichen Brot geworden. Mit Magnus neben

Dir, sehe ich Dich in Deinem Zimmer mit den vielen Blumen sitzen. Ihr schaut Euch Bücher an. Beide seid Ihr weit weg von der Wirklichkeit. Und unterhalb des weißen Hauses schlagen die Wogen an den Strand. Ihre Stimmen versteht Ihr besser, als die der Menschen.

Heute kam der Obergärtner und reichte mir auf einer Platte ein Dutzend Spargelstangen. Es waren die ersten des Jahres. Der Sommer ist also da. Wann kommt er nach Bravallahaus? Ihr seid ja immer ein ganz Teil später daran. Und wann kommst Du selbst mit Magnus hierher? Du weißt, daß Du herzlich willkommen bist. Falls aber zufällig ein berühmter Dichter (Mitglied der Schwedischen Akademie!) dann auch gerade hier sein sollte, wasche ich meine Hände in Unschuld. Ich kann doch meinem eigenen, leiblichen Bruder nicht die Tür vor der Nase versperren.

Gib dem kleinen Magnus einen Kuß von mir und schreib bald

Deiner Dich liebenden Freundin und Cousine

Hortence.

Die Sonne schien in den weißen Speisesaal und brach sich in schönem Farbenspiel in der großen und weitbauchigen Branntweinkaraffe, die zwischen zwei hohen Stengelgläsern über all den Schüsseln mit Anchovis, Radischen, Scheiben gesalzenen Fleisches und Bratwurst, einem umfangreichen gelben Brotkorb mit verschiedenen Brotsorten und einer Glocke mit halbfettem Käse thronte — Herrlichkeiten, die allesamt auf dem weißen Tischtuch über Sigrid Svanehielms Tisch am Fenster nach der Brabucht ausgebreitet waren.

„Prosit, Erik Johan, dein Wohl!" sagte der Major

„Dank dir, alter Junge. Den spürt man in den Eingeweiden. Aah!" antwortete der Rittmeister.

„Alter Ostgotländer. Reiner Fusel, für den Gott gepriesen sei," meinte der Major.

Die Majorin stand bleich und schlank am Fenster und blickte, einen Arm um Magnus' Schulter, in den Schloßhof hinab.

Drunten über dem Sande kreisten die Tauben.

„Tja," sagte der Major, nachdem der zweite Schnaps eingenommen war und der Butterbrottisch keine Anziehung mehr hatte, „setzen wir uns also zu Tisch."

Und er klatschte in seine gewaltigen Hände.

Man stellte sich hinter den Stuhlrücken auf und faltete die Hände.

„Segne, Jesu, diese Speise,

Uns zum Heil und dir zum Preise. Amen“

plapperte Magnus schnell und verlegen herunter.

Die Stühle wurden gerückt. Der Major steckte die soeben noch tadellos in ihrem Kanevasring zusammengerollte Serviette unter das Kinn. Der Rittmeister und die Majorin legten die ihren auf den Schoß. Das Hausmädchen, das rothaarig war und Lova hieß, band Magnus einen Latz um, auf dem mit roten Buchstaben die Worte „Magnus. Guten Appetit!“ gestickt waren.

Lova setzte eine große weiße Terrine auf den Tisch vor den Major hin, der alle vier Suppenteller an seinem Platz stehen hatte.

Mit der linken Hand lüftete er den Deckel und griff mit der rechten nach dem Schöpflöffel, der vor ihm auf dem Tischtuch lag.

„Reisbrei. Pfui Teufel. Und ich hatte schon geglaubt, es gäbe heute Erbsenpüree.“

Die Majorin senkte den Kopf und errötete leise. Mag-

nus spielte zerstreut mit einem Löffel, als seien seine Gedanken weit weg.

„Heut Abend bekommen wir Angelwetter," sagte der Rittmeister.

„Nee, mein guter Freund," gab der Major zurück, „keinen Hecht, ehe du mir Revanche gegeben hast."

Der Rittmeister begann der Majorin eine Geschichte aus der Zeit zu erzählen, als er jung war und in Rånneslått lag. Die Majorin lächelte zerstreut und ließ den Löffel manchmal sekundenlang zwischen ihren schmalen Lippen ruhen. Der Major schenkte dem Rittmeister und sich selbst Bier ein. Die Majorin und Magnus tranken Wasser.

Der erste Gang war gegessen. Lova kam mit einem schwarzen Brett, auf dessen ovalem Einsatz Äpfel, Weintrauben und Pflaumen gemalt waren. Als sie Magnus Teller fortnehmen wollte, brüllte der Major:

„Halt, Mädchen! Der Junge hat nicht aufgegessen."

Magnus wurde brennend rot.

„Iß, was du auf dem Teller hast, Junge! Du hast aufzuessen, was man dir gibt."

„Magnus kann nicht mehr."

„Wenn du nicht mehr kannst, so bekommst du nichts anderes zu essen, bevor du den Brei aufgegessen hast. Lova, sein Teller bleibt stehen."

Magnus blickte nach der Mutter, die den Kopf gesenkt hielt. Er wurde noch dunkler rot und kämpfte einen schweren Kampf, um nicht weinen zu müssen, aber ein paar Tränen liefen doch über seine Wangen und tropften in den Brei.

„Iß, Klein-Magnus, Papa will es haben," sagte seine Mutter und faßte ihn bei der Hand.

„Mutter, es ist so schwer," sagte der Kleine. „Magnus mag doch keine Haut leiden."

Der Major schleuderte seiner Frau einen wütenden Blick zu. Leise zog sie ihre Hand zurück und senkte den scheuen Blick wieder auf den Tisch. Der Rittmeister trank aus dem kantigen Bierglas und drehte in verlegenem Stillschweigen Kügelchen aus seinem Brot.

Dann gab es Paprikafleisch mit holländischer Sauce und zuletzt gedämpfte Birnen. Magnus saß noch immer und starrte auf seinen Teller, als weine er leise in sich hinein.

Man erhob sich von Tisch. Magnus wollte auch

aufstehen, aber ein einziger Blick des Majors hielt ihn auf seinem Stuhle fest. Der Rittmeister bot der Hausfrau den Arm, und die drei gingen in den Salon.

Als es endlich soweit war, daß die Majorin die Herren dem Kaffee und einem Kognak allein überlassen konnte, stahl sie sich in den Speisesaal zurück, setzte sich neben Magnus und nahm seine Hand. Der Knabe beugte sich vor und weinte, die Stirn auf ihrem Handrücken.

„Nun muß Klein-Magnus nicht mehr traurig sein. Jetzt essen wir den Brei auf, weil Papa es will, und dann spielen wir.“

„Papa ist bös,“ sagte Magnus.

„So etwas darfst du nicht sagen. Papa ist nicht bös, er ist nur streng. Das muß ein Vater sein.“

Und sie nahm den Löffel.

„Schau nun her, mein Jungchen, das ist ja gar kein Kunststück. Sieh, wie Mama es macht.“

Und sie aß den Löffel voll auf.

„Nimm nun einen kleinen Löffel voll. Nein, schlucken, nicht die Zähne aufeinanderbeißen.

Weiß mein Magnus überhaupt, woher der schöne weiße Reis kommt? Er wächst auf großen Feldern in

China. Gelbe Chinesen in blauen Jacken und langen schwarzen Zöpfen ernten ihn in Körbe, die sie auf dem Kopfe tragen. Wenn sie durch das Reisfeld schreiten, fliegen große, schöne Goldfasanen auf. Und die Mädchen, die auf den Feldern arbeiten, singen schöne Lieder von Lotosblumen und silbernen Glöckchen. Na ja, siehst du, nun noch einen Löffel. Das ist lieb. Hurra, jetzt kommt schon der Tellerboden zum Vorschein. Und weißt du, Magnus — selbst der Kaiser von China würde anfangen, ganz schrecklich zu weinen, wenn er eines Tages nicht seinen großen Teller voll Reisbrei bekäme."

„Ja, aber der Kaiser mag auch keine Haut."

„So, mein Jungchen, siehst du, nun bist du brav und gehorsam gewesen, nun wollen wir Lova bitten, daß sie dir warmes Essen gibt."

„Magnus keinen Hunger."

„Aber ein wenig Birnenkompott willst du doch gewiß noch haben? Sieh mal, dort auf der Anrichte steht es. Ja, dort. Und dann gehen wir spielen."

„Wohin reisen wir heute?"

„Heute reisen wir nach Arabien, nach dem heiligen Mekka. Da müssen wir als Beduinen gekleidet auf Kamelen durch die Wüste reiten. Und am Abend schlagen wir unser Lager unter einer Dattelpalme auf.“

Schloß Bravalla, den 20. Mai 1874.

Meine liebe Hortence!

Als der lahme Blasebalgtreter von der Bravallaer Kirche, der den Postverkehr zwischen unserem Erdenwinkel und der Welt vermittelt, mir gestern Deinen Brief mit den raschen und eiligen Schriftzügen und der gewohnten rosa Oblate auf der Rückseite übergab, war mir unwillkürlich, als packten mich zugleich eine große Freude und ein Schrecken. Sei nicht betrübt darüber, liebste Hortence, und mißverstehe mich nicht. Du weißt, daß du meine einzige Freundin bist, der einzige Mensch, der den Schlüssel zu meinem Inneren besitzt. Du weißt, wie sehr ich Dich bewundere, Deine Stärke, Deinen Mut, Deinen klaren Blick, und Du weißt auch, daß ich, wie lieb ich Dich auch habe, mich doch nie ganz von dem Respekt freimachen kann, den Du mir einflößtest, als ich in jüngeren Jahren zuerst Deine Bekanntschaft in der Pension zu Närike machte.

Liebe gute Hortence. Dein so lieber Brief erschreckt mich mehr, als Du ahnen magst. Beurteile mich nicht hart. Du m u ß t mich so nehmen, wie ich bin. Wirf mir das nicht vor! Was habe ich denn Böses getan?

Es ist so still und ruhig hier, während ich schreibe. Die Brabucht liegt so spiegelblank und ruhig unter meinem Fenster, als könne sie nie in Raserei geraten und ihren weißen Gischt hoch gegen die Klippen spritzen. Unten auf der Terrasse spielt mein kleiner Magnus mit seinen Tannenzapfen Landwirt. Unter der alten Eiche steht ein dichter Mückenschwarm, und silberflügelige Möven breiten ihre graziösen Schwingen draußen vor dem Fenster hoch' bis ans Dach hinauf aus.

Meine gute Hortence, Dein Brief erschreckt mich. Laß mich mein Leben hier weiter leben, so, wie ich es bis nun gelebt habe, von der Welt vergessen. Es sind jetzt drei Jahre her, daß ich Schloß Bravalla nicht verlassen habe. Das Gut, sieh, ist meine Welt. Die Eichen im Park, der alte, einsame wilde Apfelbaum auf dem Wege nach Sibbantorp und die alte Linde im Schloßhof sind meine Vertrauten. Und Klein-Magnus ist das Königskind, das einmal über dieses Reich herrschen wird.

Damals, als ich Magnus unter dem Herzen trug, traf ich Deinen Bruder zum erstenmal. Das heißt, allerdings hatte ich ihn als Kind ja wohl schon gesehen, aber er war ja so viel älter als ich, daß er damals nicht

die mindeste Notiz von mir nahm. Und dann begegnete ich ihm hier, als ich mich so einsam fühlte.

Wie klein kam ich mir vor, als er seine wunderbaren dunklen Augen auf mich arme kleine Person richtete. Und wie hing ich an seinen Lippen, wenn er sprach. Er verstand mich. Niemand hat mich so verstanden, wie er. Doch er war gut. Nicht einen Augenblick mißbrauchte er je die Macht, die er über mich besaß.

Aber seit Magnus in mein Leben getreten ist, bin ich ein anderer Mensch geworden. Jetzt habe ich etwas, wofür ich leben kann. Das Dasein, das mir zuvor so sinnlos erschien, bekam mit einem Male einen Wert, den ich nie geahnt hatte, und in diesem Lichte will ich meinen Weg weiter wandern. Alles was ich liebe, die Mystik des Waldes, die Veränderlichkeit des Meeres, die Frühlingswonne, die herbstliche Wehmut, alles sehe ich in seinem Wesen widergespiegelt. Hierher gehören wir, hierher zu Klippen, Wiesen und Meeresstrand.

All das weiß Dein Bruder. Und er hat gezeigt, daß er Achtung vor meinen Gefühlen hat, denn obwohl er seine Macht über mich kennt, hat er mich rein und unberührt gelassen.

Nein, geliebte Hortence. Es kann niemals, es darf niemals etwas anderes zwischen Deinem Bruder und mir sein, als was schon ist. Mag er mich für feige halten, wenn er das will, obwohl es mir wehtun würde. Aber Mächte, die stärker sind als ich und auch stärker als er, fesseln mich an diesen herrlichen Erdenfleck, das zukünftige Reich meines einzigen Königskindes, und hier muß ich bleiben, um seine ersten Schritte zu leiten und um es zu behüten.

Grüße Deinen Bruder, wenn Du ihn siehst. Sag, daß ich ihm für seine große, grenzenlose Liebe danke. Er nannte mich einst das schlafende Dornröschen. Bitte ihn, barmherzig zu sein und es nie zu wecken.

Deine treue Cousine und Freundin

Alice.

„Alle Sechsen,“ sagte der Major.

„Schön,“ entgegnete der Rittmeister. „Mehr als drei Sechsen nützen dir ja doch nichts. — Trumpf fünf! Ja, ja, der Stich gehört mir. Nun biete nur weiter, wenn du kannst, mein Alter.“

Sie saßen unter Hedwig Ekeblads Baum auf der Seeterrasse. Unten im Schilf lagen ein paar Taucher, die dann und wann unter der Wasserfläche verschwanden.

„Es kommt Besuch,“ sagte das Hausmädchen, das eben aus dem Hause getreten war. „Man hört einen großen Wagen auf der Landstraße.“

„O pfui Teufel,“ meinte der Major und stand auf. „Womöglich ist es Probst Ohrwall von Östra Stenby. Er pflegt mitunter zu kommen und mit meiner Frau Victor Hugo zu lesen.“

Der Major trat durch die Diele ins Haus und blieb auf der Steintreppe nach dem Schloßhof stehen. Auf der langen Allee, die in gerader Linie hinführte, sah man eine große Kutsche, in eine Staubwolke eingehüllt, näherkommen. Einen Augenblick später fuhr ein grüngestrichener Wagen in den Schloßhof ein. Ein älterer,

glattrasierter Herr, der einen Mantel mit vielen Pelerinen und einen weichen Hut trug, saß darin.

Der Wagen hielt und der Herr stieg aus.

„Guten Tag, Daniel, alter Freund, kennst du mich noch?“

„Himmelkreuzdonnerwetter, ist das nicht Janne Söderberg? Weißt du noch, wie wir in der St. Larsstraße Bruderschaft schlossen?“

„Na und ob, alter Bruder, und hier bin ich nun, um dir einen Besuch abzustatten und alte Erinnerungen wieder aufzufrischen.“

„Du bist ja wohl Hofgerichtsrat in Jönköping. Tritt näher, tritt näher, kommst du direkt von da? Lova, ordentlich gelüftet im Gastzimmer und schnell Wasser und Handtücher her!“

„Nein, nein, ich bin jetzt sozusagen dein Nachbar: Bürgermeister von Norrköping.“

„Sic itur ad astra! Na also, laß dir gratulieren, daß du wieder nach Ostgotland zurückgekehrt bist. Das wollen wir heute Abend mit einem ordentlichen Boston feiern!“

Nach einem gründlichen Abendessen saßen sie in des Majors Zimmer am Spukkorridor im unteren Stock-

werk. Der Bürgermeister zur Rechten in dem lederüberzogenen Birkenholzsofa, der Rittmeister links; der Major ging im Zimmer auf und ab. Alle drei rauchten sie aus langen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeifen. Durch den blauen Tabakrauch blinkten von der Wand herab die Läufe der zahlreichen Gewehre und die vergoldeten Schwertknäufe. Über dem Mahagonisekretär mit seiner grünen Marmorplatte trat aus seinem birkenen Rahmen das Bildnis Karls XIV. Johan mit seinem krausen Haar hervor.

„Ja, Brüderchen," sagte der Bürgermeister, „du hast es freilich jetzt gut, du. Wer von uns hätte wohl gedacht, als wir als Pennäler zusammen die Schulbank in Linköping drückten, daß du noch mal als Fideikommißbesitzer auf Schloß Bravalla sitzen würdest! Wie ist das denn übrigens zugegangen?"

„Höchst einfach. Ich erbte das Gut."

„Nun ja, gewiß. Aber von wem? Deiner Mutter gehörte es doch nie."

„Nein, das stimmt. Ich habe es von einem Vetter geerbt, der aber selber die bekannte Kette der Greife niemals getragen hat."

„Erzähl doch mal."

„Als meine Tante Henriette gestorben war, war der nächste Erbe der einzige Sohn meiner verstorbenen Tante Fredrique. Man wußte, daß er lebte oder wenigstens gelebt hatte. Sie war als Witwe in der Nähe von Hamburg gestorben, und ihre Schwiegermutter war mit dem Jungen, der Heinrich Spiegel hieß, nach einem anderen Ort verzogen. Es wurden alle denkbaren Schritte unternommen, um ihn aufzufinden, allein vergebens. Jahr um Jahr blieb die Kette im Gerichtsgebäude von Jönköping liegen und wartete. Dann wurde er endlich eines Tages aufgefunden, aber erst als Toter. In der Armenabteilung eines Münchener Krankenhauses starb kurz nach seiner Einlieferung ein Patient, den die Polizei als geistesgestört aufgegriffen hatte. Aus Papieren, die er bei sich trug, ging hervor, daß er in München wohnte und Mitglied des Hoforchesters war. Weiterhin ließ sich durch Aktenstücke, die man in seiner Wohnung vorfand, feststellen, daß sein wirklicher Name Heinrich Spiegel lautete, daß er jedoch nach seines Vaters Tode von Leuten namens Heidenarm adoptiert worden war und seither deren Namen getragen hatte. Der Mann

war verheiratet gewesen und hatte eine Tochter gehabt, die einige Monate vor ihrem Vater an der Schwindsucht gestorben war. Wie du dir denken kannst, hatte die Familie eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der uns Heinrich Spiegels Adresse nachweisen würde. Ein deutscher Rechtsanwalt teilte uns nun mit, was geschehen war, und da mein Vetter Heinrich Spiegel, der arme Teufel, nun ausschied, war ich nach meiner Mutter Tode der Nächstberechtigte. Das ist die ganze Geschichte."

„Leid kann einem dieser Spiegel immerhin tun," sagte der Rittmeister. „Viel Freude hatte er nicht von seinem Erbe."

„Wer weiß," erwiderte der Major. „Vielleicht ist der am glücklichsten, der die geringsten Ansprüche an das Leben stellt. Im übrigen ist das der Lauf der Welt: des einen Tod, des andern Brot. — Und jetzt wollen wir mal eine gehörige Klinge schlagen."

Nach langen Jahren hatte Bravallahaus endlich wieder einen Besitzer, der es mit kräftig zupackender Hand verstand, dem lehmhaltigen Boden Ernten abzuzwingen.

Als der damalige Hauptmann Daniel Fagerberg das Gut übernahm, war es bedenklich im Niedergang begriffen. Die Ställe und Wirtschaftsgebäude waren baufällig, die Einzäunung stellenweise niedergebrochen, die Forsten verwildert. Wiesen und Äcker waren versumpft und mußten trocken gelegt, der Boden war ausgesogen und mußte durch Düngstoffe von neuem ertragfähig gemacht werden. Doch der neue Besitzer bewies bald, daß er zum Landwirt taugte.

Es wurde lebendig auf dem alten Gut. Neue Viehstallungen, denen mittels eines Gewindes Wasser zugeführt werden konnte, wurden aus Stein errichtet; hundertfünfzig Kühe vermochten sie zu fassen. Auch ein neuer Pferdestall für zwanzig Pferde wurde gebaut und da und dort in den Berghängen neue Katen aufgeführt. Der Hauptmann legte selbst eine Ziegelbrennerei auf dem Gut an. Eine Dampferbrücke wurde gebaut, und fast täglich hielt der kleine braune Dampfer „Brabucht" auf seiner schläfrigen Fahrt zwischen Norrköping und

Nävekvarn bei Schloß Bravalla; aus der ganzen Provinz wurden auf dieser kleinen Brücke Getreidesäcke auf ihrem Weg zu entfernten Käufern abgeladen. Die Äcker wurden mit auf dem Hof selbst gefertigten Röhren drainiert, die Wälder sachgemäß bewirtschaftet, neues Ackerland aus dürrem Boden gewonnen.

Der Hauptmann — oder, wie er sich nach ein paar Jahren nennen konnte, Major — auf Schloß Bravalla, war ein zielbewußter und kraftvoller Herr. Er brüllte und fluchte, daß es eine Art hatte. Wenn der Donner über die Bucht hinrollte und an der Klippe von Kvarsebo widerhallte, dann drückten sich die Kinder der Instleute näher an die Mutter und flüsterten: „Mutter, hör, wie der Major zankt!" Doch er war gerecht und tat insgeheim mancherlei Gutes.

Wenn er früh am Morgen, während der Tau noch auf dem Grase lag, und ehe er noch Zeit gefunden, sich zu rasieren, in gestickten Pantoffeln und seinem Jagdrock mit aufgeschlagenem Kragen rasch die Treppe hinunterschritt, um nach dem Wetter zu sehen und das Barometer zu prüfen, machte das Gesinde, sofern die Wetteraussichten schlecht waren, am liebsten einen gro-

ßen Bogen um die Treppe, um weit vom Schuß zu sein, falls den Major seine üble Laune ankommen möchte. Denn wenn er so auf der Treppe stand und das schwere Barometer, das er vom Nagel genommen hatte, wütend schüttelte, wozu er brüllte: „Du verfluchter Racker!", war nicht mit ihm zu spaßen. Lag während der Erntezeit das Getreide in Hocken auf dem Felde und es war Regen in Aussicht, so konnte er, wie er da auf seinem Schimmel umherritt und gleich einem General auf dem Schlachtfelde seine Befehle hinausschmetterte, seinem Gaul die Sporen geben und mit geballter Faust, Verwünschungen auf den Lippen, der Richtung der bedrohlichen Wolke entgegensprengen. „Er lästert Gott," sagten dann die Erntearbeiter scheu und schüttelten den Kopf.

Die kleine Majorin mit den großen Augen war still und ruhig. Die Leute liebten sie wegen ihrer freundlichen Stimme und ihrer großen Geschicklichkeit im Verbinden von Wunden und Erteilen von Ratschlägen bei Krankheitsfällen. Beerensammelnde Kinder brachten ihr gern ein Sträußchen Waldblumen. Hatte sie doch stets für jeden ein gutes Wort.

So gingen die Jahre hin. Der Major nahm seinen Abschied vom Regiment und widmete sich nun ausschließlich der Landwirtschaft. Die großen Schulden, die er im Anfang hatte machen müssen, um das Gut in Stand zu setzen, hatte er dank guten Jahren und vernünftiger Bewirtschaftung schon wieder zurückzahlen können. Er war ein hervorragender Gemeindevertreter und sein Wort galt viel im Landtag. Auch daheim in dem weißen Hause ging alles seinen geordneten Gang. Gäste sah man nur selten, und gewöhnlich waren es auch dann nur solche, die dienstlich in der Gegend zu tun hatten, Forstmeister, Landvermesser und andere Beamte. Wenn aber die Enten- oder Rebhühnerjagd aufging, tauchten regelmäßig verschiedene Jugendfreunde des Majors, meist frühere Regimentskameraden, mit Büchse und Vorstehhunden auf. Dann kamen die Karten zu ihrem Recht, dann wurden Krebse gegessen, dann ringelten sich, einen Stiel Petersilie im Maul, die berühmten Hechte der Brabucht, die nach Haselnüssen schmecken, auf der Platte.

Die alten Geschlechter der benachbarten Herrenhöfe waren zum großen Teil ausgestorben oder verzogen. Die

neuen Besitzer waren fremd in der Gegend; keine alten Familienüberlieferungen banden sie an die Landschaft. Neue, bequemere Verkehrswege machten die einzelnen Güter unabhängiger voneinander, als man es früher für möglich gehalten hätte. Jeder einzelne kümmerte sich nur um sich selbst, zog aus der Erde, was sie hergab, und viele der alten Güter wanderten von Hand zu Hand, wie ein Gaul auf einem Schwindlermarkt. Geld war genug da, mit der Liebe zur Scholle jedoch war es übel bestellt.

Die Majorin für ihr Teil mochte von keinem Verkehr wissen, und daher sah man fast nie fremde Damen in dem weißen Hause. Sie lebte nur für ihren Magnus.

Eines schönen Tages wurde der Major als Vertreter der Agrarier und Verfechter des Zollsystems zum Mitglied der ersten Kammer gewählt. Seine Äußerungen im Reichstag waren kurz und sachlich, und da sie in imponierender Weise vorgetragen wurden, wirkten sie überzeugend. Da er im öffentlichen Leben sein heftiges Temperament im Zaum halten mußte, machte er stets nur den Eindruck eines klugen, kraftvollen und zuverlässigen Mannes. Nachdem er beim Reichstage des

Jahres 1887 stellvertretender Vorsitzender im Staatsausschusse geworden, galt es allgemein als über jeden Zweifel erhaben, daß der Major von Schloß Bravalla Staatsrat werden würde. Es bedeutete daher einen großen Verlust für die Partei, als der Major während einer Sitzungsperiode des Reichstags ganz plötzlich am Schlagfluß in seinen Zimmern im Hotel Ostgotland verschied.

Für seine Witwe war das ein überwältigender Schlag. Nun stand sie allein in der Welt mit ihrem Sohn, der noch im gleichen Frühjahr seine Reifeprüfung am Gymnasium von Linköping ablegen sollte. Alle landwirtschaftlichen Geschäfte waren ihr so ungeheuer fremd. Von Magnus, der ja noch ein Knabe war, konnte sie sich keiner Hilfe versehen, zumal ihm jedwedes Interesse an praktischen Angelegenheiten in beunruhigendem Grade abging. Aber sie bekam in Amtmann Albin Johansson von Söderköping einen klugen und zuverlässigen Vormund für ihren Sohn und einen treuen Ratgeber für ihre eigene Person.

Nun brach ein neues Leben für die kleine Majorin an. Spät bis in die Nacht hinein konnte sie aufsitzen und

die Wirtschaftsbücher des Guts studieren, um sich mit den Verhältnissen vertraut zu machen. Wie schwer fiel es ihr oft, die Gedanken zusammenzuhalten. Wenn sie auf die langen Zahlenreihen starrte, so schien es ihr mitunter, als glichen sie einer Leiter, und gleich mußte sie dann an Jakobs Himmelsleiter denken, um die ein Engelschwarm wogte. Oder sie sah im Stallbuch die Aufstellung der Viehbestände durch und verfiel darüber in Träumereien über den ungewöhnlich poetischen und wohlklingenden Namen einer Kuh. Doch der Gedanke an die Zukunft des Knaben und des Gutes trieb sie zu immer neuen Anstrengungen an.

Der Student Magnus Fagerberg saß mit ein paar Kameraden bei Flustret*) und trank Punsch. Unter ihnen floß unter Weidenbäumen der Fluß vorbei, und auf ihrer Anhöhe im Westen leuchtete die Schloßruine rot im Sonnenuntergang.

Es war Mai und das Semester, Magnus' erstes, zu Ende.

Drunten am Deich stand die schöne Lisa, eine der Kellnerinnen, in einer weißen Schürze und fütterte die Schwäne mit Brot. Zerstreut ließ Magnus den Blick über ihre jugendliche Silhouette gleiten, wie sie sich so vorbeugte, in der unverkennbaren Sorge, sich nasse Füße zu holen oder von den Schwänen in den Finger gezwickt zu werden. In der knospenden Allee gingen einige Studenten Arm in Arm vorbei und summten „Der Lenz ist gekommen", die weißen Mützen weit über die Stirn zurückgeschoben.

Die Sonne schien.

Magnus hatte sich hintübergelehnt und rauchte in Gedanken verloren seine Zigarre. Seine Tischgenossen waren in ein eifriges Gespräch über Examina vertieft. Zwei

*) Berühmtes altes Sommerlokal in Upsala.

von ihnen hatten gerade die Kameralprüfung gemacht. Doch das interessierte Magnus nicht. Er verabscheute alles, was Examen hieß, und hatte vor, Upsala jetzt, nach einem Jahre der Unentschiedenheit und des Dahinträumens, den Rücken zu kehren.

Seine Kameraden hielten ihn für begabt, aber ein wenig wunderlich.

Nun ist das Eis in der Brabucht längst verschwunden, dachte Magnus. Jetzt blühen die weißen Anemonen in großen Büscheln. Und die Dampfboote fahren wieder vorbei. Mutter hat schon lange die Doppelfenster herausnehmen lassen. Auch die Frühjahrsputzerei ist vorüber.

„Prost, Magnus," sagte einer seiner Kameraden. „Wo bist du denn wieder mal? Woran dachtest du jetzt eben, wenn ich fragen darf?"

„An zu Hause."

„Das ist das Merkwürdige an Magnus," meinte Kandidat Ek, der sein Schulkamerad und sommers oft in Bravallahaus gewesen war, „daß er, wenn er fort ist, stets daheim ist, daheim aber ist er weit weg."

Die schöne Lisa hatte ihre Schwanenfütterung beendet und schlenderte nun wieder dem Restaurant zu. Als sie an dem Tisch der Studenten vorbeikam, warf sie Magnus einen langen, saugenden Blick zu.

„Mein Junge, mein geliebter Junge!“

Die Majorin war ihrem Sohn, der soeben angekommen war und sich, die Studentenmütze noch auf dem hellen Haar, anschickte, die Treppe hinaufzusteigen, um den Hals gefallen.

In allen Zimmern standen große Schalen mit Frühlingsblumen.

Das Zimmer der Majorin im oberen Stockwerk, das den Blick auf den Garten hatte, zeigte bereits ein gänzlich verändertes Gepräge. Auf dem Schreibtisch, auf dem sonst immer ein Gedichtband oder irgendein französisches Buch in gelbem Umschlag lag, machten sich neben den Wirtschaftsbüchern eine Menge trockener Fachschriften, wie „Der praktische Landwirt“, „Gartenkunst“, „Viehkrankheiten und ihre Behandlung“, breit.

Hier saßen nun Mutter und Sohn. Sie am Schreibtisch und er, mit einem Papiermesser spielend, daneben.

Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit weißem Kragen und weißen Spitzenmanschetten und als einzigen Schmuck eine große goldene Brosche mit einer Kamee.

„Du kannst gern eine Zigarette hier rauchen, wenn du willst, Magnus,“ sagte sie.

„O Mutter, und das sagst du, die du Tabaksgeruch nie vertragen konntest!“

„Ja, das ist wohl wahr, aber siehst du, so in der Einsamkeit habe ich gelernt, daß nichts unüberwindlich ist. Also, du willst dein Studium aufgeben, sagst du? Was willst du werden?“

„Ach Mutter, das ist mir selbst noch nicht klar. Ich weiß nur, daß ich kein Jurist werden kann.“

„Vater wollte immer, daß du Offizier würdest. Aber es ist ja ein Glück, daß er dich nun nicht mehr dazu zwingen kann. Dafür würdest du gar nicht gepaßt haben. Es fällt dir zu schwer, dich unterzuordnen.“

„Zuweilen möchte ich Künstler werden. Vielleicht Maler — nein, lieber Bildhauer. Ich glaube, das, was ich sagen möchte, würde sich besser durch die Linie, als durch die Farbe ausdrücken lassen. Doch dann denke ich auch wieder, daß ich Schriftsteller werden möchte. Aber ich bin nicht sicher, ob ich Talent habe.“

„Da ist es wohl am besten, du siehst dich zuvor ein wenig in der Welt um. Vielleicht fällt es dir dann leichter, zu einem Entschluß zu kommen. Ich habe mit deinem Vormund ausgemacht, daß du dich ein Jahr

lang im Ausland aufhalten und Sprachen studieren sollst."

„Wie gut du bist, Mutter."

„Setz dich näher zu mir, Magnus. Laß mich über dein Haar streichen, wie ich es zu tun pflegte, als du noch kleiner warst. Bist du noch mein kleiner Junge? Kannst du deiner Mutter noch ebenso klar ins Auge sehen, wie früher? Ja, du kannst es, du kannst es! Gott sei Dank, du kannst es noch, mein einziger Junge!"

Aus Magnus Wanderers Tagebuch I.

Mein bleicher Stern du, seit den Knabentagen
sah ich dahin dich zwischen größern Sternen gleiten.
Dann schwandest du. Ich konnt' es nicht ertragen
und folgt' dir über Halden, über Weiten.
Du strahltest in der Juninacht so schön —
von meiner Väter Sitz am grünen Strande
lockte mich Wandrer nach dem fremden Lande
dein stiller Glanz. Ich sah dich stehn
hoch überm Flusse, dessen Wasser wogen
im Säulenraume unter Irisblätterbogen
und leuchten wie Opal. Dann sank mein Stern
und glomm
tief über dem von Pappeln überwölbten Hause.
Von Andacht tief erfüllt, senkt' ich die Stirne fromm
und trat ins Haus. Ein Kind fand ich darin
und sank voll gläub'ger Demut vor ihm hin.

Aus Magnus Wanderers Tagebuch II.

Wie Elfenbein glänzt deine kühle Haut,
und deine Zähne schimmern marmorweiß.
Dein Haar ist düftereich wie Lindenhonigseim.
Mein Jungfraukind, schenkst du dies alles mir,
die blonde Fülle deiner jungen Schönheit,
den heißen Mund, der meinen sehnend küßt!
Du führst die Hand an deine süße Brust
und siehst mich an. Wie fernes Rauschen
zieht deiner Stimme Klang an mir vorbei.
Verstummt sitz' ich auf deines Bettes Rand,
und, deinen zarten Fuß in meiner Hand,
Senk' weinend ich das Haupt auf deinen
nackten Schoß.

Magnus trat mit einem befreundeten Künstler in einen Würzburger Antiquitätenladen. Sein Freund war Sammler. Magnus selbst sammelte nicht, obwohl sein Geschmack durch natürliche Anlage und Studien verfeinert war.

Während sein Freund eine Reihe alter Kupferstiche durch die auf dem Tische liegende Lupe betrachtete, glitt Magnus' Blick zerstreut über die Kleinkunstgegenstände hin, die unter Glas in einem Schaukasten lagen. Da wurde seine Aufmerksamkeit durch einen ovalen roten Edelstein gefesselt, der in einen einfachen Goldreif gefaßt war. Er hob den Glasdeckel auf und nahm den Ring heraus. Der Stein zeigte eine tiefdunkle Farbe von einem besonderen Burgunderton. Die Fassung war sehr einfach, jedoch ersichtlich alt, denn die Innenseite wies in altmodischer Schnörkelschrift den Namen „Frédérique" auf. Magnus legte den Ring wieder zurück, doch als er sich abwenden wollte, schien er ihn bittend aus einem großen, blutig roten Auge anzusehen. Da kaufte er den Ring und barg ihn in der Westentasche.

Aus Magnus Wanderers Tagebuch III.

Aimée, Aimé, so zart und so rein,
um deine Weiße steht schimmernd ein Schein,
wie wenn am Morgen die Alpen erglüh'n.
Im Dämmerzimmer knie ich vor dir hin
und deinen Herzschlag fühl' ich nah und dicht.
Des Himmels Sterne drängen vor dem Fenster licht
zusammen sich, um ihre blonde Schwester
in Nacht und Schönheit still zu schaun.

Aimée hielt ihre Kinderhand in die Höhe und betrachtete den roten Stein, den der schwedische Wandersmann ihr soeben an den Finger gesteckt hatte.

„Magnus," sagte sie, „warum schenkst du mir einen Ring? Du magst ja Schmuck nicht leiden."

„Du, die du zu Heiligen betest und dich mit Weihwasser bekreuzigst, willst du eine Legende hören, die ich einst träumte?"

„Erzähle!"

„Als Christus ein Jüngling war, liebte er die schöne Magdalena. Doch nachdem er ein Prophet und im Jordan getauft worden war, brach er mit ihr. Da wurde sie Hetäre.

Viele Jahre später sah sie ihn ein einziges Mal wieder. Er schleppte sein Kreuz gen Golgatha. Sie sah den Glanz, der um sein Haupt leuchtete. Da wurde sie von Verzweiflung ergriffen und ging in die Wüste.

Dort saß sie eines Abends vor ihrer Grotte und weinte.

Da fühlte sie eine Hand auf ihrem Scheitel, und Christus, den sie liebte, stand vor ihr.

Seine Hand war abgezehrt und durchsichtig, und sie trug ein rotes Wundmal.

Sie saß mit vorgebeugtem Haupt, die Hände über den Knieen verschlungen. Sie vermochte sich nicht zu rühren, nicht zu sprechen. Da streichelte seine Hand ihr die Wange und die nackte Brust. Die Tränen, die sie vergossen, sammelten sich in seiner Hand und schmiedeten sich selbst zu einer strahlenden Kette, die er um ihren Hals legte. Dann verschwand er."

„Ja, aber Magnus, warum gab Christus ihr ein Halsband? Er verwarf ja doch Schmuck und anderen irdischen Tand."

„Gewiß, Aimée," antwortete Magnus und küßte ihr Haar. „Gewiß tat er das. *Aber sie nicht.*"

Aus Magnus Wanderers Tagebuch IV.

Wie deiner küßte nie ein Mund — und trog!
Aus deinen Lippen Schönheitswonne sog
und Liebesrausch ich. O ihr Amorbogen,
wie süß entfloh euch das „je t'aime", das ihr gelogen!
Schönes Insekt du, wie so lieblich brannte
der Sonne Glitzerschein auf deiner Flügel Rand,
da ich dich, sehnsuchtschwer, auf meiner Wandrung
fand.
Doch als ich an mein Herz sie drückte, ach!
die schlimme kleine Wespe wund mich stach.

Tief unten durch das Tal schlängelt sich der Llobregat der Troubadours, der Blumensänger. Hoch oben jedoch auf dem heiligen Montserrat ist alles gleichsam bewegungslos. Hier steht die Zeit stille. Ohne eine Nadel zu rühren, halten die schwarzen Zypressen zu beiden Seiten des Bergwegs, der nach dem Heiligtum führt, Wache. Kühl und dunkel ist es unter ihrer Wölbung. Wandeln Menschen darunter, so schweigen sie oder flüstern, nur dem Ohr des Nächstgehenden vernehmbar. Hier ist man hoch über der Welt, über all ihrer Unruhe, ihrem Kummer. Liebespaare, die ihren Weg hier hinauf suchen, wo die Namenlosen in den weißen Mauern des Klosters Schutz finden, fühlen ihr Herz heiß werden von Dankbarkeit gegen die heilige Muttergottes, die ihnen die Arme entgegenbreitet und ihren sternbesäten Mantel schirmend um sie schlägt.

Schwer wogt der Duft der Mimosen in der Luft.

Drin im Tempel brennen Tag und Nacht Wachslichter vor dem vom Alter geschwärzten Madonnenbildnis. Mit unergründlichem Lächeln blickt die Muttergottes vor sich hin. Sankt Lukas, der Apostel, hat das Bild geschaffen; Engel führten ihm Hand und Meißel. Seit

mehr als tausend Jahren hat Geschlecht um Geschlecht sich Marias Fuß genaht, ihr seine Sorgen oder seinen Dank zugetragen, gleichwie die Wogen des Meeres am Fuße derselben Klippe bald Blumen, bald die Trümmer eines Wracks anschwemmen. Und jeden Abend zur Vesper erbraust unter dem alten Gewölbe ein Salve, gesungen von la Escalonia, der berühmten Akademie der Mönche für geistliche Musik.

Unter den Pilgern, die an diesem Morgen beim Bruder Torwart den Schlüssel zu einer der Gastzellen des Klosters erbaten, war ein blonder nordischer Wandersmann mit flaumigem, jugendlichem Kinnbart. Er war in Kniehosen gekleidet und trug sein Gepäck in einem grünen Ränzel auf dem Rücken. In der weißgekalkten Zelle, deren Wände unflätige Reisende mit heißen spanischen oder katalanischen Strophen besudelt hatten, hatte er sich in dem Wasser gewaschen, das er selbst dem Löwenmaul des Marmorbrunnens entnommen hatte. Nun kniete er zwischen schwarzgekleideten Spanierinnen und Bauern in roten Zipfelmützen mit gefalteten Händen unter dem von unsicheren Lichtwellen schwach erhellten Gewölbe.

Die Orgel spielte noch; der Gesang war leise verklungen. Die Andächtigen erhoben sich, bekreuzigten sich und schritten dem Ausgange zu. Mönche und Chorknaben begannen, die Lichter zu löschen. Der Wanderer Magnus lag noch immer vor dem Madonnenbild auf den Knien.

„Mutter Gottes," betete er, „heilige Mutter Gottes, du, die die Jahre tiefer geschwärzt haben als die jungen Weiber der Salomoninseln. Bist du heilig, wie das Volk es von dir glaubt, so zeige deine Macht. Ich bin gewandert. Ich habe gesucht und gesucht. Ich habe den Sykomoren der Urwälder, dem Brausen des Atlantik gelauscht. Ich hörte den Ganges zwischen Lotosblumen, hörte Buddhas heiligen Baum rauschen. Ich habe in schwedischen Dorfkirchen und im Tempel Petri des Fischers gekniet. Ich habe mich in der Wüste vor dem Grab des Propheten geneigt, ich habe Tauben auf dem Altar des Venus geopfert. Doch nie wurde mir eine Antwort. Ich will wissen, was ich nicht weiß! Sag mir, Madonna: *Was suche ich?*"

Unbeweglich wie zuvor starrte das Madonnenbild vor sich hin. Doch im Luftzug einer Tür flatterte eine

der Blumen, die im Laufe des Tages zu ihren Füßen niedergelegt worden, auf die Stufen vor Magnus nieder.

Er hob sie auf und betrachtete sie.

„Ein Stiefmütterchen, nur ein Stiefmütterchen! Die Blume Anna Catherinas! Unkraut, das sich dem entgegenwendet, der niemals kommt!"

Er schleuderte die Blume gegen das Madonnenbild und verließ die Kirche im Zorn.

Aus Magnus Wanderers Tagebuch V.

Stumm sitzt sie da, stumm starrt sie in die Glut,
die Hände müßig unterm Knie verschlungen.
In Trümmer sank mein lichtes Traumschloß einst,
es fiel ein Wort. Nun ist das Lied verklungen.
Sei still. Sie atmet. Sieh, sie hebt den Blick,
der auf verwelkter Dornenrose müd' verweilt.
O Schatten du, der stumm mein Wachen teilt,
du gingst nicht fort — doch kehrst auch nie zurück.

Ein letztes Mal war er an dem heiligen Fluß entlang gewandert, in dem bei Sonnenaufgang Tausende und Abertausende dunkler, geschmeidiger Menschen ihre Waschungen vornehmen. Ein letztesmal hatte er den dikken, qualmigen Rauch von den alten Stufen über dem Wasser wallen sehen, auf denen die Scheiterhaufen für die Abgeschiedenen geschichtet werden. Noch zögerte er im Schein der sinkenden Sonne bei den goldenen Lotosbüschen, die über dem Weiher in Schivas Tempel schwankten, dem Tempel, in dessen Innerem aus Felsgestein gehauene Elefanten durch das Dunkel der Grotten starrten. Doch nun wollte er fort. Er war müde.

Er saß an dem Steinbecken des heiligen Weihers, das im Schmuck des Mooses wie von Gold und Saphiren geziert schien. Über den Lotosblumen schwebten auf blauen, durchsichtigen Flügeln Insekten, hier und da wurde der stille Wasserspiegel von dem schlangenähnlichen Hals und Kopf einer Schildkröte zerschnitten. Alles war so still. Gestreifte Eichhörnchen jagten einander, als wären sie Mauereidechsen, über die Flächen der Tempelfassade, und auf dem Gesims eines der nächstgelegenen Dächer riß ein weißäugiger Rabe die Ein-

geweide aus einer toten Schlange, die er in den Klauen hielt.

Da ging ein Windstoß durch die Stille, ein schwacher Hauch der Verwesung kroch an den Träumer heran.

Er blickte auf.

Tief drinnen im Dunkel sah er von fern durch eine der Tempelöffnungen der Klippe ein paar Inder vor einem vergoldeten Götzen mit unzähligen Armen, die er unablässig um sich schwang, im Staube liegen. Vor dem Bild des Gottes duftete ein Blumenopfer.

„Indien, Indien," sprach Magnus der Wanderer zu sich selbst, „du bist schön — herrlich bist du."

Die Sonne brannte, obwohl er im Schatten saß, so stark, daß er, wenn er die Augen schloß, blaue Kugeln vor sich tanzen zu sehen vermeinte.

„Und doch, wie ist die Schönheit des Orients mit Fäulnis durchsetzt! Über der goldenen Lotosblume schwebt ein Pesthauch. Ist darum Schiwa, Mahadöh Schiwa, nicht nur Mahadöh, der Weltenherrscher, sondern auch Mahakala, der Zerstörer? Ich will fort — fort, heim zu den frischen Quellen, in mein Land, das Land der beiden Winter, des weißen und des grünen."

Im Bungalow-Hotel lag sein indischer Diener, bereits in Schlaf versunken, auf der Schwelle seines Zimmers, und ihm zur Seite der wartende Punkamann. Sie erwachten bei seinen Tritten. Der Diener öffnete die Tür zu dem großen, dunklen Raum, in dessen Hintergrund das Bett schon unter dem Moskitonetz bereitet war. Der Mann draußen hatte sich auf den Fußboden gesetzt, die hellere Unterseite seiner Füße mit gespreizten Zehen gegen die Wand gedrückt, und fing an, an dem Seil zu ziehen — langsam und träge, wie der Glöckner einer schwedischen Dorfkirche. Drin begann die Punka unter dem Dache zu knarren. Das Zimmer hatte mit einem Male Lungen bekommen, die schwer Atem holten.

Der Wanderer hatte sein Puyama übergeworfen und sich auf dem Bett ausgestreckt. Der Diener, der die braunen Schnürstiefel hinausgetragen hatte, stand mit über der Brust gekreuzten Armen in der Tür.

„Willst du noch etwas?"

„Sahib wünschen kleines, kleines Frau?"

Magnus nickte zerstreut und drehte sich auf die Seite. Er wollte trotz der Hitze versuchen, zu schlafen.

Morgen wollte er abreisen. Sollte nicht gerade jetzt

ein P. & O.-Dampfer von Colombo abgehen? Über Tuticorin konnte er ihn noch erreichen. Morgen beizeiten wollte er aufbrechen.

Von dem Wasser träumend, das gegen die Klippe bei Bravallahaus klatschte, schlummerte er erfrischt ein.

Bald erwachte er wieder. Draußen ertönten Stimmen. Die Tür ging auf. Es war der Diener, der mit einem anderen Hindu sprach. Der schob eine gleich einer festumwickelten Mumie in ein Tuch gehüllte zarte und schlanke Gestalt ins Zimmer.

Die Tür schloß sich wieder. Magnus erhob sich auf den Ellbogen. Was war das? Schlank wie eine griechische Amphora stand die schmale Gestalt mitten im Zimmer. Ihre Linien vermochte er in dem hereinbrechenden Dunkel nicht zu unterscheiden.

„Come here," sagte Magnus.

Unbeweglich blieb die Gestalt stehen.

„Come here," wiederholte er bestimmter. Doch es geschah nicht nach seinem Willen.

Er sprang aus dem Bett und auf die Gestalt zu, die so hartnäckig Loths Frau spielte.

Er faßte ein Ende des Tuches und begann, sie auszuwickeln.

Ein junges, nacktes Mädchen stand vor ihm, unbeweglich wie eine bronzene Statue. Ihre geschmeidigen Arme waren über ihre Schultern gekreuzt. Um Handgelenke und Spann trug sie silberne Reifen, in dem blauschwarzen Haar einen Kranz duftender weißer Tuberosen.

Sie schien vor Furcht zu zittern.

Mit sanfter Gewalt hob er ihren Kopf in die Höhe. Sie war jugendlich schön. Ein blaßroter Rubin brannte ihr im linken Nasenflügel.

„Dummes Kind," sagte er in seiner Muttersprache. „Weshalb zitterst du? Glaubst du, Magnus der Wanderer würde sich zu gewalttätigem Handeln erniedrigen?"

Zart ergriff er sie bei der Hand, führte sie zum Bett und zog das Moskitonetz über sie und ihn.

Die Hände im Schoß, saß sie vornübergebeugt auf dem äußersten Rand des Bettes. Er selbst streckte sich, die Arme unterm Kopf, lang aus und betrachtete sie.

Ihr Hals war lang und schmal. Das schöne Haupt gesenkt, wie die Blüte einer dunklen Tulpe.

„Was ist Frauenschönheit ohne Leben, ohne Hingebung," dachte er. „Ein toter Vogel. Wohl glänzen seine Flügel, doch sie können nicht zur Höhe tragen."

Er kehrte sich um, zu schlafen.

Lange saß sie unbeweglich. Durch seine halbgeöffneten Lider sah er, wie sie langsam den Kopf wandte und ihn betrachtete. Dann blickte sie nach der Tür, als wollte sie fliehen. Noch einmal wandte sie sich ihm zu und betrachtete forschend sein Antlitz. Langsam beugte sie sich dann auf seine Hand nieder und küßte sie daunenleicht, wie der Schmetterling die Zitronenblüte.

Er richtete sich auf und zog sie sanft an sich. — —

Als er erwachte, war er allein im Zimmer. Er erhob sich und dachte: „Heute reise ich!" Und halblaut sagte er ein paar Zeilen vor sich hin, die er einst in sein Tagebuch eingetragen:

Doch aus ferner Länder Schwüle
über Wälder, Berge, Wasser,
ziehen meiner Sehnsucht Schwalben
hin zu meinem weißen Schlosse,
wie es schlummert in der Kühle
düfteschwangrer Sommernächte.

Der Diener in seinem weißen Turban stand auf der Schwelle, ein Brett mit Tee und Früchten auf der flachen Hand. Plötzlich empfand Magnus den Duft tropischer Blumen, sah sich um und gewahrte die geknickten, halbverwelkten Blütenkelche im Bett.

In seiner Hand sammelte er die Tuberosenblätter, und er gedachte des indischen Mädchens.

„Blütenblätter," sprach er zu sich selbst, „ich will euch bewahren und euch in mein kaltes Land mitnehmen zur Erinnerung an das Kind, das euch im Haare trug. Sie war Indien, das schlafende, das für mich einst auf einen Augenblick erwachte. Alles, was dies Land an heiligem Aberglauben, an Dschungelmystik, an Furcht des Naturkinds kennt, wurde mir in einem Kuß geboten. Ich will euch mitnehmen, verwelkte Blüten, als einzigen von Indiens Schätzen. Wenn daheim der Wind pfeift, wenn die Dielen vor Kälte knarren, wird ein schwacher Hauch aus euren Kelchen mich vielleicht daran gemahnen, daß ich freiwillig zu Eis und Schnee heimkehrte."

Schloß Bravalla, den 3. Mai 1895.

Magnus, mein geliebter Junge!

Hab Dank, unaussprechlichen Dank, für Deinen letzten Brief! Mit inniger Freude entnehme ich daraus, daß Du Deines ruhelosen Wanderlebens nun endlich müde zu werden beginnst und ernstlich ans Heimkommen denkst. Wie sehr mich das freut, vermag ich Dir nicht zu sagen. Du weißt, wie ich mich nach Dir gesehnt habe, aber Du weißt auch, daß ich Deine Entwicklung nicht beeinflussen wollte. Ich wollte ja, daß mein Junge alle Herrlichkeit der Welt sehen sollte, um das Heim seiner Kindheit um so tiefer lieben zu lernen. Ich wußte, daß der Stern, an den Du so fest glaubst, Dich früher oder später wieder nach Hause zurückführen würde.

Es sind nun sieben Jahre, daß Du die Welt durchstreifst. Durch Deine Briefe war es mir immer möglich, Dir in Gedanken auf Deiner langen Wanderfahrt zu folgen, und die ganze Zeit hatte ich das Gefühl, als begleite ich Dich wirklich. Aber wieder und wieder frage ich mich, was mein Junge in diesen Jahren gewonnen, was er vielleicht verloren hat?

Du hast das Glück gehabt, Deine Kräfte in vielen Richtungen erproben zu können, zugleich aber das Unglück, keinen Weg ganz bis zu Ende zu gehen.

Als Du es in Rom als junger, suchender Bildhauer so weit gebracht hattest, daß die Menschen auf Deine Arbeiten aufmerksam wurden, an Dein Talent glaubten und Dir eine schöne Zukunft verhießen, wurdest Du plötzlich des Ganzen überdrüssig, warfst Deine Modellierhölzer in die Ecke und schlugst die Ateliertür hinter Dir zu.

Als Du dann mit Deinen Gedichten und Reisebeschreibungen die Anteilnahme größerer Kreise zu erwecken begannst und auf dem Wege dazu warst, Dir einen Namen zu erringen, da verlorst Du wiederum die Lust an Deiner Arbeit und hörtest plötzlich auf, zu schreiben.

Als Du Aimée trafst und mir Deinen ersten, begeisterten Brief über sie schriebst, ward ich von Herzen froh, denn ich glaubte Dich gerettet. Aber als — trotz ihrer im übrigen so bezaubernden Eigenschaften — ein gewisser (bei uns Frauen leider nicht allzu seltener) Mangel an Wahrhaftigkeit in ihrem Charakter und eine be-

dauernswerte Selbstvergötterung Dir unerträglich wurden, als Dir, glücklicherweise, ehe es zu spät war, zur Gewißheit wurde, daß Du Dich getäuscht hattest, da trauerte ich mit Dir. Ich verstand, mit welcher Verzweiflung im Herzen Du ihr Lebewohl sagtest. Und ich ängstigte mich um Dich, denn ich wußte, daß mein Junge von Stund an auf einem Fahrzeug hintreiben würde, dessen Segel zerrissen und dessen Anker verloren war.

Und Du triebst dahin . . .

Nun ist mein Junge nach sieben langen Jahren wieder auf dem Weg nach Hause. Gott sei für seine große Gnade gepriesen!

Hier ist sich alles gleich geblieben, außer Deiner Mutter, die weißes Haar bekommen hat und nun eine alte, verblühte Frau ist. Ich kann nicht mehr viel Arbeit vertragen, aber ich habe eine gute Hilfe an Karin Erlandsson, der Tochter des Inspektors, dem kleinen Mädchen mit dem langen blonden Zopf, das auf dem Hof zu spielen pflegte, als Du noch zu Hause warst. Nachdem sie nun erwachsen ist und die höhere Mädchenschule durchgemacht hat, habe ich sie zu meiner Unterstützung

und Hilfe ins Haus genommen, und sie ist mir zur großen Freude geworden.

Der Amtmann, der die Verwaltung Deiner Geschäfte besorgt, war vorige Woche hier. Leider hatte ich an jenem Tage Deinen Brief noch nicht. Er war ganz bekümmert über die großen Summen, die Du verbrauchst. Alles, was der Hof eingebracht hat, war er gezwungen, Dir zu senden. Es seien nun keine Mittel für Ausbesserungsarbeiten übrig, und Du hättest ihn zudem auch gar zu scharf an die Wälder herangehen heißen. Er sagte, wenn nicht zufällig diesen Winter der Strömlingsfang so besonders ergiebig gewesen wäre, würde es ganz übel aussehen. Gott sei Dank, daß Du nun heimkommst und die Sachen selbst in die Hand nimmst. Der Amtmann fängt an, zu alt zu werden, und ich selbst bin so müde und verbraucht.

Der Gedanke, daß es Deine Absicht ist, Dich nun wirklich und wahrhaftig hier niederzulassen, macht mich glücklicher, als ich sagen kann. Der Mensch, der zu der Scholle, auf der er geboren ist, keine Beziehungen fühlt, ist in meinen Augen ein beklagenswertes Geschöpf. Vielleicht ist gerade das Gefühl, daß man auf einen be-

stimmten Erdenfleck gehört, die Triebkraft in dem großen Gefühl der Vaterlandsliebe. Die Mietsleute der Städte sind ein zivilisiertes Nomadenvolk, aber ein Nomadenvolk, das unter fremdem Zelte schläft. Der Edelmann ohne Grund und Boden ist ein Schlüssel ohne Schloß, ein Reiter ohne Roß, ein Sänger ohne Stimme. Er ist wie der Baum, der auf den Wogen treibt.

Komm nun heim und pflüge Deine eigene Erde! Glaube nicht, wie man früher dachte, und wie noch jetzt die meisten denken, daß zum Landwirt der noch immer taugt, der es nicht bis zum Studenten bringen konnte. Es ist gerade umgekehrt. Ein Landwirt braucht heute nicht nur kräftige Arme, sondern auch soviel an Kenntnissen und Intelligenz, wie nur immer möglich. Vor allem aber — Liebe zur Scholle, die ihm sein Brot tragen soll.

Darum heiße ich Dich willkommen daheim, mein Junge, nicht nur in meinem eigenen Namen, sondern auch in dem der Felder, Wiesen, Wälder! Ich bin sicher, daß an dem Tag, an dem Magnus der Wanderer auf den Hof seiner Kindheit zurückkehrt, die Sonne heller leuchten wird, als an anderen.

Auf einen Umstand aber, der Dir vielleicht etwas Kummer bereiten wird, muß ich Dich vorbereiten. Ich kann nicht lange bei Dir bleiben. Ich muß fort. Du brauchst mich nicht länger, und ich habe eine andere Pflicht zu erfüllen.

Ich habe Dir schon vor einiger Zeit berichtet, daß mein Vetter, der Dichter, den ich seit meinen Kindertagen lieb habe, jetzt gelähmt ist. Nachdem nun seine Schwester, Tante Hortence, tot ist, fühlt er sich so unbeschreiblich einsam und allein. Er braucht mich nötiger als Du, und ich habe mich erboten, zu ihm zu kommen. Viel kann ich ja nicht für ihn tun, aber ich kann wenigstens dafür sorgen, daß alles um ihn hell und freundlich ist, und wenn der Tod kommt, kann ich seine Hand halten.

Beschleunige daher Deine Heimreise. Du mußt ja schon nächste Woche hier sein können. Telegraphiere mir von Berlin aus den Tag Deiner Ankunft. Noch einmal umarmt Dich innig

Deine Mutter.

Neujahrsnacht vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert.

Der weiße Saal auf Schloß Bravalla.

Das Tischtuch liegt noch auf dem Tisch, zwei Armleuchter senden ihr flackerndes Licht durch den Raum.

Beim Tisch mit der Schieferplatte steht an dem Fenster, das nach der Brabucht hinaus geht und dessen Scheiben fest in dem tiefen Rahmen sitzen, Magnus der Wanderer, den Arm um die schlanke Gestalt seines jungen Weibes gelegt.

Draußen über dem Eise funkeln die Sterne.

„Wie schön es hier ist, Magnus," sagt sie. „O, daß du je von hier fortreisen konntest!"

„Ich suchte etwas," antwortete Magnus.

„Und du fandest es?"

„Ja, Karin."

„Was suchtest du?"

Er drückte ihren Kopf an seine Brust und antwortete: „Dich!"

Sie schwiegen eine Weile. Über Kolmarden fiel eine Sternschnuppe.

„Sag mir eines, Karin," sagte Magnus dann. „Wie

konnte Mutter nur vorher ahnen, daß wir einander finden würden, du und ich?"

„Daß ich dich lieb hatte, seit ich ein Kind war, das wußte sie ja. Um das zu merken, war weder Scharfsinn noch Phantasie notwendig. Daß aber auch du mich liebgewinnen würdest, das konnte ihr Mutterherz nur ahnen, unmöglich aber im voraus wissen. Weißt du aber, warum ich glaube, daß Deine Mutter wünschte, es käme so? Du hättest ja bekommen können, wen du nur wolltest. Wie viele reiche, vornehme Mütter würden dich nicht gern zum Schwiegersohn genommen haben! Und ich war doch nur ein armes kleines Ding von deinem Gutshof. Warum, glaubst du, wollte sie, daß ich dein wurde?"

„Weil du gut und weil du schön bist."

„Nein, Magnus, deine Mutter kannte wohl Frauen, die schöner und besser waren als ich. Es war, weil sie Bravallahaus liebte und fand, daß ich hierher gehöre, wie eine Pflanze, die hier festgewurzelt ist. Du weißt ja, daß die Erlandssöhne schon so lange hier auf dem Hof sind, seit den Zeiten der ersten Greise. Und des-

halb hoffte sie vielleicht, daß ich ihr helfen würde, ihren Jungen an den Hof zu fesseln."

„Mein Mütterchen!"

„Ja, sie liebte dich. Vielleicht hat sie dir größere Opfer gebracht, als wir je verstanden haben."

„Aber nun schläft sie ruhig unter dem weißen Schnee."

„Jetzt schläft sie ruhig, Magnus, denn sie weiß, daß ein junges Kind von ihrem Hofe, dessen sie sich einst annahm, groß geworden ist und ihr Werk fortsetzen will. Weißt du, was ihre letzten Worte an mich waren?"

„Das hast du mir nie erzählt."

„Kleine Karin, sagte sie, ich sterbe so frohen und dankbaren Herzens, denn die beiden, die mich brauchten, sind nun im Hafen."

„Ich verstehe wohl, wer der andere war."

Wieder schwiegen sie eine Weile. Dann sagte sie:

„Denkst du daran, daß heute Neujahrsnacht ist?"

„Ja," antwortete Magnus. „Die Nacht, die ins neue Jahrhundert hinübergeleitet."

„War es nicht gerade hier an diesem Tisch, daß Sigrid Svanehielm in einer Neujahrsnacht an gebrochenem Herzen starb?"

„Doch, so heißt es. Denk nur, wie hier im Saale Jahrhunderte hindurch Geschlecht um Geschlecht das neue Jahr gegrüßt hat.“

„Magnus, ich habe vergessen, dir etwas zu erzählen, was ich dieser Tage entdeckt habe. Aber da du gerade von den Menschen sprichst, die früher hier gelebt haben, fällt es mir wieder ein. Weißt du, daß hinter dem Bilde Mauritz Birgersson Grips eine Nische ist?“

„Einbildung! Was meinst du damit?“

„Als wir unsere Weihnachtsputzerei abhielten, bemerkte ich, daß ein Stück von dem Rahmen des großen Porträts in der Diele heruntergefallen war. Ich holte die Leiter, um es wenn möglich mit ein paar feinen Nägeln wieder zu befestigen. Da hörte ich beim Hämmern deutlich, daß hinter dem Bild ein Hohlraum in der Mauer sein muß. Ich wollte es dir schon erzählen, habe es aber bis zu dieser Minute vergessen.“

„Vielleicht liegt irgend ein geheimer Gang dahinter. Laß uns nachsehen.“

„Jetzt, so spät?“

„Ja, gerade jetzt, in der Neujahrsnacht. Bist du bange?“

„Bange? Ich? Wenn wir nur die Kinder nicht aufwecken.“

Er ging ins Servierzimmer, um Leiter, Hammer und Meißel zu holen.

Ganz recht. Hinter dem Bilde hörte es sich ganz hohl an. Rasch war der morsche Rahmen gelockert und vorsichtig von der Mauer losgemacht. Eine Staubwolke zog über die Treppe hin und brachte das Talglicht in Karins Hand zum Flackern.

„Huh, hier tut ein Besen not,“ meinte sie.

Das Bild löste sich von der Wand. Dahinter gähnte eine Nische in der Wand.

„Leer,“ sagte Magnus und stellte das Bild hin.

„Nein,“ erwiderte Karin, „ganz hinten steht etwas. Ich werde hineinleuchten, damit du es auch sehen kannst.“

In der Tiefe der Nische stand eine kleine dunkle Kiste, über und über mit Staub bedeckt.

„Es ist eine Truhe,“ sagte Magnus. „Am Ende ist es gar Mauritz Birgerssons Schatz.“

„Laß mich einen feuchten Staublappen holen, bevor du sie anrührst,“ sagte Karin. „Dann machen wir wenigstens die Treppe nicht schmutzig.“

„Was glaubst du, daß in der Truhe ist?“ fragte Magnus.

„Vielleicht ist sie leer.“

„Das glaube ich auch beinahe,“ stimmte Magnus, der sie jetzt mit beiden Händen gefaßt hielt, zu. „Sie ist ja ganz leicht.“

„Es liegen möglicherweise Dokumente drin. Pergamente mit großen Siegeln.“

„Nein. Es liegt ein einzelner Gegenstand drin, etwas, das klappert. Leuchte mir nur jetzt voran, wir wollen sie in den Saal hinauf schaffen.“

Oben stellte er die Truhe auf Sigrid Svanehielms Tisch.

„Es stehen Eisenbuchstaben auf dem Schloß und eine Jahreszahl,“ sagte Karin, nachdem sie den Staub abgewischt hatte. „M. B. S. G. steht da und darunter A:o MDC.“

„Mauritz Birgersson Grip Anno 1600,“ sagte Magnus. „Es ist kein Zweifel. Wir haben seine Truhe gefunden.“

„Den Schlüssel, Magnus, den Schlüssel!“

Magnus knöpfte den Kragen auf und zog die Kette mit dem Schlüssel der Greife hervor.

Mit fester Hand steckte er ihn ins Schloß.

Die Gatten lehnten die Köpfe aneinander.

Der Schlüssel drehte sich schwer. Endlich sprang das Schloß auf.

Auf dem Boden der Truhe lag ein Gegenstand.

„Nur eine Maurerkelle," sagte Magnus und betrachtete sie. „Nur eine gewöhnliche Maurerkelle, die nicht einmal eine Inschrift trägt."

Sie schwiegen eine Weile.

„Es muß ein Sinn dahinter verborgen liegen," sagte Karin schließlich.

„Ja — und was für einer?" sagte Magnus. „Der Überlieferung nach soll in der Truhe ja etwas liegen, das, richtig angewendet, Glück bringt. Verstehst du nun?"

„Ja," antwortete Karin. „Mauritz Birgersson Grip wollte seine Söhne lehren, daß es ohne Arbeit kein Glück gibt."

„Und er hatte recht," sagte Magnus und küßte ihre Stirn.

„Die Maurerkelle geben wir unserem Jungen," fügte er hinzu. „Komm, wir wollen zu den Kindern hineingehen."

Magnus ging mit dem Kandelaber voran, Karin trug die Maurerkelle in der Hand. Im Brabuchtzimmer angekommen, setzte Magnus den Leuchter auf den Sekretär, dann traten sie zu den Kindern.

Da schliefen Wilhelm und Kirstin frisch und rosig. Der Knabe hatte seine Weihnachtstrompete in der Hand, und das Mädchen, dessen lockiges blondes Haar sich über die runden Wangen ringelte, hielt seine Puppe an sich gedrückt.

Leise legte die Mutter die Maurerkelle auf das Bett des Knaben.

„Das Erbe der Greife," sagte Magnus.

„Die Neujahrsgabe der Jahrhunderte," fügte Karin hinzu.

Denn in diesem Augenblick tat die Schloßuhr die ersten der zwölf Silberschläge. Das neue Jahrhundert war angebrochen.

Neununddreißig

Epilog in einem Akt

Deutsch von Johannes von Guenther

Geheftet M. 1.–, Luxusausgabe M. 8.–

Dieser in Schweden mit dem allergrößten Beifall aufgenommene, szenisch höchst wirksame Einakter ist eine symbolische Lobpreisung der menschlichen Größe des Roten Kreuzes. — Ein junger Aristrokat, der in die Fremdenlegion nach Afrika verschlagen worden ist, spielt die Hauptrolle. In einem Gefecht mit den Mahdisten wird er zu Tode verwundet. Auf dem Todesbette findet er seine Jugendgeliebte — eine Schwester des Roten Kreuzes. Sie drückt dem Sterbenden die Augen zu.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.